

Aus dem Tschechischen übersetzt von Kurt Krolop

Dietz Verlag Berlin 1961

I. Zur Einführung

Der größte Teil der Sekundärliteratur über Karl Marx und Friedrich Engels betrifft deren kommunistische Anschauungen, also den Zeitraum nach 1844, nach jenem historischen zehnwöchigen Treffen der beiden in Paris, von welcher Zeit an ihr gemeinsamer Weg und ihre enge Zusammenarbeit für das ganze Leben datieren. Eine Reihe von Schriften beschäftigt sich zum Beispiel mit dem Vergleich der Quellen des Marxismus mit seinen fertig ausgearbeiteten Thesen und rekonstruiert die Wechselbeziehungen zwischen diesen beiden Entwicklungsstufen. Das gehört zu den wichtigsten Seiten bei der Erforschung der Entstehungsbedingungen des Marxismus. Geringeres Interesse galt bisher der Erforschung der geistigen Wege, auf denen Marx und Engels die einzelnen Elemente dieser Quellen zu dem umwerteten, was sie uns heute sind. In dieser Hinsicht wurde Karl Marx, dem führenden Geist dieses Freundespaars, bis jetzt größere Aufmerksamkeit zuteil, und zwar sowohl durch die Anzahl der Werke, die nur ihm gewidmet sind, als auch in denjenigen, die dem Leben und Wirken beider Klassiker nachgehen. Der Grund dafür mag vielleicht einmal darin liegen, daß Engels nach seinen eigenen Worten in diesem schöpferischen Freundesbund nur die zweite Geige spielte, zum anderen aber auch darin, daß Marx zum dialektischen Materialismus über eine gründliche Erforschung und Überwindung der klassischen deutschen Philosophie gelangt war. Auf diese Weise wurde die Entwicklung des jungen Marx unbestritten zum Mittelpunkt des Interesses und der Forschung für den Philosophen.

Bei Engels liegen die Dinge anders. Engels hatte nicht wie Marx die Möglichkeit eines Universitätsstudiums, ja er hatte noch nicht einmal das Gymnasium absolviert, als der Vater ihn gegen seinen eigenen Wunsch, ohne Rücksicht auf die hervorragenden Ergebnisse in der vorletzten Klasse, von der Schule und in seiner eigenen Fabrik in die kaufmännische Lehre nahm. Marx schloß sein Universitätsstudium mit einer Arbeit aus [6] dem Bereiche der griechischen materialistischen Philosophie ab, während dem jungen Engels eine allgemeine philosophische Grundlage fehlte. Engels war Autodidakt und hospitierte lediglich während seiner Militärzeit als Einjährig-Freiwilliger in einigen Vorlesungen an der Berliner Universität. Zur Philosophie, und zwar unmittelbar zur junghegelianischen Philosophie, gelangte er später als Marx durch die Vermittlung der Religionskritik. Von dem Zeitpunkt an, wo Engels sein Elternhaus verließ, hatte er mit einem starken religiösen Erbeil zu ringen, er kämpfte zunächst gegen die Tradition der Orthodoxie, dann gegen den Gottesglauben überhaupt. Ein gewisser, wenn auch inkonsequenter Widerstand des Jungen Deutschland gegen die starre kirchliche Orthodoxie führte ihn neben anderen Berührungspunkten eine Zeitlang in die Nähe dieser literarischen Bewegung. Sobald er jedoch erkannte, daß dieser Kampf weit entschiedener und erfolgreicher von den Junghegelianern geführt wurde, suchte er seine theoretischen Argumente bei ihnen und wurde schließlich während des aktiven Kampfes der Junghegelianer gegen die durch Schelling repräsentierte reaktionäre kirchlich-staatliche Politik einer ihrer hervorragendsten öffentlichen Polemiker.

Engels gelangte also zur Philosophie auf einem Umweg, keineswegs wie Marx durch unmittelbares Studium, sondern dadurch, daß er Antworten auf Fragen suchte, denen er in seiner Jugend begegnete. Die ersten Anfänge einer weltanschaulichen Entwicklung sind deshalb anderswo zu suchen.

Schon ein oberflächlicher Blick auf die publizistischen Anfänge des jungen Engels drängt uns die Frage auf, welche Rolle bei seiner außergewöhnlich schnellen Entwicklung über verschiedene religiöse, philosophische und politische Anschauungen wohl die Literatur gespielt haben mag. Hatte Engels sich doch damals als Lebensziel gesetzt, schöpferischer Literat, Dichter, Journalist, kurz eine allseitig literarisch wirkende Persönlichkeit zu werden, wie das in den dreißiger und vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts unter der bürgerlichen Intelligenz Deutschlands gang und gäbe war. Zum Beweise, daß Handelsberuf und Dichtung sich erfolgreich verbinden lassen, diente ihm Ferdinand Freiligrath, damals bereits ein Dichter von Ruf, der im Rheinland, der Heimat des jungen Engels, als Handlungsangestellter wirkte und für den angehenden Schriftsteller für kurze Zeit Vorbild war.

Diese literarische Etappe in der Entwicklung des jungen Engels blieb [7] lange Zeit unbeachtet, und obwohl sein von ihm verwandtes Pseudonym von neuem enthüllt, und nach und nach weitere

unbekannte Handschriften ihm zugeschrieben werden konnten, beschäftigte man sich doch mit Engels größtenteils nur von der Zeit an, da er Kommunist geworden war, das heißt vom Jahre 1844. Und doch mußten die Wurzeln seiner kommunistischen Überzeugung in die Periode seines jugendlichen „Sturmes und Dranges“* (wie er selbst sie in dem Vorwort zu seiner Schrift über Feuerbach nennt) hinabreichen, in jenen Prozeß leidenschaftlicher Aufnahme und Umwandlung der verschiedensten Anschauungen und Einflüsse, die vorwiegend auf literarischem Wege zu ihm gelangten.

Die Beziehung des jungen Engels zur Literatur während des kurzen Abschnittes seiner geistigen Entwicklung in Bremen erweist sich also als grundlegend und gründlicher Erforschung wert.

Später teilten sich bereits Engels' Interessen zwischen philosophischen, ökonomischen und politischen Fragen, und die Literatur selbst stand nicht mehr im Vordergrund, obwohl sie ihm während seines ganzen Lebens außerordentlich nahestand, widmete er doch dem literarischen Geschehen große Aufmerksamkeit und lebhaftes Interesse (vor allem in den letzten Jahren seines Lebens). Darüber belehrt uns ein Blick in den von Michail Lifschitz besorgten Sammelband mit Arbeiten von Marx und Engels über Kunst und Literatur (Berlin 1953). Diese Auswahl ist freilich bei weitem nicht vollständig und gibt in ihrer thematischen Reihung der Auszüge keinen Überblick über die chronologische Folge. Sie zeigt jedoch, daß Engels – ähnlich wie Marx – wiederholt auch noch heute für Literaturgeschichte, -kritik und -ästhetik richtige und gültige Anschauungen ausgesprochen hat.

Die neue Ausgabe der Schriften von Marx und Engels enthält im ersten Band (Berlin 1956) nur einen Bruchteil der Engelsschen Arbeiten aus dieser Periode, und auch der russische Ergänzungsband, der Jugendschriften umfaßt (Moskau 1956), ist nicht vollständig. Deshalb bleibt für die Erforschung der Entwicklung des jungen Engels grundlegendes Quellenwerk der zweite Band der I. Abteilung der MEGA (Berlin 1930), in dessen Text einige kleinere Ungenauigkeiten zu berichtigen sind. Diese Materialien müssen ergänzt werden durch zwei neu entdeckte und bisher unveröffentlichte umfangreiche Artikel des jungen Engels aus dem Bereich der Literaturkritik. Schließlich gehören noch zwei Briefe von Engels an Levin Schücking aus derselben Zeit hierher, die erst vor kurzem veröffentlicht wurden (siehe Anhang).

[8] Damit ist jedoch die Aufzählung von Engelsschen Handschriften aus der Frühzeit nicht geschlossen. Es ist anzunehmen, daß er in den Jahren von 1838 bis 1842 auch Beiträge für einige Königsberger und Leipziger Blätter lieferte, von denen die in Frage kommenden Exemplare bisher nicht nachzuweisen waren. Auch von Engels' Shelley-Übersetzung ist bis jetzt keine Spur zu entdecken.

Bahnbrechende Arbeit auf diesem Gebiet leistete der fortschrittliche Liberale Gustav Mayer, der sich bereits vor dem ersten Weltkrieg mit dem Studium der Materialien über die Entstehung des Marxismus beschäftigte. Seine Funde veröffentlichte er im sozialdemokratischen „Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung“, wo er unter anderem auch nachwies, daß Friedrich Oswald identisch ist mit Friedrich Engels und dieser Autor einer philosophischen Broschüre, die man irrtümlicherweise Bakunin zugeschrieben hatte. In der gleichen Zeitschrift veröffentlichte Franz Mehring einige Studien zu ähnlichen Problemen.

Gustav Mayer setzte seine Studien fort und veröffentlichte 1920 den ersten Band einer Engels-Biographie (vollständig erschien sie 1934 in zwei Bänden) sowie einen Sammelband mit Friedrich Engels' Schriften der Frühzeit. Damit machte er die Öffentlichkeit erstmals mit den literarischen Neigungen des jungen Engels bekannt, obwohl ihm nur etwa die Hälfte des schriftlichen Materials zugänglich war, das zehn Jahre später in der MEGA erschien.

In der Sowjetunion beschäftigte sich mit den Fragen der Beziehung des jungen Engels zur Literatur der verstorbene Literaturhistoriker Franz Petrowitsch Schiller. Im Jahre der Machtübernahme Hitlers veröffentlichte er seine bahnbrechende Monographie „Engel's kak literaturnyj kritik“ (Moskau-Leningrad 1933), in der er einige Grundgedanken von Engels über Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und Kunst kommentiert. Nach Abschluß dieser Studie wurde mir eine weitere sowjetische

* MEW, Bd. 21, S. 264.

Monographie zugänglich, die ein ähnliches Thema behandelt: M. W. Serebrjakows Schrift „Friedrich Engels w molodosti“ (Leningrad 1958).

Aus dem Jahre 1935 stammt Georg Lukács' Studie „Friedrich Engels als Literaturtheoretiker und Literaturkritiker“, die in den Band „Karl Marx und Friedrich Engels als Literaturhistoriker“ (Berlin 1952) aufgenommen wurde. Der Autor zieht hier allgemeine Schlußfolgerungen, ohne sich gründlicher mit dem Material zu befassen.

[9] Eine französische Studie über Marx und Engels als Dichter (Marcel Olivier: Marx et Engels – poètes, Paris 1933) berücksichtigt bei Engels nur die ersten Anfänge.

Gegenwärtig beschäftigt sich mit dem Problem der Entwicklung von Marx und Engels eingehend Professor Auguste Cornu, der bereits den außerordentlich tiefeschürfenden ersten Band seines Werks „Karl Marx und Friedrich Engels. Leben und Werk“ (Berlin 1954) veröffentlicht hat. Der Widerhall, den dieses Werk sowohl in kapitalistischen als auch in sozialistischen Ländern fand, beweist am besten, wie brennend interessant die von Cornu behandelte Thematik ist.

Auch die bürgerliche Literaturwissenschaft hat sich dieser Thematik zugewandt. Als umfangreichste Arbeit dieser Art sei hier „Marx, Engels und die Dichter“ von Peter Demetz angeführt (Stuttgart 1959), eine antisozialistische pseudowissenschaftliche Schrift.¹

Ziel der vorliegenden Studie über die Beziehungen des jungen Engels zur Literatur ist es, drei grundlegende Gesichtspunkte zu verfolgen und daraus bestimmte Schlüsse zu ziehen: In erster Linie geht es um die Frage, *welchen Einfluß die literarisch-publizistische Tätigkeit des jungen Engels auf die Herausbildung seiner Weltanschauung hatte*, welche Rolle sie für seine Entwicklung zum revolutionären Demokraten und schließlich zum Kommunisten spielte.

Das zweite Problem, dialektisch mit dem ersten verbunden, ist die Frage, *inwieweit Engels sich am literarischen Geschehen seiner Zeit beteiligte*, welche Rolle er mit seinen Beiträgen während jener kurzen Zeit spielte, als er mit dem Jungen Deutschland zusammenging, gleichzeitig aber bereits dessen Unzulänglichkeiten kritisierte und sich der junghegelianischen Schule anschloß, zu der er bald eine ähnliche Stellung einnahm.

Als dritte Aufgabe schließlich gilt es festzustellen, *inwieweit die Urteile des jungen Engels über literarische Erscheinungen auch heute noch gültig sind* und Grundlage für eine marxistische Wertung in der Literaturgeschichte sein können.

Alle diese drei Aufgaben stehen in enger Wechselbeziehung zuein-[10]ander; bei der Untersuchung des vorliegenden Materials lassen sie sich nicht immer voneinander trennen. Ihre endgültige Lösung wird Gegenstand des Schlußkapitels sein, das die konkreten Schlußfolgerungen aus den vorhergehenden Kapiteln zieht. Der Schwerpunkt liegt bei den literarischen Fragen, die das Material zur Diskussion stellt. Die philosophische – übrigens von Prof. Cornu und anderen berufenen Fachleuten bereits gründlich untersuchte – Problematik findet nur so weit Erwähnung, wie sie zum Verständnis des Ganzen unumgänglich ist.

Um eine Vorstellung von Umfang und Charakter des zu untersuchenden Materials zu geben, sei ein kleiner bibliographischer Überblick geboten. In den Jahren von 1838 bis 1844 veröffentlichte Engels (nach den bisher bekannten, jedoch keineswegs vollständigen Angaben) in insgesamt 16 Zeitschriften:

- Bremische Conversationsblatt (1838)
- Der Stadtbote, Bremen (1839)
- Bremisches Unterhaltungsblatt (1839)
- Telegraph für Deutschland, Hamburg, (1839–1841)
- Eberfelder Zeitung (1839)
- Mitternachtzeitung für gebildete Leser, Braunschweig (1840)

¹ Vgl. Věra Macháčková: Viel literaturkritischer Lärm um Nichts. In: Kunst und Literatur, 1960, Heft 10, S. 1030–1039. – Rezension von Paul Reimann in: Weimarer Beiträge, 1960, Heft II, S. 636–640.

Morgenblatt für gebildete Leser, Stuttgart und Tübingen (1840–1841)
Deutscher Courier(1841)
Athenäum, Berlin (1841)
Rheinische Zeitung, Köln (1842)
Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst, Leipzig (1842)
Der Schweizerische Republikaner, Zürich (1843)
The New Moral World, London (1843–1844)
The Northern Star, Leeds (1844)
Deutsch-französische Jahrbücher, Paris (1844)
Vorwärts!, Paris (1844).

An drei Sammelbänden beteiligte er sich mit Beiträgen: Am Gutenbergs-Album (Braunschweig 1840) mit der Übersetzung eines Gedichts aus dem Spanischen; an der Sammlung „Lieder der Zeit“ (Stuttgart 1841) mit einem eigenen Gedicht; an Herweghs „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz“ (Zürich und Winterthur 1843) mit einem 1842 entstandenen Artikel.

[11] Insgesamt sind aus dieser Zeit 14 Gedichte, 14 literaturkritische Artikel, 16 Erzählungen oder Reiseskizzen, 12 polemische Glossen, 9 ökonomische und 4 philosophisch-kritische Abhandlungen überliefert. Diese Zahlen haben nur Annäherungswert, denn die einzelnen Artikel behandeln häufig verschiedene Fragen von verschiedenen Gesichtspunkten aus und lassen sich schwer in bestimmte Kategorien einreihen.

Außerdem veröffentlichte Engels drei selbständige Publikationen, und zwar alle drei anonym: „Schelling und die Offenbarung“ (Leipzig 1842), „Schelling, der Philosoph in Christo“ (Berlin 1842) und – zusammen mit Edgar Bauer – „Der Triumph des Glaubens“ (Neumünster bei Zürich 1842).

Engels schrieb mit Rücksicht auf seine Familie zunächst anonym, um dann ein Pseudonym zu wählen. Sein anfängliches Pseudonym Theodor Hildebrand wurde bald durch einen Namen verdrängt, dessen Engels sich am häufigsten bediente: Friedrich Oswald, meist ausgeschrieben, in einem Falle fälschlich S. Oswald, sonst F. O. oder Friedrich O. In der „Rheinischen Zeitung“ verwendet er neben den angeführten Namen auch bestimmte Zeichen. Bemerkenswert ist, daß Artikel von spezifisch literarischem oder literaturkritischem Inhalt dieses Zeichen nicht aufweisen, sondern entweder mit einem Pseudonym unterzeichnet sind oder anonym bleiben. Mit seinem richtigen Namen zeichnete er zum ersten Mal im Jahre 1840 unter seiner Übersetzung aus dem Spanischen im Album anlässlich des Gutenberg-Jubiläums; dann erscheint er erst wieder nach 1843 unter Artikeln im Blatte der englischen Chartisten und in den Pariser „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“, also außerhalb Deutschlands.

Die weltanschauliche Entwicklung des jungen Engels, die außerordentlich schnell erfolgte, spiegelt sich – abgesehen von diesen Publikationen – getreu und bis in alle Details auch im Briefwechsel dieser Zeit wider. Es handelt sich hierbei im großen und ganzen um zwei Gruppen von Briefen. Die erste zu 28 Briefen ist an die Lieblingsschwester Marie gerichtet, und ihr Inhalt besteht in humoristischen Schilderungen seines äußeren Lebens, seiner Interessen und in Bemühungen, auf die Erziehung der Schwester zur Selbständigkeit im Denken und Handeln einzuwirken. Weit wichtiger ist die 19 Briefe umfassende zweite Gruppe. Ihre Empfänger sind die engsten Jugendfreunde des jungen Engels, die Theologiestudenten Friedrich und Wilhelm Graeber, mit denen Engels in Barmen [12] Milieu und Anschauungen geteilt hatte. Engels vertraute ihnen seine Gedanken und Gefühle an, die Probleme, die ihn beschäftigten, seine Meinungen über Bücher, die er las, er setzte sich mit ihren Antworten auseinander, und so können wir seine gesamte geistige Entwicklung während des Aufenthalts in Bremen, vor allen Dingen eine zunehmende Klärung religiöser Probleme und seinen Übergang auf die Position der revolutionären Demokratie, an diesen Briefen ablesen. Auf den letzten erhaltenen Brief an Friedrich Graeber im Februar 1841 folgt dann eine größere Lücke in der Korrespondenz. (Die oben erwähnten Briefe an Levin Schücking stammen aus dem Jahre 1840.) Erhalten sind erst wieder zwei Briefe an Arnold Ruge in Dresden aus dem Jahre 1842, die ebenfalls eine außerordentlich wichtige authentische Quelle für die weltanschauliche Entwicklung des jungen Engels darstellen.

Im Briefwechsel, in Aufsätzen, Gedichten und Feuilletons erwähnt oder charakterisiert Engels über 100 literarische Gestalten und Helden und etwa 150 Autoren von sogenannter schöngeistiger Literatur. (Unberücksichtigt blieben bei diesem Überblick die ökonomischen und philosophischen Schriften im engeren Sinne.) Einige dieser Autoren bleiben an der Peripherie seines Interesses, mit anderen beschäftigt er sich wiederholt und zuweilen analysiert er ganze Werke. Der Raum, den unsere Studie einzelnen dieser Autoren gewährt, wird nicht immer im gleichen Verhältnis stehen zu dem Platz, den Engels ihnen einräumte, unsere Abstufung erfolgt vielmehr im Hinblick auf die Funktion, die sie im Rahmen unseres Themas erfüllen. Bei einigen, heute völlig vergessenen Autoren entschied für das Weglassen allein schon die völlige Verschollenheit ihrer Werke, eine Tatsache, die an sich schon von der geringen Lebenskraft ihres Schaffens zeugt.

Zur Bewältigung dieses gesamten Materials mit dem Ziel, die oben gestellten Fragen zu beantworten, boten sich zwei Wege an. Einmal wäre es möglich, die Probleme, an denen Engels in irgendeiner Weise Anteil nahm, zu größeren Gruppen zusammenzufassen, sie unter allgemeinere Kategorien zu subsumieren und auf diese Weise zu kommentieren und zu klären. Zum anderen könnte man sich an die rein chronologische Abfolge des Materials halten. Beide Wege haben ihre Vor- und Nachteile. Am zweckmäßigsten und sachdienlichsten scheint mir eine Kombination beider Wege zu sein, das heißt Beibehaltung der Chronologie in ihren wesentlichen Zügen (den einzelnen größeren Zeitabschnitten), innerhalb deren die einzelnen Detailfragen thematisch so zu einem größeren Ganzen zu fügen sind, daß sie eine Grundlage für allgemeinere Schlußfolgerungen abgeben können. Diese Methode hat hauptsächlich den Vorteil, daß sie gleichzeitig ermöglicht, die Erweiterung des Interessenkreises, des geistigen Horizonts und die weltanschauliche Entwicklung des jungen Engels bis zu den unmittelbaren Vorformen des wissenschaftlichen Sozialismus Schritt für Schritt zu verfolgen.

Diese Verfahrensweise erforderte auch eine Gliederung des gesamten Stoffes in mehrere Kapitel. Die einzelnen Entwicklungsetappen des jungen Engels fallen im großen und ganzen mit den jeweiligen Orten seines Aufenthalts zusammen. Deshalb ist auch die Gliederung der Entwicklung des jungen Engels bis zum Jahre 1844 in eine *Wuppertaler*, eine *Bremer*, eine *Berliner* und eine *erste englische Periode* keineswegs mechanisch nach geographischen Gesichtspunkten erfolgt, sondern sie ergibt sich organisch aus der Analyse des Materials. Eine Übersiedlung in ein neues Milieu brachte für Engels jedesmal neue Freundschaften, neue Interessen, neue Ideen und Elemente einer neuen Lebensanschauung mit sich; jede dieser Perioden hat ihren eigenständigen Charakter, der sie von den übrigen unterscheidet.

Die Wuppertaler Kindheitsperiode ist die Zeit seiner Erziehung durch Schule und Familie; diese Entwicklungsetappe ist gekennzeichnet durch die Vorherrschaft starker religiöser Elemente, die die Grundlage bürgerlicher Ideologie ergänzen. Die Bremer Periode, an die sich unmittelbar ein weiteres halbes Jahr in Barmen anschließt, ist die Zeit, in der die Interessen des jungen Engels ausschließlich der Literatur gehörten. In der Periode seines Berliner Militärdienstes verschob sich der Schwerpunkt seiner Interessen von der Literatur zur Philosophie, vor allem unter der Einwirkung der leidenschaftlichen öffentlichen Polemik zwischen der „freien“ Philosophie der Junghegelianer und der reaktionären romantischen Religionsphilosophie. Die Zeit seines ersten Aufenthalts in England schließlich ist gekennzeichnet durch ein intensives Interesse an ökonomisch-soziologischen Problemen, an Theorie und Praxis gesellschaftlicher Reform. Erst später sollte ein Ausgleich eintreten, der den einzelnen Elementen der vielseitigen Interessen des jungen Engels den Platz anwies, der ihnen im Gesamtkomplex der wissenschaftlichen Weltanschauung von heute zukommt.

[14] Unser Interesse richtet sich begreiflicherweise vor allem auf jene Periode, die die Aufmerksamkeit des jungen Engels auf die Literatur lenkte, das heißt auf die Bremer Zeit. Ihr widmen wir auch den breitesten Raum, während die übrigen Kapitel für unsere Studie mehr von ergänzendem Charakter sind. Nach erfolgter Aufhellung des Quellenmaterials wollen wir versuchen, die Fragen zu beantworten, die wir uns in der Einführung gestellt haben.

[15]

II. Engels' Kindheit in Barmen-Elberfeld

Der Begriff „deutsche Misere“ bei Engels, der jahrhundertelangen Verfall und jahrhundertelange Rückständigkeit der ökonomischen und politischen Entwicklung in Deutschland charakterisiert, hatte auch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts seine Gültigkeit noch nicht verloren; das zersplitterte Deutschland blieb immer noch hinter der weit stürmischeren Entwicklung Englands und Frankreichs zurück. Zu einer Zeit, da die kapitalistische Produktion in diesen Ländern von der Manufaktur zur Industrie überging, kam es in Deutschland erst zu einer ausgedehnteren Entfaltung des Manufakturwesens und zu einem raschen Verfall des Handwerks. Ein dichtes Netz von Ländergrenzen, verschiedene Maße, Gewichte, Währungen, Vorschriften und vor allem die innerdeutschen Zölle drohten jede weitere Entwicklung von Wirtschaft und Handel zu ersticken. Das deutsche Bürgertum war schwach, seine Interessen waren häufig rein lokaler Natur. Der Prozeß der Bewußtseinsbildung verlief in dieser Klasse unter außerordentlichen Schwierigkeiten. Lange Zeit blieb sie eine unreife Masse mit unklaren Zielen. Erst unter dem Einfluß der Pariser Julirevolution begannen ihre Forderungen greifbare Gestalt anzunehmen. Vor allem war es die bürgerliche Intelligenz, die Preß- und Versammlungsfreiheit, Beseitigung der Zölle, Herabsetzung der Steuern, Anerkennung der Bürgerwehr und schließlich eine Verfassung forderte. Die revolutionäre Welle zu Beginn der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts rief einen verstärkten Druck der klerikalen und staatlichen Reaktion hervor, aber die Entwicklung war bereits nicht mehr aufzuhalten. Die neuen wirtschaftlichen Gegebenheiten schufen unaufhaltsam Bahn für die wirtschaftliche Einigung des Landes, die Grundvoraussetzung für eine fortschrittliche Entwicklung auf den verschiedensten Gebieten des gesellschaftlichen Lebens war. Im Jahre 1834 wurde der Deutsche Zollverein gegründet, der die Zollschranken zwischen 18 deutschen Bundesstaaten beseitigte. Neue technische Erfindungen [16] wurden erfolgreich in der Praxis angewandt: 1835 baute man in Deutschland die erste Eisenbahn, der Telegraph wurde eingeführt, die Dampfmaschine wurde mehr und mehr in den Produktionsprozeß eingegliedert. Alle Neuerungen kamen der Bourgeoisie zugute, während der Adel die Grundbewirtschaftung im wesentlichen noch ebenso betrieb wie vor Jahrhunderten. Unter diesen Umständen wuchs auf wirtschaftlicher Grundlage der Klassenantagonismus nicht nur zwischen Adel und Bourgeoisie, sondern gleichzeitig auch zwischen Bourgeoisie und entstehendem Proletariat. Die Angst vor dem Proletariat war es, die wesentlich zum Kompromißlertum und zur Halbheit der deutschen Bourgeoisie in ihrem Kampf gegen die Feudalordnung beitrug, war ihr doch zum Bewußtsein gekommen, was das Proletariat im benachbarten Frankreich erreicht hatte.

Der wirtschaftliche und soziale Fortschritt in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts verlief in den verschiedenen Teilen Deutschlands sehr unterschiedlich. Das in jeder Hinsicht fortgeschrittenste Gebiet war zweifellos das Rheinland, die Heimat von Börne, Heine, Marx und Engels. Das Rheinland war schon vom Mittelalter her eine bedeutende Handelsstraße, und seine Städte waren berühmte Märkte. Es besaß jedoch auch die Voraussetzungen für eine industrielle Entwicklung: Grundstoffe (Erz, Kohle), Wasserreserven und eine verhältnismäßig große Bevölkerungsdichte. Die Nachbarschaft Frankreichs und die Nähe des weit entwickelteren England begünstigten das Eindringen neuer Ideen und neuer Arbeitsmethoden. Ein entscheidender Faktor für die industrielle Entwicklung des Rheinlandes war nicht zuletzt die von Napoleon verhängte Kontinentalsperre. 1815 wurde das Rheinland an Preußen angegliedert; die Regierung konnte zwar die fortschrittlichen Errungenschaften des Code Napoléon beseitigen, sie konnte die Erneuerung der Gettos und anderer mittelalterlicher Institutionen anstreben, was sie jedoch nicht aufhalten konnte, war die Entwicklung der Industrie und die unter der Bevölkerung sich verbreitende Überzeugung, daß die französische Okkupation den Bürgern eine viel größere persönliche Freiheit gewährt hatte als die preußische Regierung, die sich bei der Bevölkerung keiner großen Beliebtheit erfreute.

1839, als Engels seine publizistische Tätigkeit aufnahm, waren Barmen und das benachbarte Elberfeld, wo er das Gymnasium besuchte, bereits Industrie- und Handelsstädte. Ihre Einwohnerzahl hatte sich im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre verdoppelt und belief sich auf 70.000, unter [17] denen sich 31.600 Fabrik- und Heimarbeiter befanden. Die durch umfangreiche Spekulationen unterstützte neue Industrie bewirkte ein so rasches Wachstum vor allem Elberfelds, daß es zu einem der bedeutendsten Industrie- und Handelszentren Preußens wurde. Die Verdienstmöglichkeit lockte eine große

Anzahl von Textilarbeitern aus ärmeren Gebieten Deutschlands und auch deutsche Einwanderer aus Frankreich und aus der Schweiz an. Die Lebensmittelpreise stiegen, während sich infolge des unablässigen Zuzugs die industrielle Reservearmee vergrößerte, wodurch es den Fabrikanten ermöglicht wurde, die Löhne zu drücken. Die Arbeitszeit betrug bei den Webern täglich bis zu 18 Stunden, während die Löhne unter dem Existenzminimum lagen. Not, Hunger und die Ausweglosigkeit der Lage führten einerseits zu einem beängstigenden Umsichgreifen des Alkoholismus, andererseits zu pietistischem Religionsfanatismus, der die Hoffnung gab, für das Leiden auf Erden nach dem Tode durch ein Leben in ewiger Seligkeit entlohnt zu werden.

Die Frauen arbeiteten zum halben Lohn, während sich die Kinder im Alter von 8 bis 14 Jahren für geringes Entgelt in Spinnereien, Textildruckereien und anderen Betrieben abrackern mußten. Nach 12- bis 15stündigem Arbeitstag wurden manche von ihnen noch unter Polizeiaufsicht in Abendschulen geführt, die für eine besonders humane Einrichtung galten.

Auch die zahlreichen „wohltätigen“ Anstalten und Privatpersonen konnten die Not nicht beseitigen, die sich aus dem System selbst ergab und durch eben dieses System täglich vergrößert wurde. Die sich bereichernde Klasse wollte sich durch mildtätige Verteilung eines Bruchteils des erpreßten Profits ein reines Gewissen und die Achtung der „Gesellschaft“ erkaufen.

Von der revolutionären Stimmung in Elberfeld zeugten die Luddisten-Unruhen, zu denen es bereits im Jahre 1829 kam.

Engels selbst gab in seinen „Briefen aus dem Wuppertal“ ein charakteristisches Bild der beiden benachbarten Schwesterstädte Barmen und Elberfeld, das sich in vielem mit der Schilderung anderer deckt. Der nüchtern industrielle Charakter beider Städte kontrastierte mit der malerischen Natur der Umgebung, und die Abwässer der Färbereien trübten auch die klare Wupper. Beide Städte waren durch die administrative Eingemeindung einiger Dörfer entstanden, und vor allem Barmen hatte sich noch dörfliche Züge bewahrt. Aber das Leben seiner Einwohner hatte [18] sich vom einfachen Volksleben anderer deutscher Länder mit vorwiegend bäuerlichen Zügen meilenweit entfernt. Die Fabrikarbeiter arbeiteten unter äußerst schlechten Bedingungen in kleinen, dunklen Räumen, in einer Atmosphäre voll giftiger Dämpfe. Der körperliche Verfall und die Kränklichkeit der meisten von ihnen wurde gefördert durch eine unmäßige Trunksucht, die natürliche Folge solcher Verhältnisse. Besonders stark vermehrte sich deshalb das sogenannte Lumpenproletariat.

Wer dem Alkohol nicht verfiel, geriet in die Fänge eines anderen Übels – des Mystizismus. Sein Zentrum war die reformierte pietistische Gemeinde in Elberfeld, der der talentierte bigotte Prediger F. W. Krummacher vorstand, ein unversöhnlicher Verkünder der Lehre von der Prädestination. Ihre Mitglieder rekrutierten sich überwiegend aus den Reihen der kleinen Handwerker, aber auch aus dem Besitzbürgertum, dem die pietistische Lehre behilflich war, das „undankbare Volk“ in Schach zu halten. Aberglaube, Rückständigkeit und Scharlatanerie hatten offenes Wirkungsfeld, genau wie im katholischen Mittelalter. Der Pietismus beherrschte das Schulwesen und die Lokalpresse. Über Literatur zu sprechen war schlechthin unmöglich. Das gesamte öffentliche und gesellschaftliche Leben der besitzenden Klassen war beschränkt und einseitig – das Hauptinteresse galt dem Geschäft, darüber hinaus erging man sich allenfalls in politisch indifferentem oder antiliberalem Stammtischgeschwätz: Fortschrittliche Tendenzen waren kaum zu spüren.

Das war das Milieu, in dem Engels aufwuchs. Es hinterließ sichtbare Spuren in seiner Kindheitsentwicklung, vor allem dadurch, daß er sich sehr früh bewußt wurde, daß die Menschheit in arm und reich zerfällt und daß diese Teilung ungerecht ist.

Friedrich Engels wurde am 28. November 1820 als ältestes von neun Kindern eines wohlhabenden Barmer Fabrikanten aus angesehenem Patriziergeschlecht geboren. Er wuchs in einem streng pietistischen Milieu heran. Seine Geburtsstadt nannte er in den Briefen aus dem Wuppertal „das Zion der Obskuranten“². An Wilhelm Graeber schrieb er am 30. Juli 1839: „Wär’ ich nicht in den Extremen

² Karl Marx/Friedrich Engels: Historisch-Kritische Gesamtausgabe, Erste Abteilung, Bd. 2, Berlin 1930, S. 23. (Im folgenden: MEGA.) [MEW, Bd. 1, S. 413]

der Orthodoxie und des Pietismus aufgewachsen, wäre mir nicht in der Kirche, der Kinderlehre und zu Haus immer der direkteste, unbedingteste Glaube an die [19] Bibel und die Übereinstimmung der biblischen Lehre mit der Kirchenlehre, ja, mit der Speziallehre *jedes* Pfarrers vorgesprochen worden, so wäre ich vielleicht noch lange am etwas liberalen Supranaturalismus hängen geblieben.“³ Gerade die unerbittliche Forderung blinden Gehorsams und blinden Glaubens an alles, was ihm vorgelegt wurde, mochte es sich auch widersprechen, weckte im jungen Engels bald Abscheu gegen alles Konservative, schärfte seinen kritischen Sinn. Die Befreiung von den religiösen Traditionen, in deren Banden er aufgewachsen war, stellte für ihn den ersten und schwersten geistigen Kampf dar, dessen siegreiches Durchfechten Voraussetzung für die Herausbildung einer fortschrittlichen Weltanschauung, Voraussetzung für seine philosophische Entwicklung war.

Die Kindheit Engels' verlief in materiell gesicherten Verhältnissen, ohne besondere Zwischenfälle. Der Vater – der damals gerade mit seinem Kompagnon Ermen zwei eigene Textilbetriebe gegründet hatte, den einen in Barmen, den anderen in England (bis dahin war er zusammen mit seinen beiden Brüdern Teilhaber ererbter Manufakturen gewesen) – war ein strenger, frommer Mann, der strikte Pflichterfüllung verlangte. Sein Lebensinhalt war die Sorge um das Geschäft und um die vielköpfige Familie. Die Mutter, eine geborene van Haar, war die Tochter eines klassischen Philologen, der als Rektor in dem benachbarten Städtchen Hamm wirkte. Sie war gegenüber den literarischen Neigungen des Sohnes, die dem Vater gegen den Strich gingen, etwas nachsichtiger. Der Großvater van Haar erzählte dem kleinen Friedrich die Sagen des klassischen Altertums und erweckte in ihm das Interesse an der Zauberwelt der Bücher und an legendären Gestalten.

Von der Realschule in Barmen, wo der pietistische Geist die Oberhand hatte, ging Engels an das Elberfelder Gymnasium (Oktober 1834 bis September 1837). Diese Schule bezeichnete Engels später als eine der besten in ganz Preußen, sowohl hinsichtlich des Lehrplans als auch in bezug auf die Zusammensetzung des Lehrkörpers. Für den fähigsten Pädagogen hielt er seinen Lehrer in Geschichte und Literatur. Dieser Mann verstand es, den ihm anvertrauten Zöglingen einen Überblick über die Ereignisse der Vergangenheit und über die Großen der Literatur zu geben, mehr noch, er weckte in ihnen Sinn und Interesse für Dichtung, eine seltene Erscheinung im prosaisch trockenen Wuppertaler Milieu. Für die natürlichen Neigungen des jungen Friedrich zur Dichtung waren [20] die Anschauungen seines geliebten Lehrers sicher eine wertvolle Anregung, die er zu Hause vermissen mußte.

Um dem jungen Gymnasiasten den täglichen, ziemlich weiten Schulweg zu ersparen, wurde er einem seiner Lehrer in Elberfeld, der der Familie die Garantie strenger Aufsicht zu bieten schien, in Pension gegeben.

Engels war ein begabter, fähiger Schüler, erfolgreich sowohl in den Sprachen als auch in den übrigen Fächern, mit einer besonderen Begabung für Mathematik. Er konnte gut zeichnen und singen. Das Abgangszeugnis der Schule, die er ein Jahr vor dem Abitur auf Wunsch des Vaters verlassen mußte, rühmt seine Frömmigkeit, seinen liebenswürdigen Charakter und seine angenehmen Eigenschaften. Bemerkenswert war sein Verhältnis zur Literatur, besonders zur älteren. Fließend übersetzte er lateinische, griechische und französische Autoren; ein besonderes Interesse zeigte er bereits auf dem Gymnasium an der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, besonders an der deutschen Klassik, und seine Urteile zeichneten sich bereits damals durch große Selbständigkeit und scharfe Beobachtungsgabe aus. Er war Mitglied eines Kreises von musisch interessierten Schülern, und mit vielen von ihnen unterhielt er auch nach deren Abgang von der Schule enge freundschaftliche Beziehungen.

Von seinen Versuchen in Versen aus der Schulzeit haben sich drei deutsche Gedichte erhalten, ferner ein griechisches episches Gedicht „*Etheokles und Polyneikes*“, das er bei seinem Abgang in einer öffentlichen Schulfest vortrug, und die Erzählung „*Eine Seeräubergeschichte*“.

Das erste Gedicht ist eine Reimerei des dreizehnjährigen Friedrich zum Geburtstag des Großvaters van Haar, den der Junge offensichtlich vor allem wegen der spannenden Erzählungen von den Helden und den Ungeheuern der alten Welt besonders liebte. Es sind unkonventionelle, aufrichtige Worte.

³ Ebenda S. 535. [MEW, Bd. 41, S. 413]

Das zweite Gedicht stammt aus dem sechzehnten Lebensjahr, es ringt bereits mit dem Reim und könnte den Titel „Die Lieblingshelden“ tragen. Es ist ein Zeugnis für die Vorliebe des jungen Engels für historische Erzählungen und Sagen von Helden, die er selbst an den Rand des Gedichtes zeichnete. Drei von ihnen ließen ihn nicht mehr los, und ihr Kampf wurde ihm später zum Symbol für den allgemeinen Kampf der Menschheit um den Fortschritt: Siegfried, Faust und Don Quijote.

Wahrscheinlich vom Beginn des nächstfolgenden Jahres 1837 stammt ein Gedicht in vier Strophen, ebenfalls ohne Titel, interessant dadurch, [21] daß hier zum erstenmal religiöse Zweifel des jungen Engels zutage treten, gleichzeitig aber auch der tiefen Sehnsucht Ausdruck verliehen wird, sich dieser Zweifel nach dem Vorbild der Pietisten durch festen Glauben an Gott zu entledigen:

„Herr Jesu Christe,
Gottes Sohn ...
rette meine Seele! ...
Gib, daß ich Dich nur wähle!“

Die letzte Strophe läßt in ihren Schlußversen erkennen, daß Engels sich der sozialen Ungerechtigkeit in seinem Milieu bereits bewußt zu werden begann:

„Kommst Du nun herab zur Erden,
da wird durch Dich es anders werden,
da teilst Du jedem zu sein Teil.“⁴

In die Schulzeit des jungen Engels fällt auch noch die obenerwähnte Seeräubergeschichte⁵, eine unvollendete Erzählung in fünf Teilen, in der Engels den heldenhaften Freiheitskampf des griechischen Volkes feiert, der nach Byrons tragischer Teilnahme das Interesse ganz Europas auf sich gelenkt hatte. Es ist das Schicksal eines mutigen griechischen Jünglings, der, unterstützt durch griechische, als Korsaren verkleidete Patrioten, den Tod der Seinen an den türkischen Mördern rächt. Der Erzählstil ist naiv – beschreibend, anfängerhaft; die Haupttendenz besteht in der Herausarbeitung der Überlegenheit der edlen Freiheitskämpfer über ihre grausamen und bösen Unterdrücker.

Auch ein Heft Gedichte, um deren Rückgabe Engels die Brüder Graeber brieflich ersuchte (Brief vom 17. bis 18. September 1838), stammt vielleicht aus jenem Jahr nach dem Abgang vom Gymnasium (im September 1837 bis August 1838), über das uns nähere Nachrichten fehlen. Wir wissen nur, daß er diese Zeit in Barmen verbrachte, wo der Vater ihn im Produktions- und Handelsbetrieb anlernte, weil es sein Wunsch war, daß sein ältester Sohn sein Werk fortsetzen sollte. So zerschlug sich Engels' ursprünglicher Plan, das Hochschulstudium (vielleicht Jura) aufzunehmen; seinen literarischen Interessen widmete er sich auch in dieser Zeit in steigendem Maße, wie Bemerkungen im Briefwechsel aus der darauffolgenden Zeit beweisen. [22]

⁴ Ebenda, S. 465. [Ebenda, S. 509]

⁵ Ebenda, S. 465–477. [Ebenda, S. 510–521]

III. Die Bremer Periode

Diese Periode ist für das uns gestellte Thema die wichtigste. Sie umfaßt die Zeit vom August 1838 bis September 1841, also etwas über drei Jahre. Die Zeit vom März bis September 1841 verbrachte Engels in Barmen, ohne sich jedoch in seinen Anschauungen und Interessen im Vergleich zur vorhergehenden Periode grundlegend zu wandeln; deshalb fügen wir diesen kurzen Abschnitt seines Aufenthalts im Elternhause dem nachstehenden Kapitel bei.

Lebensentwicklung

Im August 1838 reiste der achtzehnjährige Engels in Begleitung seines Vaters nach der Hansestadt Bremen, um dort als Handlungsgehilfe in die Firma eines Geschäftsfreundes des Vaters, des Konsuls Heinrich Leupold, einzutreten. Er nahm Wohnung bei dem orthodoxen evangelischen Pastor Treviranus, der mit dem bekannten Elberfelder Prediger F. W. Krummacher befreundet war. Die Wahl dieser Unterbringung geht auf den Vater zurück und zeugt davon, daß dieser auch jetzt noch für das Seelenheil seines Sohnes Sorge trug.

Der sechste Brief des jungen Engels an die Brüder Graeber vom April 1839 enthält das Fragment einer Tragikomödie „Der gehörnte Siegfried“ (nach Volksbuchvorlagen), dessen erster Teil sicherlich aus den eigenen Erlebnissen des Autors schöpft. Es ist ein humoristisches Bild der Beziehungen des alten Königs Sieghard zu seinem achtzehnjährigen Sohn Siegfried, der sich am liebsten in der freien Natur herumtreibt, auf die Jagd geht, die weisen Ratschläge Älterer in den Wind schlägt, ein Feind jeder ängstlichen Vorsicht ist und Gefallen am Kampf findet. Er sehnt sich in die Welt hinaus, in der er Entwicklungsmöglichkeiten für seine Kräfte und Fähigkeiten sieht. Der alte König gibt schließlich dem Drängen seines Sohnes nach, folgt den Ratschlägen seiner Getreuen und läßt den Sohn zur Probe in die Welt ziehen, in der er sich die Hörner ablaufen soll, um, weiser geworden, wieder ins Vaterhaus zurückzukehren. Engels begrüßte also den Umzug nach Bremen als Ausbruch aus dem bornierten Wuppertaler Milieu, aus den Ketten strenger häuslicher Zucht und heuchlerischer pietistischer Moral. Er fühlte, daß von diesem Zeitpunkt an für ihn ein neues Leben begann, und seine Vorahnung trog ihn nicht.

In Bremen verbrachte er mehr als zweieinhalb Jahre. Es waren Monate, bis an den Rand ausgefüllt von einer erstaunlich stürmischen weltanschaulichen Entwicklung. Er selbst sagt in einem seiner Briefe an Friedrich Graeber, daß er oft in einem Briefe nicht mehr die gleichen Anschauungen vertreten könne wie im vorangegangenen, da er inzwischen zu einer anderen Überzeugung gelangt sei. Das neue Milieu der Hansestadt erweiterte seinen geistigen Horizont und bot seinem vielseitigen Beobachtungstalent neuen Stoff. Beruf und Leben fern von der Familie führten ihn zu größerer Selbständigkeit und gewährten ihm größere Freiheit in der Verfolgung seiner Lieblingsbeschäftigungen und Interessen. Die 44 aus dieser Zeit erhaltenen Briefe und seine gedruckten Arbeiten bieten für das Studium seiner Entwicklung reiches Material. Seine Berufspflichten ließen ihm genügend freie Zeit; so führt er einen ausgedehnten Briefwechsel, von dem die erhaltenen Briefe nur einen Bruchteil darstellen.

Aus dem chronologisch angeordneten Quellenmaterial aus der Zeit des Aufenthalts in Bremen läßt sich fast ein lückenloses Bild dieser Entwicklungsperiode rekonstruieren.

Von seiner Heimatstadt hatte er sich nur schwer trennen können. Er kämpfte mit einem gewissen Gefühl der Vereinsamung in der fremden Umgebung und war bemüht, dieses Gefühl mit aller Kraft zu überwinden. Vom ersten Tage an begann er eine ausgedehnte Korrespondenz mit einer Reihe ehemaliger Mitschüler aus dem Elberfelder Gymnasium, vor allem mit Mitgliedern seiner ehemaligen Schülerverbindung. Erhalten sind 19 sehr wichtige Briefe an die Brüder Graeber. Die Geschichte dieser Freundschaft ist in kurzem folgende: Von den beiden Brüdern stand Friedrich dem jungen Engels näher als Wilhelm. Die Freundschaft dauerte so lange, bis eine stürmische Diskussion über kirchliche und biblische Fragen mit einem schroffen Bruch endete, weil die Entwicklung der beiden Brüder einen entgegengesetzten Weg nahm und der junge Engels an sich [24] und andere immer höhere Ansprüche stellte. Als Theologiestudenten und zukünftige Pastoren sagten sich die Brüder Graeber auch noch von den rationalistischen Ansätzen los, die ihnen aus der Zeit ihrer Beziehungen zum jungen Engels verblieben waren, und verteidigten ohne jegliche Vorbehalte den Standpunkt der

Orthodoxie in allen Punkten, die die Kirche ihren Gläubigen zur Pflicht machte. Engels jedoch schritt vom religiösen Rationalismus durch eine Zwischenetappe einer gewissen Neigung zum Mystizismus weiter fort zur Position der Straußschen Religionskritik und schließlich zusammen mit dem radikalen Flügel der Junghegelianer bis zum Atheismus. Seine im Jahre 1839 noch sehr emsige Korrespondenz mit den Brüdern weist bereits 1840, als er in seiner publizistischen Tätigkeit sich kämpferisch mit den Ansichten der Reaktion auseinandersetzte, große Lücken auf: Aus dem Jahre 1840 ist uns nur ein Brief erhalten, und zwar an Wilhelm Graeber, der an den weltanschaulichen Auseinandersetzungen mit dem jungen Engels nicht so großen Anteil genommen hatte wie sein Bruder Friedrich. Nach einer längeren Pause schreibt er im Februar 1841, ungefähr fünf Wochen vor der Rückkehr in seine Vaterstadt, wieder einen Brief an Friedrich Graeber. Dieser letzte uns erhaltene Brief an die Brüder Graeber ist voll von Verhöhnung der vergeblichen Bemühungen der christlich-orthodoxen Partei, die junghegelianische Linke zu vernichten. Zwischen Engels und Friedrich Graeber kam es auch zu einer scharfen Kontroverse über die dichterischen Fähigkeiten des jungen Engels. Es ist anzunehmen, daß nach der Rückkehr nach Bannern die ehemalige Freundschaft endgültig auseinanderbrach.

Engels erbat sich eingehende Berichte über alles, was sich zu Hause zutrug, von seiner Liebblingsschwester, der drei Jahre jüngeren Marie. Kurze Besuche von Freunden verstärkten noch seine Sehnsucht nach dem ihm vertrauten Wuppertaler Leben. Diese Sehnsucht verbarg er unter Ironie. Er selbst beschrieb in seinen Briefen eingehend alles, was ihn umgab und womit er sich befaßte. Der Ton seiner Briefe ist – mit Ausnahme einiger an Friedrich Graeber, die religiöse Fragen erörtern – humoristisch und oft beinahe satirisch. Häufig zeichnet er Karikaturen in den Text, war Engels doch von Kindheit an ein verhältnismäßig guter Zeichner. (In späteren Jahren schickte Marx sogar eine Karikatur seines Freundes zur Veröffentlichung an die „Deutsche-Brüsseler-Zeitung“.)

Die Briefe an die Freunde sind weit offener. Marie gegenüber erwähnt [25] er nichts von seinen literarischen Interessen und Fehden, damit die Familie nichts davon erfahre. Sowohl mit der Familie, bei der er wohnte, als auch mit der Familie seines Prinzipals befreundete er sich bald und nahm zusammen mit ihnen an verschiedenen Ereignissen des Bremer Gesellschaftslebens teil. Handgearbeitete Weihnachtsgeschenke zeugen von der familiären Behaglichkeit, in die er sich als ein angenehmer und geistreicher Gesellschafter einfügte.

Es überrascht nicht, daß er auch dem technischen Fortschritt Beachtung schenkte. Er begeisterte sich zum Beispiel für den Vorschlag, Dampfschiffahrtslinien zwischen Bremen, London und Baltimore einzurichten, die die Segelschiffahrt ersetzen sollten.

Seine Pflichten in der Reederei des Konsuls waren verschieden. Er erledigte die deutsche und fremdsprachige Korrespondenz, er überwachte das Auspacken angekommener und die Expedition zum Versand bestimmter Waren, machte Warenstichproben und prüfte Muster. Er erledigte Börsengeschäfte, empfing und beglich Rechnungen, fertigte verschiedene Sendungen ab und kontrollierte auf den Schiffen Waren aus Übersee. Er vervollkommnete sich in den ihm geläufigen Fremdsprachen und erlernte weitere. Seine Privatkorrespondenz ist durchsetzt mit lateinischen, griechischen, hebräischen, französischen, englischen, spanischen, portugiesischen, italienischen und holländischen Sätzen. Eingehender beschäftigte er sich mit dem Bremer Platt und entdeckte in ihm einen rein niedersächsischen Dialekt von eigener Schönheit, großer Assimilationsfähigkeit und lebendiger Kraft zu Neubildungen.

Seine reichliche Freizeit nutzte er auf die verschiedenste Weise: er unternahm viele Ausflüge in die Umgebung, ritt oft aus, schwamm im Sommer und lief im Winter auf der Weser Schlittschuh. Die Bremer Umgebung gefiel ihm, obwohl sie sich von dem landschaftlichen Charakter des Rheinlandes wesentlich unterschied. Im Frühjahr 1840 machte er von Bremen aus eine größere Reise nach Westfalen und in die benachbarten Länder, besuchte Münster und Osnabrück, durchreiste die Lüneburger Heide und trat seine erste Seereise an, deren Ziel England war, das er damals zum ersten Mal – allerdings nur oberflächlich – kennenlernte. Von dieser Reise kehrte er Mitte Juni 1840 zurück. Ein Jahr später, als er bereits wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, begab er sich mit seinem Vater auf eine weitere Reise: Mitte Mai 1841 reiste er über Süddeutschland in die Schweiz und nach

Norditalien. Diese bei-[26]den Reisen waren für ihn eine willkommene Unterbrechung seines Alltagslebens und hinterließen ihre Spuren sowohl in seinen Schriften als auch in seinen Briefen.

Weiter gepflegt wurden auch die musikalischen Interessen. Er besuchte Konzerte, die in Bremen sowohl hinsichtlich der Darbietung klassischer als auch in bezug auf die Auswahl neuerer Musik ein hohes Niveau hatten. Sein Lieblingskomponist war Beethoven. Von den Bühnenwerken gab er der Oper den Vorzug und rühmte zum Beispiel die Bremer Aufführung der „Zauberflöte“. Er selbst war Mitglied eines der vielen Gesangsvereine, nahm regelmäßig an den Proben und Konzerten teil und sang unter anderem in einem Oratorium von Mendelssohn mit. Er versuchte sich in der Vertonung einiger geistlicher Lieder und empörte sich über die grobe Verhöhnung von Kunst- und Volksliedern in den gängigen Kirchengesangbüchern.

Zum Bremer Gesellschaftsleben verhielt er sich ebenso kritisch wie zu dem seiner Vaterstadt. Er haßte das kleinbürgerliche juste-milieu, die Ruhe der Selbstzufriedenheit. Seine Aufmerksamkeit galt den sozialen Verhältnissen in Stadt und Umgebung. In einer Reihe von Fällen stellte er Übereinstimmung mit den Verhältnissen im Wuppertal fest, manchmal aber auch Unterschiede. Die Hauptübereinstimmung sah er in dem reaktionären Grundcharakter beider Städte: „Barmen und Elberfeld sind wahrhaftig nicht mit Unrecht als obskur und mystisch verschrien; Bremen steht in demselben Ruf und hat viel Ähnlichkeit damit; die Philisterei verbunden mit religiöser Zelotenwirtschaft, wozu in Bremen noch eine niederträchtige Verfassung kommt, verhindern jeden Aufschwung des Geistes, und eines der vorzüglichsten Hindernisse ist F. W. Krummacher.“⁶ Die Kritik der kirchlichen Reaktion und die Analyse der Streitigkeiten zwischen Mystikern und Rationalisten, die durch das zweimalige Auftreten des Elberfelder Predigers Krummacher in Bremen von neuem erregt worden waren, bildeten den Gegenstand einer Reihe von Zeitungsartikeln des jungen Engels und einiger Briefe an Freunde, ja er diskutierte über diese Frage sogar mit Pastor Treviranus, bei dem er wohnte. Er verhöhnte die lächerliche Verfälschung der Bibel in den Händen der Philister, die in pröder Weise aus ihr alles zu entfernen suchten, was nach irdischer Liebe roch, die Pharisäer, die das Recht auf die einzig richtige Auslegung der Bibel gepachtet hatten und ihren Sinn [27] durch mystische Ungereimtheiten verdunkelten. Er bedauerte, daß diese inhaltsleeren Floskeln auch der religiösen Poesie den Todesstoß versetzt hatten, da sie weder in der trockenen Atmosphäre des orthodoxen Dogmatismus noch unter der Ägide des Rationalismus gedeihen konnte.

Von den Sehenswürdigkeiten Bremens schilderte Engels humorvoll die Miniaturarmee der Hansestadt, die sich mit drei weiteren „Streitkräften“ benachbarter Städte vereinigen mußte, um richtige Manöver durchführen zu können. Der Schwester Marie gab er eine lebendige Beschreibung von der Wahl des neuen Bürgermeisters und dessen traditioneller Einsetzung. Im Juli 1840 beteiligte er sich an einem Seeausflug nach Bremerhaven; ein Jahr später druckte das „Morgenblatt für gebildete Leser“ anonym seine Reiseskizze „Eine Fahrt nach Bremerhaven.“⁷ Ebenso wie im Brief an die Schwester gilt auch in dieser Skizze das Hauptinteresse den sozialen Problemen, wie sie sich ihm auf dem Deck und Zwischendeck des Schiffes darboten, das überfüllt war von deutschen Auswanderern, die in Amerika ihren Lebensunterhalt zu finden hofften. Auch andere Anlässe benutzte er zur Kritik der herrschenden gesellschaftlichen Zustände: Er übersah auch nicht, daß die Juden in dieser freien Hansestadt rechtlos waren und außerhalb der Stadttore wohnen mußten.

Nicht übergangen werden darf die Sympathie des jungen Engels mit den Burschenschaften, deren Grundlage ihre Opposition zum herrschenden Regime war. Die bloße Mitgliedschaft konnte Verfolgung und Kerkerhaft bedeuten. Das politische Programm der Burschenschaften gipfelte in den Parolen *Freiheit* und *Vaterland*, in die die einzelnen Gruppen verschiedene Inhalte hineinlegten. Gewöhnlich traten die Burschenschaften in den einzelnen Universitätsstädten nach außen nur durch lärmende Trinkgelage, hurrapatriotische Lieder, Paukereien und höchstens durch das Tragen von Mütze und Band in den vaterländischen Farben in Erscheinung. Es gab unter ihnen aber auch Studenten, die sich über das künftige Schicksal Deutschlands ernstere Gedanken machten. Einige Gruppen zum Beispiel

⁶ MEGA, I/2, S. 500. [Ebenda, S. 363]

⁷ Ebenda, S. 147–154. [Ebenda, S. 80–88]

hatten die Forderung nach Einheit Deutschlands und nach einer Verfassung in ihr Programm aufgenommen. Einige ihrer Mitglieder mußten vor den Verfolgungen der Reaktion in die Schweiz fliehen, wo sie Verbindung mit Mazzinis Jungem Europa aufnahmen.

Engels war mit ihnen durch seine grundsätzliche Opposition gegen das Regime und gegen das kleinbürgerliche Philistertum verbunden. Er war [28] ein Mensch aus Fleisch und Blut, witzig, gesellig und fröhlich, haßte abstraktes Moralisieren und asketische Verstellung. Er saß gerne beim Becher, tanzte und unterhielt sich gern und spielte den gesetzten Bürgern Streiche, wo er nur konnte. Einmal kreierte er unter den Bremer Handelsgehilfen zum Entsetzen ihrer Prinzipale eine einheitliche Bartmode. Ein andermal ging er in Gesellschaft in einem anderen Anzug als von der Konvention vorgeschrieben, um so die ruhigen Bürger zu provozieren. Seine Briefe wimmeln von Karikaturen von Maklern usw. und von Verspottungen der unglücklichen Philister. In einem seiner Briefe an Wilhelm Graeber stellte er sich selbst das Diplom eines privilegierten Zechers aus. – Fechten gehörte ebenfalls zu seinen Lieblingsunterhaltungen, und nach brieflichen Mitteilungen ging er auch siegreich aus Zweikämpfen hervor. In Briefen an die Schwester spricht er den Wunsch aus, Rauchutensilien und einen Geldbeutel in den Farben Schwarz-Rot-Gold zu erhalten, und zitiert Verse aus einem verbotenen Studentenlied auf diese Farben. Die äußeren Erscheinungsformen jugendlichen Sturmes und Dranges hatte Engels also mit den Burschenschaftlern gemeinsam.

Über die Burschenschaften hat sich Engels wiederholt geäußert. In dem Gedicht „Florida“⁸, das er für ein Schülertreffen in Elberfeld an Friedrich Graeber sandte, tritt ein junger Freiheitskämpfer auf, der sieben Jahre lang wegen Teilnahme am Kampf gegen König und Fürsten im Kerker geschmachtet hat. Nach seiner Freilassung wird er nach Übersee verbannt. Dort jedoch gerät er bei den Eingeborenen in Gefangenschaft und muß die Eroberungsgelüste der Weißen, die das Land grausam geknechtet haben, mit seinem Leben büßen. So erfüllt sich das Schicksal: Ein deutscher Jüngling, der für die Freiheit seines Volkes kämpft, wird unerkannt von Freiheitskämpfern erschlagen, die in ihm ihren Feind sehen.

In dem Artikel „Siegfrieds Heimat“⁹ (veröffentlicht im Dezember 1840 im „Telegraph für Deutschland“) empört er sich gegen den Indifferentismus, gegen die Polizeischikanen und Verfolgungen und verteidigt mit glühenden Worten die als Demagogen verschrienen Studenten, die für das Wohl ihres Vaterlandes gekämpft haben und die schlechter Lohn dafür erwartet – der Kerker. In der Amnestie Friedrich Wilhelms IV. sieht er nicht einen Gnadenakt, sondern selbstverständliche Gerechtigkeit. Auch seinen geliebten Börne nennt er einen Demagogen, um dessen Freiheits-[29]liebe zu betonen.¹⁰ Und seine Meinung zu gerichtlichen Verurteilungen von Demagogen wird am besten charakterisiert durch seine erbitterten Worte in einem Brief an Friedrich Graeber vom Oktober 1839, in dem er auf die 1839 veröffentlichte Schrift „Darlegung der Hauptresultate aus den wegen der revolutionären Complotte der neueren Zeit in Deutschland geführten Untersuchungen“ Bezug nimmt: „Wie großartig die Entdeckungen sind, die der Deutsche Bund aus der Demagogie und sämtlichen sogenannten Verschwörungen machte, geht daraus hervor, daß es auf 85 Seiten gedruckt werden kann. Ich habe das Buch noch nicht gesehn, doch las ich Auszüge in Zeitungen, die mir zeigen, wie kostbare Lügen unsere verfluchte Behörde dem deutschen Volke aufischt. Mit der unverschämtesten Frechheit behauptet der Deutsche Bund, die politischen Verbrecher seien von ihren ‚rechtmäßigen Richtern‘ verurteilt worden, da doch jeder weiß, wie überall, besonders da, wo öffentliche Gerichtsbarkeit existiert, Kommissionen angeordnet wurden – und was da geschehen, bei Nacht und Nebel, das weiß kein Mensch; denn die Angeklagten mußten schwören, nichts über das Verhör auszusagen. Das ist das Recht, was in Deutschland existiert – und wir haben über nichts, gar nichts zu klagen!“¹¹

Seine tiefe Sympathie mit den verfolgten Mitgliedern der Burschenschaften besagt jedoch keineswegs, daß Engels sich mit allen ihren Ideen in voller Übereinstimmung befunden hätte. Engels nahm entschieden gegen den unfruchtbaren Hurratriotismus Stellung, der stets in Chauvinismus und

⁸ Ebenda, S. 493–495. [Ebenda, S. 350–352]

⁹ Ebenda, S. 91–95. [Ebenda, S. 105–109]

¹⁰ Ebenda S. 72. [Ebenda, S. 62]

¹¹ Ebenda, S. 547. [Ebenda, S. 430]

dessen damals verbreitetste Form, den Franzosenhaß, überzugehen drohte. In diesem Sinne verspottete er eines der verbreitetsten Lieder der Zeit, das Rheinlied von Nicolaus Becker, das, mehrfach vertont, zur Hymne eines falschen Patriotismus wurde. Die alldeutschen Bestrebungen der Deutschtümelei unterwarf er einer eingehenden Analyse und vernichtenden Kritik, am gründlichsten in seinem Aufsatz über Ernst Moritz Arndt. Mit gleicher Schärfe verfolgte er auch die von ähnlichem Geist erfüllte Turnerschaft.

Hier geht es jedoch bereits um seine politischen Anschauungen während der Bremer Zeit, denen wir im folgenden besondere Aufmerksamkeit schenken wollen. [30]

Politische Entwicklung

Engels selbst rechnete sich bei seiner Ankunft in Bremen zu den entschiedenen Gegnern des Konservatismus, zu den Liberalen. Der Begriff „liberal“ hatte damals eine weit revolutionärere Bedeutung als später. Engels selbst spricht davon zu Beginn seiner Schrift über Ludwig Feuerbach: „Waren denn nicht grade die Leute, die damals für die Vertreter der Revolution galten, die Liberalen, die heftigsten Gegner dieser die Köpfe verwirrenden Philosophie?“¹² Die Anschauungen des jungen Engels wurden bald entschieden revolutionär. Die Zensur in der Hansestadt Bremen war im Vergleich mit dem preußischen, stark pietistischen Wuppertal als mild zu bezeichnen. Engels wurde diesen Unterschied bald gewahr und verschaffte sich Lektüre von jener Art, die man damals als freigeistig bezeichnete. Natürlich verfolgte er viele Periodica und Tageszeitungen, sowohl die lokalen als auch die aus dem übrigen Deutschland und dem Ausland, und bildete sich ein eigenes Urteil. Seine Epigramme über einige von ihm regelmäßig gelesene Blätter sind treffend in ihrer beißenden Ironie (Telegraph, Morgenblatt, Abendzeitung, Literaturblatt). Die Bedeutung der Presse schätzte er jedoch stets hoch; so tadelte er die Brüder Graeber, weil sie den Zeitungsberichten keine Beachtung schenkten. Er schrieb Artikel über Zeitungen, vor allem über reaktionäre Blätter, die er einer vernichtenden Kritik unterwarf: „Requiem für die deutsche Adelszeitung“ (1840), „Die Freisinnigkeit der Spenerschen Zeitung“, „Das Aufhören der Kriminalistischen Zeitung“ (1842). Im „Requiem“ zitierte er Napoleons Worte über die Presse als Großmacht. Das beste Zeugnis für die Beziehungen des jungen Engels zur Presse ist jedoch seine Absicht, Publizist zu werden, sowie die ansehnliche Zahl seiner Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften.

Welche Elemente seiner sich entwickelnden Weltanschauung lassen sich unmittelbar aus den Werken und Briefen dieser Zeit herauslesen?

Das obenerwähnte Gedicht „Florida“ (entstanden Januar 1839) war geschrieben worden zur Verteidigung des Rechts eingeborener Völker auf Freiheit, gegen die Eroberungspolitik der Weißen in Übersee; den eingeborenen Freiheitskämpfern stellte Engels den deutschen „Demagogen“ an die Seite.

[31] Seine Ausfälle gegen den bornierten Philister, gegen die Bürokratie, gegen das herrschende Regime, gegen die bestehende Gesellschaftsordnung überhaupt sind kaum zu zählen. Jeden Anlaß benutzt er, um die Verfassung zu verteidigen. Selbstverständlich verteidigte er die Vernunftwürde, den Rationalismus gegen die kirchliche, vor allem aber auch gegen die pietistische Ideologie, gegen deren Heuchelei und Frömmelei. Kaum ein halbes Jahr nach seiner Ankunft in Bremen schrieb er seine berühmten „Briefe aus dem Wuppertal“¹³, in denen er sich als freigeistiger Publizist, als Fortschrittsfreund, der alles angreift, was in diesem Sitz finsterster Reaktion am Ruder sitzt, dem Publikum vorstellt. Hauptobjekt seines Angriffs waren die kirchlichen Verhältnisse, die eine Hauptursache für die Zurückgebliebenheit der dortigen Bevölkerung waren. Darüber hinaus jedoch wies er bereits auch auf die wirtschaftlichen Verhältnisse hin, leitete die Lebensweise der Wuppertaler in erster Instanz aus ihrer Arbeit her, aus dem Arbeitsmilieu der Textilindustrie, von der die Stadt lebte. Die Arbeiter stellte er in Gegensatz zu den Fabrikanten, zum städtischen Patriziat und grenzte sie ab vom Lumpenproletariat. Er zeigte, daß der tief verwurzelte Mystizismus eine ähnliche Rolle spielt wie der Schnaps – beide halfen den reichen Fabrikanten, die ausgebeutete Arbeiterschaft in Schach zu halten. Der Reaktion prophezeite er eine baldige Niederlage im unwiderstehlichen Sturm der Zeit.

¹² Marx/Engels: Ausgewählte Schriften in zwei Bänden, Dietz Verlag, Berlin 1958, Band II, S. 335. [MEW, Bd. 21, S. 265]

¹³ Marx/Engels: Werke, Bd. 1, S. 413–432.

In einem Brief an Friedrich Graeber vom April 1839 erläuterte er den politischen Hintergrund seiner Sympathie mit dem Jungen Deutschland. Seine Einstellung zum literarischen Schaffen dieser Gruppe war sehr kritisch; was ihn jedoch anzog, waren die Zeitideen, die Ideen des Jahrhunderts, die er folgendermaßen darlegte: „(Sie) sind nicht etwa demagogischer oder antichristlicher Art, wie sie verschrien werden, sondern sie basieren auf dem Naturrechte eines jeden Menschen und erstrecken sich auf alles, was in den jetzigen Verhältnissen diesem widerspricht. So gehört zu diesen Ideen: vor allem die Teilnahme des Volks an der Staatsverwaltung, also das Konstitutionelle, ferner die Judenemanzipation, Abschaffung alles Religionszwanges, aller Adelsaristokratie usw. Wer kann was dagegen haben?“¹⁴ Anschauungen dieser Art hielt Engels also für eine Selbstverständlichkeit, und gegen Ende desselben Briefes begründete er, warum er sich dem Jungen Deutschland anschließen mußte: Weil es [32] keine Kraft gab, die seinen freigeistigen Anschauungen besser entsprochen hätte, denn für ihn kam weder ein loyales Verhalten zum Regime in Frage, noch eine Politik der goldenen Mitte. (Die gleichen Ansichten wiederholt in lateinischer Sprache ein weiterer Brief an Wilhelm Graeber.) Diese politischen Gründe waren es also, die ihn bewogen, das Junge Deutschland in Schutz zu nehmen, obwohl er dem literarischen Schaffen dieser Gruppe gegenüber gewisse Vorbehalte hatte.

Weit engere Beziehungen als zum Jungen Deutschland hatte Engels zu Ludwig Börne, und zwar sowohl zu seinem literarischen Werk als auch zu seinen politischen Grundsätzen. In Börne sah der junge Engels den typischsten Vertreter der Moderne und darüber hinaus einen Mann der Tat, der politischen Praxis, der sowohl den deutschen Nationalismus als auch den Kosmopolitismus bekämpfte und die Deutschen durch seine mitreißende Schilderung der Notwendigkeit und Schönheit aktiven Handelns zur Freiheit zu erziehen suchte: ein jedes seiner Werke war eine Tat zugunsten der Freiheit. – Schritt für Schritt präzierte Engels seine These von der Notwendigkeit, die Hegelsche Theorie mit der Börneschen Praxis zu verbinden, die Macht revolutionären Denkens mit der Kraft revolutionärer Tat als Weg zur Verwirklichung der Revolution. Er bezeichnete die wechselseitige Durchdringung Hegelscher und Börnescher Ideen als wichtigste Aufgabe der Gegenwart, zu deren Erfüllung vor allem die Junghegelianer beitragen sollten. Mit dem Studium der Werke Hegels und seiner Schüler verband Engels den Kampf gegen Theologie, Religion und Kirche, der für ihn gleichzeitig ein Akt innerer Selbstbefreiung und nach außen gerichteten politischen Kampfes war. In Satiren und Artikeln verspottete er die kirchliche Reaktion, widerlegte deren Argumente und kämpfte sich auch auf diesem Gebiet zu einer Position auf dem äußersten linken Flügel durch.

Das Gedicht „Deutsche Julitage“¹⁵ über den Widerhall der französischen Julirevolution in Deutschland blieb Manuskript; selbst die milde Hamburger Zensur hätte wahrscheinlich Verse über deutsche Despoten (von denen der König von Hannover beim Namen genannt wird), deren goldene Throne unter den drohenden Blicken des empörten Volkes ins Wanken geraten, nicht zum Druck zugelassen. – Es ist nur natürlich, daß Engels gleiche Sympathien für den polnischen Aufstand und Freiheitskampf der Jahre 1830 und 1831 hegte. (Der polnischen Erhebung [33] widmete er die zehnte Strophe seines Gedichts „Der Kaiserzug“ [1841]¹⁶ über die feierliche Beisetzung Napoleons in Paris.) Ähnlich war sein Verhältnis auch zur großen französischen Revolution. Sein Verhältnis zu Napoleon war im großen und ganzen das gleiche wie bei Heine. Er sah in ihm vor allem den Erben und Vollstrecker der Revolutionsideen, ohne jedoch seine Entwicklung nach dem 18. Brumaire zu verteidigen.

In einem Brief an Wilhelm Graeber vom Juli 1839 eifert er gegen Servilismus, Zensur, Adels Herrschaft, gegen die Ketten, in die Deutschland geschlagen ist, gegen die Fürsten, die auf ihren Häuptern erschlichene Kronen tragen, und bekennt sich von neuem als entschiedener Liberaler und Jungdeutscher. An anderer Stelle prangert er die Bestrebungen der Regierung an, die Geldaristokratie auf Kosten der Armen zu fördern und den Absolutismus durch Unterdrückung der politischen Intelligenz und durch Verdummung der Volksmassen mit Hilfe der Religion zu festigen.

In dem berühmten Artikel über die deutschen Volksbücher stellt Engels neben Forderungen aus dem Bereiche der Ästhetik und Moral auch solche direkt politischer Art: Das Volksbuch soll seinen Leser

¹⁴ MEGA, I/2, S. 503. [MEW, Bd. 41, S. 366]

¹⁵ Ebenda, S. 533. [Ebenda, S. 410–411]

¹⁶ Ebenda, S. 110. [Ebenda, S. 139–140]

zu freiheitlicher Gesinnung, Mut und Kraft erziehen und in ihm die Liebe zum Vaterland wecken. Grundlegendes Kriterium in der Frage, ob die Volksbücher auch heute noch in die Hände des Volkes gehören oder nicht, ist für Engels ihr unmittelbarer Bezug auf die politischen Probleme der Gegenwart: Inwieweit sie den Kampf um Freiheit in seinen verschiedensten Formen (Verfassungskämpfe, Widerstand gegen den Druck des Adels, geistiger Kampf gegen den Pietismus, Lebensfreude gegen muckerhafte Askese) verteidigen.

Diskussionen mit Bremer Bürgern über ihre Verfassung, über die Scheinopposition gegen Geldaristokratie und Patriziat gehörten zum Alltag des jungen Engels. Er unterstützte die Verbreitung in Preußen verbotener politischer Bücher und Broschüren und wandte sich gegen die Regierungsrepräsentanten gegen die Junghegelianer, deren Lehre in Preußen verboten, deren Zeitschrift eingestellt und denen zum Teil die *venia legendi** entzogen worden war. Die Zensur machte Engels auch bei seinem eigenen Schaffen Schwierigkeiten, obwohl sie in Hamburg relativ locker gehandhabt wurde.

[34] Aus dem System Hegels griff er an der Jahreswende 1839/40 dessen Geschichtsphilosophie heraus und machte sich leidenschaftlich den umwälzenden Gedanken zu eigen, daß die Weltgeschichte die Entwicklung des Freiheitsbegriffes darstellt, um bald darauf seine eigene – vorläufig noch rein idealistische – Auffassung in dem Artikel „Retrograde Zeichen der Zeit“ darzulegen.

Über die gekrönten Häupter Europas sprach er sich mit Sarkasmus, Haß und Verachtung aus; er begann mit seinem Angriff beim König von Preußen, der sich eines Meineids schuldig gemacht hatte, als er nach erfolgter Wiederbefestigung der Staatsmacht sein im Jahre 1815 unter dem Druck des Volkes gegebenes Versprechen einer Verfassung brach. Danach nimmt Engels einen Herrscher nach dem anderen vor und faßt sein Urteil zusammen in die Worte: „Es gibt keine Zeit, die reicher ist an königlichen Verbrechen, als die von 1816 bis 1830; fast jeder Fürst, der damals regierte, hatte die Todesstrafe verdient ... ich erwarte bloß von dem Fürsten etwas Gutes, dem die Ohrfeigen seines Volkes um den Kopf schwirren und dessen Palastfenster von den Steinwürfen der Revolution zerschmettert werden.“¹⁷ Engels erscheint in diesen Worten als konsequenter Schüler und Fortsetzer Börnes. Wenn man ihn in dieser Entwicklungsphase noch als Liberalen im damaligen Sinne dieses Wortes bezeichnen will, dann muß man ihn zumindest der äußersten demokratischen Linken zuordnen.

Engels ging dazu über, politische Fragen zum Gegenstand seiner Publikationen zu machen, die er mit Rücksicht auf die Zensur durch allgemeine kulturelle oder literarische Themen tarnte. Zu Beginn des Jahres 1840 schrieb er für den „Telegraph“ den Artikel „Retrograde Zeichen der Zeit“¹⁸, in dem er staatliche und kirchliche Reaktion nebeneinanderstellte, die beide es sich zur Aufgabe gemacht hätten, den Fortschritt aufzuhalten und die unaufhaltsam fortschreitende Freiheit des Geistes zu überwältigen. Er geht dann über zu reaktionären Erscheinungen in Literatur, Philosophie und auf dem Theater, die er auch in weiteren Artikeln kritisiert. Als Musterbeispiel eines Literaten, der jegliche Reaktion verteidigt und die Freiheit des Geistes bekämpft, wählt er in einem besonderen Artikel Joel Jacoby und widerlegt ihn so gründlich, daß an ihm nichts Positives mehr übrigbleibt.

[35] Sozialen Problemen wandte er sich in einer literarischen Bearbeitung seines Ausflugs nach Bremerhaven zu, von dem er auch seiner Schwester berichtet hatte: Er besichtigte ein Schiff, das mit deutschen Amerika-Auswanderern besetzt war und sprach mit ihnen über die Gründe, die sie – es handelte sich meist um Bauern – zu diesem Schritt veranlaßt hatten: „Und es ist bei weitem nicht immer Nahrungslosigkeit, geschweige denn Habsucht, was diese Leute in die Ferne treibt; es ist die schwankende Stellung des deutschen Bauern zwischen Leibeigenschaft und Unabhängigkeit, es ist die Erbuntertänigkeit und das Schalten und Walten der Patrimonialgerichte, was dem Landmann sein Essen versäuert und den Schlaf unruhig macht, bis er sich entschließt, sein Vaterland zu verlassen.“¹⁹ Ebenso wie auf dem Festland, so herrschen auch auf dem Schiff Klassenunterschiede: Oben geräumige Luxuskabinen, im Zwischendeck abstoßende, ungelüftete gemeinsame Schlafräume für Gesunde und Kranke, alt und jung – eine Volksmenge, die einem besseren Leben entgegenzufahren glaubt.

* die Erlaubnis vorzulesen (das Abhalten von Vorlesungen; Lehrerlaubnis) – ¹⁷ Ebenda, S. 558 u. 559. [Ebenda, S. 443]

¹⁸ Ebenda S. 62–66. [Ebenda, S. 27–32]

¹⁹ MEGA, I/2, S. 151. [Ebenda, S. 84]

In einigen Skizzen aus der Bremer Zeit, die Engels in den Jahren 1840 und 1841 schrieb, unterscheidet er verschiedene Schichten der Stadtbevölkerung: Patriziat und Geldaristokratie, Mittelstand, Kaufleute und Handwerker, das Volk. Er beabsichtigte, einen Artikel über die sozialen Verhältnisse in Bremen zu schreiben, wozu es jedoch dann wohl nicht mehr kam.

In einem Zyklus von acht Gedichten unter dem gemeinsamen Titel „Ein Abend“ schildert Engels in dichterischer Weise den letzten Abend vor der Heraufkunft eines strahlenden Morgens, an dem die Sonne der Freiheit dem ganzen Lande scheinen, an dem das Volk die Despoten überwinden und Friede und Glück für die gesamte Menschheit herrschen wird. Propheten dieses Tages sind die freien Dichter, zu denen Engels sich selbst zählt.²⁰

Seinen Artikel über Arndt²¹ schätzte Engels politisch hoch ein, und das mit vollem Recht. Es ist in der Tat ein Wunder, wie der Artikel in dieser Form die Zensur passieren konnte.

Engels legt hier vor allem seine Anschauungen über die Befreiungskriege dar. Positiv wertet er, daß (ähnlich wie in der Französischen Revo-[36]lution) hier nach langer Zeit sich wieder das Volk erhoben und durch seine Entschlossenheit die Fürsten zum Handeln genötigt hatte, daß das Volk für kurze Zeit Souverän, Organ der Staatsgewalt gewesen war.

Nach der mißlungenen Befreiung, als es zur Restaurierung des deutschen Feudalabsolutismus gekommen war, herrschte bis auf wenige Ausnahmen unter der Opposition die Ideologie eines unechten deutschen Patriotismus, Chauvinismus und Franzosenhasses, die das deutsche Volk als das auserwählte und anderen übergeordnete Volk ansah und die Rückkehr zum Altdeutschen oder doch wenigstens zum Mittelalter proklamierte. Engels analysierte eingehend die ideellen Grundlagen dieser Geistesrichtung, zeigte ihre absolute Unrichtigkeit und kritisierte vor allem das darin enthaltene Unverständnis für die Ideen der französischen Revolution. Verglichen mit dem Kosmopolitismus der süddeutschen Liberalen, wertete er jedoch selbst diese Deutschtümelei als ein positives Element des Patriotismus, der in der Zeit nach der französischen Okkupation seine historische Berechtigung hatte.

Wie die Deutschtümelei, so wurde auch der deutsche Kosmopolitismus in seiner Entwicklung durch die Julirevolution unterbrochen. Engels ging deshalb zu den weiteren Punkten seines politischen Programms über. Er charakterisierte Börne als den Repräsentanten der revolutionären Tat und Hegel – in der Interpretation seiner Philosophie durch seine jüngeren Schüler – als den Repräsentanten der revolutionären Theorie, deren politische Seite mit dem Zeitgeist sich in Übereinstimmung befand und für die Gegenwart weit wichtiger war als die abstrakte Bedeutung seines philosophischen Systems für künftige Zeiten.

Eine wichtige Lebensfrage war damals für Deutschland die innere Einheit als Voraussetzung zur Beseitigung der politischen Zersplitterung und Grundlegung für eine künftige Freiheit, denn die Zersplitterung verhinderte eine einheitliche Verfassung, öffentliches Leben, Freiheit der Presse usw. Engels schloß seinen Artikel mit den Worten: „... wir wollen ... zusammenhalten zu einem einigen, unteilbaren, starken – und so Gott will, *freien* deutschen Volk.“²²

Der Artikel über Ernst Moritz Arndt, dessen politische Gesichtspunkte wir in Kürze anführten, ist eine für die Bremer Zeit programmatische Erklärung des jungen Engels. Wir bezeichnen ihn nicht nur deshalb so, [37] weil er eine Gesamtzusammenfassung der grundlegenden Züge der Auffassung des jungen Engels darstellt, einer Auffassung, zu der er gegen Ende seines Aufenthaltes in Bremen gelangt war und die also ihrem Inhalt nach für uns zum genauen Studium der politischen Entwicklung von Engels ungemein wichtig ist, sondern auch deshalb, weil er auch die zweite Frage beantwortet, der wir in dieser Studie nachgehen: Wieweit nämlich Engels – unter dem Pseudonym Oswald – sich an der öffentlichen literarisch-politischen Tätigkeit der damaligen jungen Schriftstellergeneration beteiligt hat.

Wir haben nämlich festgestellt (was bisherigen Forschern auf diesem Gebiete entgangen war), daß der vollständige Titel dieses Artikels „Deutschlands Gegenwart. II. Ernst Moritz Arndt“ lautet. Es

²⁰ Ebenda, S. 83–87. [Ebenda, S. 89–93]

²¹ Ebenda, S. 96–108. [Ebenda, S. 118–131]

²² Ebenda, S. 108. [Ebenda, S. 131]

handelt sich hier um den zweiten Teil des programmatischen Beitrags „Deutschlands Gegenwart“, mit dessen erstem Teil „Deutschlands Gegenwart. I.“ Karl Gutzkow, das anerkannte Haupt des Jungen Deutschlands in der damaligen Periode, im Januar den Jahrgang 1841 seiner Zeitschrift „Telegraph für Deutschland“ eröffnet hatte. Gutzkow hatte hier an die Julirevolution angeknüpft und von hier ausgehend die innen- und außenpolitische Lage Deutschlands in jener Zeit analysiert. Auch er hielt sich an die Hegelschen Gedanken von der Entwicklung des Weltgeistes und vertrat die politische Freiheit als Kampflösung des Tages. Als Fortsetzung reihte Gutzkow den Artikel des jungen Engels unter dem gleichen Haupttitel in die zweite Nummer ein, drückte ihren Zusammenhang mit dem ersten Artikel auch durch den Titel aus und fügte eine Fußnote hinzu: „Eine vielbesprochene Erscheinung, beurtheilt vom Standpunkte des Telegraphen“²³, womit er sich voll und ganz hinter Engels' Meinung stellte. Der Artikel von Engels ist auf die zweite, dritte, vierte und fünfte Nummer des „Telegraphen“ aufgeteilt, immer mit der vollen Überschrift „Deutschlands Gegenwart. II. Ernst Moritz Arndt“, unterschrieben in der zweiten Nummer mit dem Pseudonym F. Oswald, in der fünften mit den Initialen F. O., in der dritten und vierten fehlt die Unterschrift.

Damit war allerdings die Zusammenarbeit von Engels und Gutzkow noch nicht beendet. In Nummer 8 des Jahrganges 1841 nahm Gutzkow Bezug auf den von Engels geschriebenen Teil der Artikelserie und veröffentlichte unter dem Titel „Deutschlands Gegenwart. III.“ einen Artikel, [38] der fast eine ganze Nummer beanspruchte.²⁴ Es handelte sich hierbei um einen positiven Kommentar zu der Charakteristik Arndts durch Engels, der Engels' Feststellungen unterstreicht und sie durch weitere Argumente unterstützt. Gutzkow charakterisierte hier Arndt als einen der „Brockengeister“, die, in Opposition zu den „Alpengeistern“ stehend, überlebte reaktionäre Anschauungen vertreten und sich in ihrem beschränkten Lebenskreis an alte Legenden und Schemata halten. Im Namen der Jugend erklärte Gutzkow, daß der Versuch nicht gelingen dürfe, das seit der Julirevolution verfllossene Jahrzehnt aus dem Bewußtsein des Volkes auszulöschen, und er rief auf zur Wachsamkeit, „... daß wir die schmerzlichen Errungenschaften zehn schwerer Jahre nicht einem blinden Enthusiasmus opfern!“²⁵ Er schätzte Arndts Charakter, seine kernige Kraft und seine Volksverbundenheit (in Übereinstimmung mit Engels), lehnte aber entschlossen seinen politischen Standpunkt ab und warnte vor allem die Jugend vor den gleisnerischen Machenschaften, die sich hinter schönen Worten verbergen: „Weg mit dieser überhitzten Schwärmerei für das ‚Ewig-Gestrige‘, wie es Schiller nennt! ... Haltet zusammen, Deutsche! ... Bildet Euch selbst Euer Urtheil!“²⁶

Obwohl sich Gutzkow in einem am 6. Dezember 1842 geschriebenen Brief an Alexander Jung sehr verächtlich über den jungen Mann äußert, den er unter dem Namen Oswald in die Literatur eingeführt hätte, führt er ihn doch hier, zu Beginn des Jahres 1841, in seiner Zeitschrift als gleichwertigen Partner in politischen Belangen an und verbindet seinen Namen mit dem von Engels in einer programmatischen politischen Erklärung, deren Schlußteil eine Erweiterung und nähere Begründung der Ansichten von Engels darstellt. Das ist für die Beurteilung der Rolle, die Engels während der kurzen Zeit spielte, in der er mit dem Jungen Deutschland in Verbindung stand, zweifellos äußerst wichtig.

Seine Publizistik war von diesem Zeitpunkt an schon in jedem seiner Beiträge aggressiv kämpferisch. Engels war bewußt bemüht, durch sein [39] Werk zum Sieg über die Reaktion beizutragen. Einen seiner literaturkritischen Artikel schloß er mit den Worten: „Darum laßt uns für die Freiheit kämpfen, solange wir jung und voll glühender Kraft sind; wer weiß, ob wir's noch können, wenn das Alter uns beschleicht!“²⁷

Betrachten wir die oben angeführten Ansichten des jungen Engels über wichtige Probleme seiner Zeit, dann gelangen wir zu der Überzeugung, daß seine Haltung zu den sozialen Problemen der

²³ Ebenda, S. 96. [Ebenda, S. 532 – Endnote 71]

²⁴ 1842 veröffentlichte Gutzkow in seiner Aufsatzsammlung „Oeffentliches Leben in Deutschland. 1838–1842“, Leipzig 1842, seine beiden Beiträge zu der oben erwähnten Artikelserie unter dem Titel „Deutschlands Gegenwart“ als zwei unmittelbar aufeinanderfolgende Teile (bezeichnet mit I. und II.). Hier ist also Engels' Beteiligung an dieser Artikelfolge von Gutzkow völlig unterschlagen worden.

²⁵ Telegraph für Deutschland, 1841, Nr. 8, S. 30.

²⁶ Ebenda, S. 30/31.

²⁷ MEGA, I/2, S. 118. [MEW, Bd. 41, S. 149]

Gesellschaft, zur Revolution, zum Volk und zum Anteil des Volkes an der Staatsmacht sich auf eine gründliche Analyse der historischen Realität der letzten dreißig Jahre stützte. Hinzu kommen seine revolutionären Anschauungen in Kirchen- und Religionsfragen und seine Zukunftsperspektive. – Dies alles näherte ihn gegen Ende des Bremer Aufenthaltes den revolutionären Demokraten an. Engels verteidigte zwar immer noch einige idealistische Ansichten, aber in Teilfragen bewies er bereits materialistische Erkenntnisse. Entscheidend für seine Einreihung in die revolutionäre Demokratie ist jedoch seine Einsicht in die Notwendigkeit, die materielle Lage der arbeitenden Klasse zu verbessern – sowohl in der Stadt als auch auf dem Lande –, und die gleichzeitige Erkenntnis, daß dieses Ziel nicht auf dem Verfassungswege, sondern nur nach dem Vorbild Frankreichs auf revolutionäre Art erreicht werden kann. – Was wir in jener Zeit bei Engels wie auch bei allen anderen vermissen, sind konkrete Vorstellungen über die praktischen Maßnahmen zur Erreichung dieses Ziels, das die demokratische Linke sich gestellt hatte.

Religiöse Entwicklung

Zweifel an der Richtigkeit blinden orthodoxen Glaubens und an der Prädestinationslehre in ihrer pietistischen Auslegung durch Krummacher brachte der achtzehnjährige Engels bereits nach Bremen mit. Die Lektüre rationalistischer und liberaler Literatur konnte ihn darin nur bestärken und schuf ein mächtiges Gegengewicht gegen die Einflüsse seiner Wuppertaler Erziehung. Der ganze Fragenkomplex hatte für Engels jedoch zwei Seiten: eine vernunft- und eine gefühlsmäßige. Die Wandlung seiner Gefühle und Anschauungen vom gläubigen Christen über den Zweifler zum Atheisten war gewiß die tiefste und schmerzlichste seines Lebens.

[40] Allein schon deshalb, weil es der erste selbständige Kampf war, die erste Abwendung von einer durch Erziehung gefestigten Tradition, eine Abwendung, die bis zur schroffen Opposition führte, als Engels zum erstenmal auf eigenen Füßen stand, sich in seinen Anschauungen und bis zu einem gewissen Grade auch in seinen Gefühlen selbständig machte und einen konsequenten Kampf führte gegen alles, wovon er bisher überzeugt gewesen war. Engels wußte sehr wohl das poetische Element kirchlicher Handlungen zu schätzen, wo Gehör, Gesicht und Geruch von der Fülle der Eindrücke überwältigt werden. Er selbst war ihnen oft genug unterlegen. Noch zu einer Zeit, als er sich bereits zu pantheistischen Anschauungen durchgerungen hatte, als er Gott nur im Geist des Menschen und in menschlicher Wahrheit suchte, war er gefühlsmäßig für die mächtigen Eindrücke christlichen Rituals durchaus nicht unempfindlich. Als Beleg dafür sei hier ein Abschnitt aus dem Artikel „Siegfrieds Heimat“ aus dem Jahre 1840 angeführt, der gleichzeitig als Beweis für die dichterische Sprache der Reiseskizzen des jungen Engels gelten mag, die in vieler Hinsicht das Niveau damals üblicher journalistischer Arbeiten ähnlicher Art unter sich lassen: „Ich trat in die Kirche; es wurde gerade das Hochamt gehalten. Die Orgeltöne brausten vom Chor herunter, eine jubelnde Schar herzenerobernder Krieger, und jagten durch das hallende Schiff, bis sie sich in den entferntesten Gängen der Kirche verließen. Und laß auch du dein Herz von ihnen bezwingen, Sohn des neunzehnten Jahrhunderts – diese Klänge haben Stärkere und Wildere gebändigt denn du! Sie haben die alten deutschen Götter aus ihren Hainen vertrieben, sie haben die Helden einer großen Zeit über das stürmische Meer, durch die Wüste und ihre nie besiegten Kinder nach Jerusalem geführt, sie sind die Schatten tatendürstiger, heißblütiger Jahrhunderte! Dann aber, wenn die Posaunen das Wunder der Transsubstantiation verkünden, wenn der Priester die blitzende Monstranz erhebt und alles Bewußtsein der Gemeinde trunken ist vom Wein der Andacht, dann stürze hinaus, rette dich, rette dein Denken aus dem Meere des Gefühls, das durch die Kirche wogt, und bete draußen zu dem Gott, des Haus nicht von Menschenhänden gemacht ist, der die Welt durchhaucht und im Geist und in der Wahrheit angebetet sein will. – Erschüttert ging ich weg ...“²⁸

Solchen Gefühlseindrücken war Engels sicherlich noch zugänglicher, solange er noch nicht über eine genügende Menge von Vernunftargu-[41]menten verfügte, mit denen er jenen Gefühlen hätte entgegengetreten können. Diese Unklarheit in Glaubenssachen ließ ihm keine Ruhe. Gleich im ersten Monat seines Aufenthalts in Bremen vertiefte er sich in Literatur, die auf seine Fragen Antwort zu geben

²⁸ Ebenda, S. 92. [Ebenda, S. 106/107]

versprach. Er kaufte sich Auszüge aus den Acta Sanctorum. Die Schriften des Görlitzer Schusters Jacob Böhme, des gehaßten Ketzers und geliebten Propheten, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts im Namen Tausender einfacher Christen Zweifel an der Richtigkeit orthodoxer Dogmen der offiziellen Kirche ausgesprochen und religiöse Toleranz gepredigt hatte, diese Schriften waren für den jungen Engels eine große Entdeckung. Seinen Kommentar zu den Werken Böhmes teilte Engels begreiflicherweise seinen Freunden, den Brüdern Graeber mit, gewiß auch darum, weil er sich in der Diskussion mit ihnen, den angehenden Theologen, über seine eigene religiöse Entwicklung klarwerden wollte: „Ein neues Studium für mich ist Jacob Böhme; es ist eine dunkle, aber eine tiefe Seele. Das meiste aber muß entsetzlich studiert werden, wenn man etwas davon kapiert will; er ist reich an poetischen Gedanken und ein ganz allegorischer Mensch; seine Sprache ist ganz eigentümlich, alle Wörter haben eine andre Bedeutung als gewöhnlich; statt Wesen, Wesenheit sagt er Qual; Gott nennt er einen Ungrund und Grund, da er keinen Grund noch Anfang seiner Existenz hat, sondern selbst der Grund seines und alles andern Lebens ist. Bis jetzt habe ich erst drei Schriften von ihm aufzutreiben können, fürs erste freilich genug.“²⁹

Aus diesem Abschnitt eines Briefes an die Brüder Graeber vom September 1838 geht nicht hervor, um welche drei von den etwa dreißig Schriften Böhmes es sich handelte. Nach den gemachten Andeutungen war eine von ihnen vielleicht Böhmes Programmschrift „Die Morgenröte im Aufgang“ (später Aurora). Den jungen Engels mußte vor allem die Konsequenz beeindrucken, mit der Böhme sich an den Geist, nicht an den Buchstaben der Heiligen Schrift hielt, mit der er die wahre innere Kirche gegen den Pomp der äußeren verteidigte, vor allem aber unermüdlich gegen die Orthodoxie kämpfte, unter welchem Deckmantel sie sich auch zeigen mochte. Neben der inhaltlichen Seite betonte Engels auch den dichterischen Wert der Schriften Böhmes und verwies durch seine Feststellung von Bedeutungsverschiebungen bei einigen Wörtern auf eine spezifische Form des Zusammenhanges zwischen Inhalt und Form in literarischen Werken. Der kernige, reiche und zugleich einfache Stil Böhmes mit seinen biblischen Elementen, mit seiner Gleichnis-, Symbol- und Allegorienfülle ist zweifellos das kennzeichnendste Charakteristikum dieses Nachfahren der deutschen Mystiker. Allein schon seine rein deutsche, um nicht zu sagen vaterländische Volkstümlichkeit und reiche Dichtersprache sind geeignet, ihm einen Platz in der fortschrittlichen Tradition der deutschen Nationalkultur zu sichern.

Engels ging vorwiegend von religiöser und literarischer Seite an das Studium Böhmes heran und schenkte damals, mit achtzehn Jahren, dem Philosophen Böhme kaum Beachtung. In seiner späteren Zeit hätte seine Aufmerksamkeit gewiß auch den in religiös und ethisch verschleierte Bildern bemerkbaren Ansätzen einer idealistischen Dialektik eigener Art gegolten. So etwa in der Auslegung des Gottesbegriffes als eines kosmischen, in ewiger Bewegung sich befindenden Prozesses; oder im Prozeß der stufenweisen Umwandlung verschiedener Kräfte, Lebensformen, wobei es sich freilich um heterogene, ihrem Ursprung nach meist psychische Kräfte handelt; oder auch in der Betonung des Zusammenhanges aller Dinge und Erscheinungen in Natur und Leben, wobei der Hauptnenner aller dieser Erscheinungen für Böhme freilich wieder der Geist Gottes ist. Ja man kann sogar von naiv-materialistischen Elementen in den Anschauungen Böhmes sprechen, wenn man sich aus folgendem Satz die unumgängliche Konzession an den Heiligen Geist hinwegdenkt: „Die Seele hat ihren Ursprung nicht allein vom Leibe, und obgleich sie im Leibe entsteht und ihr erster Anfang der Leib ist, so hat sie doch ihren Quell auch von außen in sich durch die Luft.“³⁰ Es ließen sich noch weitere interessante Gedanken anführen, etwa, daß es nichts Unerkennbares in der Welt gebe (da alles vom göttlichen Licht durchdrungen sei), oder daß die Bewegung aus der Verbindung von Widersprüchen resultiere, weiter, daß die Qualität Bewegung, ein Vorwärtstürmen oder -strömen der Dinge sei u. ä. Das wären jedoch lediglich weitere Beispiele für die Behauptung von Engels, daß Jacob Böhme „eine dunkle, aber eine tiefe Seele“ ist und daß man tief in seine Gedankenwelt eindringen muß, um ihn zu verstehen.

Böhme hat kein philosophisches System geschaffen, und sicher war das auch gar nicht seine Absicht. In seinem Werk vermischen sich fortschrittliche und reaktionäre Elemente (zum Beispiel die Anerkennung alles [43] Bestehenden, eine gewisse Passivität gegenüber dem Status quo, selbst in der

²⁹ Ebenda, S. 489. [Ebenda, S. 335/336]

³⁰ Jakob Böhme: Morgenröte im Aufgang, Jena 1921, S. 50.

Durchsetzung seiner eigenen Gedanken). Es hat jedoch den Anschein, daß die fortschrittlichen Elemente überwiegen.

Urteilen wir nach dem schriftlichen Material, dann hat sich Engels bis zum Jahre 1844 mit Böhme nicht mehr befaßt; seinem Alter und seinen damaligen Interessen genügte jene Teilwertung ad hoc in einem Briefe an seine engsten Freunde vollauf.

Ein halbes Jahr später erfolgte bereits der Angriff des jungen Engels gegen die orthodox-pietistische evangelische Predigerfamilie Krummacher, die durch lange Jahre das geistliche Leben in Wuppertal beherrscht und sich unvergängliche Verdienste um die Verbreitung des finstersten Mystizismus vor allem unter dem einfachen Volk erworben hatte und überall, wohin ihr Einfluß reichte, ihre religiöse Intoleranz und ihre Religionsstreitigkeiten verbreitete.

Es ist nicht uninteressant, in diesem Zusammenhang zu erwähnen, daß neun Jahre vorher Johann Wolfgang Goethe denselben Daniel Krummacher, dessen Familie Engels als den Hort des dogmatischen Obskurantentums in Elberfeld bezeichnet, einer erbarmungslosen Kritik unterworfen hatte. Diese Tatsache ist selbst der sorgfältigen Arbeit von Reinhart Seeger „Friedrich Engels. Die religiöse Entwicklung des Spät Pietisten und Frühsozialisten“ (Halle 1935) entgangen, die der Kritik des Wuppertaler Pietismus Krummachers ein eigenes Kapitel widmet. Goethe veröffentlichte im Januar 1830 in der Kritischen Predigerbibliothek eine Rezension der unter dem Titel „Blicke ins Reich der Gnade“ 1828 erschienenen Sammlung von Predigten Krummachers. In dieser Rezension³¹ stellt Goethe fest, daß Krummacher sich dogmatisch an Wort und Buchstaben der deutschen Bibelübersetzung klammere, um sie dann entsprechend seinem vorgefaßten System auszulegen. Sein hauptsächliches Kredo bestehe darin, daß der Mensch ein unvollkommenes Geschöpf sei, dem erst die Rettung durch Gott einen Wert zu verleihen vermöge. Krummacher verweile in seinen Predigten mit Vorliebe bei der Ausmalung des Schreckens der Hölle und der ewigen Verdammnis, die er so farbig zu schildern verstehe, weil es ihm an Einbildungskraft und dichterischen Bildern keineswegs fehle. Goethe entgeht es auch nicht, daß die Krummacherschen Predigten vor allem Einfluß auf die einfachen Arbeiter [44] ausüben, die ganz von der Handarbeit in Anspruch genommen werden und ihr ganzes Leben dem Verdienst des Lebensunterhalts widmen müssen. Im Zusammenhang damit bezeichnet er diese Predigten als ein Narkotikum, das das den Arbeitern angetane Unrecht übertäuben solle.

Aus den zugänglichen Quellen ist nicht festzustellen, ob Engels dieses Urteil über Daniel Krummacher kannte oder nicht. Wahrscheinlich ist es kaum. Seine Charakteristik Daniel Krummachers und dessen Nachfolgers ist jedoch in dem gleichen Geiste gehalten, sie stellt die gleichen Mängel heraus und spricht andererseits Krummacher vor allen anderen Predigern eine saftige, plastische Beredsamkeit zu, voll allegorischer Bilder und Vergleiche, das heißt eine gewisse dichterische Begabung – wieder in Übereinstimmung mit Goethe. Eine bessere Bestätigung für das Urteilsvermögen des jungen Engels läßt sich kaum finden.

Der erste Angriff auf F. W. Krummacher, der vorläufig noch in der privaten Sphäre bleibt, findet sich in einem Brief an Friedrich Graeber vom Februar 1839. Dort empört sich Engels auch über die unsinnige Heuchelei der Pietisten, die die biblischen Worte von der Liebe zwischen Mann und Weib – vor allem im Hohen Lied – als Liebe zu Gott und zur Kirche deuten.

Gleichzeitig bereitete Engels jedoch einen öffentlichen Angriff vor. Es waren das seine „Briefe aus dem Wuppertal“, die im März und April 1839 im „Telegraph“ erschienen. Hier erkennt Engels im bigotten pietistischen Obskurantentum das grundlegende charakteristische Merkmal des Wuppertaler Lebens und in der Familie Krummacher dessen Quelle und Stütze. Die reformierte Kirche beherrschte und drosselte nicht nur das gesamte öffentliche Leben, die Kultur, die Literatur, das Zeitungswesen, die Schulerziehung, sondern darüber hinaus wurde die orthodoxe Prädestinationslehre zu einem Schreckgespenst für das einfache Volk. Die donnernden Predigten Krummachers jagten einer ganzen Gemeinde von Gläubigen Furcht ein, rührten sie zu Tränen und erfüllten eine ähnliche Funktion wie der Schnaps (bei Goethe „Narkotikum“!). Sie sollten die ausgebeuteten Arbeiter vergessen lassen, in

³¹ Goethes Werke (Sophienausgabe), 42. Band, Erste Abteilung, Weimar 1904, S. 16–19.

welchem Elend sie leben. Engels führt das Beispiel eines anderen betrügerischen Predigers an, der gerade im rückständigen Elberfeld großen Erfolg hatte. Er enthüllt die Hintergründe der Vorherrschaft der Pietisten, ihre rührende Übereinstimmung mit den Bestrebungen der besitzenden Kreise im Wuppertal, die Textilarbeiterschaft in Schach zu halten. Daß [45] der Pietist für Engels gleichzeitig auch ein Philister ist, versteht sich von selbst.

Gerade dieser Angriff auf die Grundpositionen des Wuppertaler Geistes war wahrscheinlich der Grund, weshalb die anonyme erste Prosaarbeit des jungen Engels eine gesellschaftliche Sensation wurde, über die man schrieb und sprach, wobei hauptsächlich nach der Person des unbekanntes Autors gefahndet wurde. Davon mehr in den Kapiteln, die sich mit der literarischen Arbeit des jungen Engels eingehender beschäftigen.

Für eine Annäherung des jungen Engels an das Junge Deutschland in dieser Zeit zeugt unter anderem auch die Forderung nach religiöser Toleranz, nach Beseitigung alles religiösen Druckes, wie sie in einem Brief an Friedrich Graeber vom April 1839 zum Ausdruck kommt. Hier findet sich auch zum ersten Mal ein Angriff auf die in Berlin erscheinende „Evangelische Kirchen-Zeitung“, die offizielle Stütze der reformierten Kirche. Engels gibt der Hoffnung Ausdruck, daß Fritz einmal ein Pastor werden möge, der gegen den Pietismus, Krummacher und die „Evangelische Kirchen-Zeitung“ ankämpft. Er selbst bekennt, daß er für einige Zeit Mystiker gewesen sei, jetzt aber immer stärker dem Rationalismus zuneige.

Gleich in dem folgenden Brief heißt es: „Ich beschäftige mich jetzt sehr mit Philosophie und kritischer Theologie. Wenn man 18 Jahr alt wird, Strauß, die Rationalisten und die Kirchenzeitung kennenlernt, so muß man entweder alles ohne Gedanken lesen oder anfangen, an seinem Wuppertaler Glauben zu zweifeln. Ich begreife nicht, wie die orthodoxen Prediger so orthodox sein können, da sich doch offenkundige Widersprüche in der Bibel finden.“³² Das sind Worte, die für die Einschätzung dieser Entwicklungsetappe des jungen Engels sehr wichtig sind. Mit diesem Brief beginnt die große Polemik mit Friedrich Graeber über Richtigkeit oder Unrichtigkeit kirchlicher Lehre. Engels blieb bei den Argumenten seiner Vorbilder – zu ihnen gehört vor allem Strauß mit seinem „Leben Jesu“ – nicht stehen, sondern disputierte direkt über konkrete Unstimmigkeiten des Bibeltextes, über verschiedene Auslegungen der Worte Christi in den einzelnen Evangelien, über Widersprüche zwischen Altem und Neuem Testament, über das Dogma der Erbsünde und dessen richtiges Verständnis und gelangte bald auf den Standpunkt einer rein rationalistischen Theologie. Gleichzeitig unterließ er es nicht, im Briefwechsel mit seinen [46] Freunden anzuführen, deren die damaligen Pastoren sich durch Abschreiben fremder Predigten schuldig machten, verband also theoretische Polemik mit konkreten Angriffen.

Im Fragment der Tragikomödie „Der gehörnte Siegfried“³³, das er ebenfalls seinen Freunden nach Barmen schickte, brachte er im dritten und letzten Bild den Kampf des orthodoxen Theologen Heinrich Leo gegen den Hegelschüler Michelet in Verse. Statt Waffen werfen die beiden einander die Bibel und Hegels Schriften an den Kopf. (Leo war im Jahre 1838 mit der polemischen Schrift „Die Hegelingen“, die auch Engels kannte, gegen die jüngere Hegelschule aufgetreten.) Ihren Kampf beendet Siegfried-Engels mit einem Aufruf zu religiöser Toleranz. Ein Gedanke, den das Junge Deutschland und die Junghegelianer gemein hatten.

In einem weiteren Brief kam Engels auf den Kampf Heinrich Leos gegen die Junghegelianer zurück, kommentierte dessen – im heutigen Sinne des Wortes – demagogische Methoden, die in nichts denen der „Evangelischen Kirchen-Zeitung“ nachstanden. Vor allem jedoch hob er hervor, daß alle Angriffe der Reaktion auf Hegel und seine Schule so lange negativ und ergebnislos bleiben müssen, solange man nicht in der Lage ist, Hegel durch eine neue, bessere Philosophie zu widerlegen und zu ersetzen. Engels stellte Leo außerdem noch das beschämende Zeugnis aus, daß er der einzige akademische Lehrer in Deutschland sei, der die Geburtsaristokratie verteidige und den Denunzianten Wolfgang Menzel seinen Freund nenne.

³² MEGA, I/2, S. 505. [MEW, Bd. 41, S. 371]

³³ Ebenda, S. 507–515. [Ebenda, S. 373–383]

Als konsequenter Rationalist prangerte Engels die hanebüchene Predigt über Josua an, in der Krummacher anführte, daß die Sonne sich um die in Ruhe verharrende Erde bewege. Engels schrieb darüber seinen Freunden und veröffentlichte gleichzeitig eine Notiz im „Telegraph“*.

Seine Polemik mit Fritz Graeber über die Widersprüche der Bibel setzte er fort, diesmal über den Stammbaum Jesu. Er griff den Redakteur der „Evangelischen Kirchen-Zeitung“, Hengstenberg, an, der sich mit seinen Anschauungen wie eine Windfahne zwischen rationalistischer und orthodoxer Theologie hin- und herdrehte. Vergeblich versuchte Engels in der Spaltung der Kirche in Lutheraner und Reformierte einen höheren Sinn zu finden und erklärte Friedrich Graeber im Juni 1839 mit aller Entschiedenheit: „Ich will Dir nur grade herausagen, daß ich jetzt dahin gekommen bin, nur die Lehre für göttlich zu halten, die vor der Vernunft [47] bestehen kann.“³⁴ Er verteidigt die berühmten Faustworte „Wer immer strebend sich bemüht ...“ (die er auf das Streben der Rationalisten anwendet zu den Grundlagen des positiven Christentums vorzustoßen) und verwirft die Ansicht der Orthodoxie, daß die Rationalisten durch dieses ihr Streben der ewigen Verdammnis anheimfallen könnten. Mit Strauß teilt er schwere, bisher noch von keinem überwundene Zweifel, von denen er hin und her geworfen ist, ohne sich noch ihrer Konsequenzen klar bewußt zu sein. Eine tiefe Überzeugung spricht aus ihm, er ist sich bewußt, nicht anders zu können, obwohl er weiß, daß die ihm befreundeten Theologen ihn für einen Ketzer halten müssen.

Einen Monat später teilt er ihnen eine weitere Entdeckung mit, die ihm in diesem Augenblick annehmbar zu sein scheint. Es handelt sich um die christliche Lehre in der Version Schleiermachers, aus dessen Schriften er vor allem die spekulativ-philosophische Beweisführung entnimmt, ohne ihm jedoch in seinen Theorien über die Heilslehre zu folgen. Die Anschauungen Schleiermachers sagten ihm mehr zu als der Rationalismus, weil er in ihnen Argumente gegen Pietismus und Dogmatismus fand.

Mit Friedrich Graeber stritt er sich über jede orthodoxe These und überführte ihn inkonsequenter rationalistischer Konzessionen auf dem Gebiet des Offenbarungsdogmas. Graeber erwiderte mit der Ausflucht, daß ihm die Gnade Gottes zum Glauben ver helfe, während sie offenbar dem ketzerischen Engels versagt bleibe. Engels jedoch begegnete dieser Ausflucht mit einem allseitigen Angriff und bediente sich schon hier dialektischer Gedanken (Einheit der Widersprüche, Zusammenhang von Zufall und Notwendigkeit u. ä.). Die Überwindung der Zweifel war für ihn Voraussetzung für die Freiheit des Geistes, nicht ihre Leugnung. Die Sprache Engels' ist leidenschaftlich, der Gedankengang zwingend, die Formulierung zutiefst kämpferisch – aus allem ist ersichtlich, daß es ihm um die Lösung außerordentlich wichtiger, entscheidender Fragen, um seine Stellung zum Leben überhaupt ging.

Damals gab Engels auf die Alternative Wissenschaft – Glaube die eindeutige Antwort: Wissenschaft! Vom Glauben hatte er sich jedoch bisher noch nicht trennen können, sein Gefühlsleben hatte seiner noch bedurft, noch hatte er sich nicht entschließen können, einen Standpunkt außerhalb der Kirche einzunehmen. Er war auf der Suche nach einem echten Glauben, nach einem anderen als dem vorgeschriebenen, eine [48] Suche, die vorläufig noch vergeblich bleiben mußte. Es ist geradezu ergreifend, diese ungehemmten Ergüsse eines jungen Menschen zu lesen, den Zweifel am Sinn seines Lebens, am Sinn des Lebens überhaupt quälen und der Schritt für Schritt der Wahrheit nachstrebt, einer Wahrheit, die Maßstäbe für Vernunft und Gefühl abgeben kann, der Wahrheit über Sein oder Nichtsein Gottes. Dazu sollte ihm die Philosophie verhelfen, durch sie wollte er zum wahren Menschsein gelangen.

In den Briefen des neunzehnjährigen Engels erkennen wir am besten die Tiefe seines Geistes, seinen Charakter und sein festes ethisches Profil. Hier können wir auch den Weg verfolgen, auf dem Engels zur Philosophie gelangte. Er suchte in ihr die Lösung seiner religiösen Zweifel und die Möglichkeit des Kampfes gegen die Orthodoxie. Und in der Tat half ihm später die Philosophie, sich bis zum Atheismus durchzuringen.

Im Sommer 1839 entschied Engels sich zwischen Strauß und Schleiermacher. An Schleiermachers Anschauungen zog ihn vor allem an, daß hier die Religion als Herzenssache gewertet und eine Frömmigkeit, die ihre Kraft lediglich aus der Vernunft schöpft, abgelehnt wurde. Letztlich jedoch siegten

* Ebenda, S. 10. – ³⁴ Ebenda, S. 525. [Ebenda, S. 400]

die klaren und schlüssigen Argumente von Strauß, der die Widersprüche der Evangelien dadurch erklärte, daß er in ihnen urchristliche Mythen sah: „... ich bin jetzt begeisterter Straußianer. Kommt mir jetzt nur her, jetzt habe ich Waffen, Schild und Helm, jetzt bin ich sicher ...“³⁵ Die orthodoxen Anschauungen der Graeber bekämpfte er weiter und entfernte sich von ihnen auf Grund seines neuen Standpunktes immer mehr: „Eure orthodoxe Psychologie muß mich notwendig unter die ärgsten Verstockten rangieren, besonders da ich jetzt ganz und gar verloren bin.“³⁶ Zwar hatte er auch gegen die Lehre von Strauß gewisse Einwände, doch vermochten sie nicht seine Begeisterung über die tiefe Klarheit der Straußschen Argumente gegen die Orthodoxie zu beeinträchtigen. Durch Strauß wurde Engels ein begeisterter Anhänger der junghegelianischen Schule und gelangte zu einem klaren Standpunkt: „Die Hegelsche Gottesidee ist schon die meinige geworden, und ich trete somit in die Reihen der ‚modernen Pantheisten‘ ...“³⁷ Nach und nach verlor Engels das Interesse an der Polemik mit Friedrich Graeber, die zu keinem Ergebnis führte, weil der Partner rein verstandesmäßigen Argu-[49]menten nicht zugänglich war. Engels drang allmählich in das Hegelsche System ein, das den Brüdern Graeber im großen und ganzen unbekannt war. Die orthodox-beschränkten Theologiestudenten vermochten ihm nicht mehr zu folgen und konnten in ihren Antworten seinem Denken keine Anregungen mehr geben. Die letzten Briefe des jungen Engels an die Brüder Graeber schlagen wieder einen humoristischen Ton an; vorher hatte er im Ton eines Belehrenden gesprochen, der bestrebt ist, seine Freunde wenigstens teilweise mit seinen neugewonnenen Anschauungen und Kenntnissen bekannt zu machen. Der letzte an Friedrich Graeber gerichtete Brief ist eine ironisch gehaltene Ankündigung einer Feindschaft auf Leben und Tod zwischen den beiden Freunden, von denen ein jeder im religionspolitischen Kampf sich auf der anderen Seite der Barrikade wiederfand: „Oh Du großer Straußenjäger, ich beschwöre Dich im Namen der ganzen Orthodoxie, daß Du das ganze verruchte Straußnest zerstörst und all die halbausgebrüteten Straußeneier mit Deinem Sankt-Georgsspieß durchbohrst! Die Gefahr wird immer dringender, das Leben Jesu hat bereits mehr Auflagen erlebt, als alle Schriften Hengstenbergs und Tholucks zusammen ... Und die Hallischen Jahrbücher sind das verbreitetste Journal Norddeutschlands, so verbreitet, daß seine preußische Majestät es nicht mehr verbieten kann, so gern er es möchte ... Und es ist für Euch die höchste Zeit, sonst werdet Ihr von uns, trotz der frommen Gesinnungen des Königs von Preußen, zum ewigen Stillschweigen verwiesen.“³⁸ Mit dieser siegesbewußten Apostrophe endete der umfangreiche Briefwechsel der ehemaligen Jugendfreunde.

Engels fühlte jedoch das Bedürfnis, über seine neuen Anschauungen auch öffentlich zu sprechen, nicht nur in Briefen. Einige recht zahme Bemerkungen in einer Rezension pietistischer Gedichte aus Elberfeld, die Studien über die deutschen Volksbücher und über „Retrograde Zeichen der Zeit“ bahnten ihm den Weg in die Öffentlichkeit. Bald darauf griff er den reaktionären Denunzianten und Veräter, den Schreiberling Joel Jacoby, heraus, um an ihm in einer vernichtenden Charakteristik nachzuweisen wohin der blinde Haß gegen alles Fortschrittliche und die Apologie der staatlichen und kirchlichen Reaktion bei diesem neuen Propheten geführt hatten, „über dessen trostlose Wirren die mittelalterliche Aurora der katholischen Kirche aufgeht“³⁹.

[50] In dem poetischen Intermezzo der Reiseskizzen „Landschaften“ zog er Analogien zwischen der Landschaft und der Religion ihrer Bewohner. Er vergleicht die begeisterte Entzückung, die sich seiner beim Anblick der offenen See bemächtigte, mit dem einzigartigen geistigen Erlebnis, das er der Bekanntschaft mit dem Hegelschen Gottesbegriff verdankt: „... du gehst auf im stolzen Bewußtsein des freien, unendlichen Geistes! Ich habe nur *einen* Eindruck, den ich diesem vergleichen konnte; als sich zum erstenmal die Gottesidee des letzten Philosophen vor mir auftat, dieser riesenhafteste Gedanke des neunzehnten Jahrhunderts, da erfaßten mich dieselben seligen Schauer, da wehte es mich an, wie frische Meerluft, die vom reinsten Himmel herniederhaucht ...“⁴⁰

³⁵ Ebenda, S. 538. [Ebenda, S. 419]

³⁶ Ebenda, S. 546. [Ebenda, S. 429]

³⁷ Ebenda, S. 555. [Ebenda, S. 438]

³⁸ Ebenda, S. 562. [Ebenda, S. 478/479]

³⁹ Ebenda, S. 70. [Ebenda, S. 60]

⁴⁰ Ebenda, S. 79. [Ebenda, S. 72]

Bald jedoch wandte er sich wieder dem nüchternen Tone der Vernunft zu. In einer Bremer Korrespondenz für das „Morgenblatt“ warnte er vor Unterschätzung und unrichtiger Darstellung des Pietismus als eines Volksbetrugs; er beschäftigte sich mit den pietistischen Einflüssen in Bremen, die bereits einen weiten Widerhall, Unterstützung durch Lokalblätter und stets zu Polemik bereite Theologen gefunden hatten. In dem Artikel „Rationalismus und Pietismus“⁴¹ berichtete Engels als Bremer Korrespondent über die Sensation, die das Auftreten des Wuppertaler Predigers F. W. Krummacher auf der Bremer Kanzel hervorgerufen hatte. Dieser fanatische Verkünder der Prädestinationslehre brachte es fertig, durch nur zwei Predigten, die er in Vertretung seines Vaters, eines Bremer Pfarrers, im September 1840 hielt, die stille Wasserfläche der „Hauptstadt des norddeutschen Dogmatismus“ in stürmischen Aufruhr zu versetzen und einen Streit zwischen mystischen und rationalistischen Predigern hervorzurufen. Wer nicht mit ihm übereinstimmte, den bedachte er mit Verwünschungen und Androhung von Höllenstrafen. Polemische Broschüren von beiden Seiten kreuzten sich, und im Kampf gegen das Dunkelmännertum schlossen sich alle Kräfte zusammen, die an die Macht der Vernunft glaubten, wie Engels abschließend feststellt. In seinem letzten Brief an Wilhelm Graeber schildert er diesen Streit als humoristische Kampfszene, in die er selbst aktiv eingegriffen habe. Die dritte Engelssche Version dieser Vorgänge findet sich in einer Zuschrift an den „Telegraph“ (ohne Überschrift)⁴², in der er den schädlichen Einfluß der Krummacher-[51]schen Predigten – die übrigens durch ihre bildkräftige Sprache sehr wirksam waren – analysierte. Engels sah diesen Einfluß auf breite Kreise der Gemeinde vor allem darin, daß das geistige Pharisäertum der Gläubigen unterstützt wurde, die sich allein zur Rettung auserwählt glaubten. Auch den Stil Krummachers analysierte er und stellte ihn auf Grund seiner Originalität über den Alltagsdurchschnitt.

Zur gleichen Angelegenheit nahm er – zum vierten Mal also – gegen Ende des Jahres 1840 in einem vom „Morgenblatt“ im Januar 1841 abgedruckten Beitrag „Bremen. Kirchlicher Streit“⁴³ Stellung und schloß damit die ganze Affäre ab, weil das öffentliche Interesse daran bereits nachzulassen begann. Der ganze Kampf zwischen Pietismus und Rationalismus verlor sich in seinen späteren Phasen in Wortklaubereien und Streit um Begriffsinhalte. Soweit es um Worte ging, war der Pietismus – vor allem der Krummachersche – durch seine bildkräftigen und plastischen Stilmittel gegen den trockenen Rationalismus entschieden im Vorteil. Von beiden Seiten erschienen polemische Broschüren. Engels sprach den Enderfolg dem Pietismus zu, auf dessen Seite damals nicht nur eine zweitausendjährige Autorität stand, sondern auch das Talent seines Hauptprotagonisten Krummacher. Die Rationalisten könnten sich der pietistischen Angriffe nicht erwehren, weil ihr Verhältnis zur Bibel noch unklar sei: Sie erkannten die Vernunft als oberste Autorität an, verwarfen aber nicht alles, was ihr widersprach. – Engels nahm also damals bereits zum Rationalismus, den er vorher vorbehaltlos vertreten hatte, einen kritischen Standpunkt ein.

Engels' Artikel über Ernst Moritz Arndt, über dessen politische Aspekte wir bereits gesprochen haben, brachte auch im Zusammenhang mit dem religiösen Problem einige neue Gedanken. Engels warf Arndt hier „die immer bestimmtere Hinneigung zur Orthodoxie im Religiösen“⁴⁴ vor und gelangte zu der Erkenntnis, daß zwischen Chauvinismus und Orthodoxie ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Im gleichen Artikel analysierte er die Wirkung der Hegelschen Philosophie auf die Öffentlichkeit. Er zeigte, wie sich aus der offiziellen preußischen Staatsphilosophie die revolutionäre Lehre der Hegelschüler entwickelt hatte, die nach mehreren Richtungen hin umwälzend wirkte: die Straußschen Theorien auf theologischem Gebiet, auf dem Gebiet der Politik, die Theorien von [52] Gans und Ruge, denen sich weitere Anhänger anschlossen, obwohl die von oben her unterstützte Reaktion sie bedrohte und ihnen Hindernisse in den Weg zu legen suchte.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Der wichtigste Faktor für die Entwicklung des jungen Engels in der Bremer Periode war der schnelle Reifeprozeß in Glaubens- und Kirchenfragen. Seine Zweifel an der Richtigkeit der Orthodoxie, die er nach eingehender Bekanntschaft mit dem Wuppertaler Pietismus

⁴¹ Ebenda, S. 128–130. [Ebenda, S. 99–101]

⁴² Ebenda, S. 88/89. [Ebenda, S. 94–95]

⁴³ Ebenda, S. 141–144. [Ebenda, S. 132–135]

⁴⁴ Ebenda, S. 98. [Ebenda, S. 120]

bereits von Hause mitgebracht hatte, fand vorübergehend eine gewisse vage Unterstützung in der jungdeutschen Religionskritik. Das grundlegende und entscheidende Ereignis für seine weitere Entwicklung waren jedoch die Werke des Junghegelianers Strauß, der als erster eine ernsthafte Kritik der Evangelien vorgenommen und sich bemüht hatte, vom Standpunkt der Vernunft aus eine Erklärung für die in der Bibel auftauchenden Widersprüche zu finden, ohne jedoch den Boden der Kirche zu verlassen. Strauß führte den jungen Engels der Hegelschen Linken zu und bestärkte durch seine Schleiermacherkritik die Abwendung vom philosophischen Mystizismus, der Engels für kurze Zeit beeindruckt hatte.

Die Bekanntschaft mit den Schriften von David Friedrich Strauß führte ferner zum endgültigen Bruch mit seinen Jugendfreunden, den Brüdern Graeber, angehenden orthodoxen Pfarrern. Aber auch der Standpunkt des Rationalismus konnte ihn auf die Dauer nicht befriedigen. Gegen Ende der Bremer Periode fühlte Engels sich als Hegelschüler. Er übernahm den pantheistischen Gottesbegriff, der ihm die vollendete Freiheit des Denkens erschloß, in der Interpretation von David Friedrich Strauß, sagte sich aber noch immer nicht endgültig von der Kirche los.

Erste literarische Pläne

Mit nicht ganz achtzehn Jahren trat Engels in Bremen in das Geschäft des sächsischen Konsuls Leupold ein, um sich auf Wunsch des Vaters mit dem internationalen Handelsverkehr vertraut zu machen und auf diesem Gebiet von der Pike auf zu dienen. Sein eigener geheimer Wunsch jedoch war, Dichter zu werden. Sein literarischer Gesichtskreis war – vor allem auf dem Gebiet der zeitgenössischen Literatur – anfangs sehr beschränkt, denn weder Barmen noch Elberfeld hatten Möglichkeiten zur [53] Vertiefung literarischer Kenntnisse geboten. Engels widmete sich deshalb gleich nach seiner Ankunft mit großem Elan dem Studium von Zeitungen und Zeitschriften, die ihm einen Überblick über den Bereich verschafften, in dem er wirken wollte.

Hinter ihm lag ein erfolgreiches Wirken in einem dichterischen Gymnasiastenkränzchen, er hatte eine Reihe von – zum Teil pietistischen – Gedichten geschrieben, die nicht erhalten sind, von deren Existenz wir jedoch durch die Korrespondenz wissen. Die Lektüre von Räuber- und Rittergeschichten, die der Vater ihm sehr verübelte, hatte ihn zu einer Nachahmung angeregt, die sein prosaisches Erstlingswerk geworden war (Eine Seeräubergeschichte). Das verhältnismäßig niedrige Niveau der Vers- und Prosabeiträge in Zeitungen und Zeitschriften bestärkte sein Selbstbewußtsein und weckte in ihm den Wunsch, auch seine eigenen Gedichte gedruckt zu sehen. Als er dann mit dem Jungen Deutschland bekannt wurde, vertauschte er das Ideal des Dichters gegen das Ideal des Publizisten, der seine politischen Anschauungen unter einem literarischen Deckmantel darlegt und verfißt. Später dehnte er dann sein Wirken auch auf das Gebiet der Übersetzung aus.

Als Belege für seine dichterischen Pläne wollen wir seine eigenen Ausführungen zitieren, die sich zum größten Teil in den Briefen an die Brüder Graeber finden, denen er regelmäßig Abschriften seiner Gedichte mit der Bitte um Kritik zusandte. Gleich im zweiten Brief heißt es: „Um nun gleich von einer bedeutend wichtigen Sache zu reden, will ich Euch erzählen, daß meine spanische Romanze durchgefallen ist; der Kerl scheint ein Antiromantiker zu sein, so sieht er auch aus; aber ein Gedicht von mir selbst, die Beduinen, welches in Abschrift beifolgt, wurde eingerückt in ein andres Blatt; nur veränderte mir der Kerl die letzte Strophe und richtete dadurch eine heillose Konfusion ein.“⁴⁵ Engels analysiert umgehend auf zwei Seiten die Absicht, die er mit dem Gedicht verfolgte, und ihre Verkennung durch den Redakteur, der die letzte Strophe gestrichen und dafür eine andere, aus vorangegangenen Versen zusammengestellte, eingesetzt hatte. Das Gedicht sollte den Gegensatz zwischen der Zivilisation und dem freien wilden Leben eines Volkes im heißen Süden ausdrücken. Daß sein Wert nicht allzu groß war, dessen war Engels sich selbst bewußt: „Ich wollte übrigens, ich hätte das Gedicht nicht gemacht, das Ausdrücken des Gedankens in klarer, anmutiger Form ist mir ganz [54] mißlungen ... Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn man seine Verse so gedruckt sieht, sie sind einem fremd geworden, und man sieht sie mit viel schärferen Augen an, als wenn sie geschrieben sind.“⁴⁶

⁴⁵ Ebenda, S. 486. [Ebenda, S. 333]

⁴⁶ Ebenda, S. 487. [Ebenda, S. 334]

„Die Beduinen“, das erste publizierte Gedicht des jungen Engels, wurde anonym in dem Lokalblättchen „Bremisches Conversationsblatt“ abgedruckt, einer Literaturbeilage der „Bremer Zeitung“, die bald darauf aus Mangel an Beiträgen einging, wie Engels in einer Zuschrift an das „Morgenblatt“ im Sommer 1840 schreibt.⁴⁷ Das Gedicht erschien am 16. September 1838. Am Tage darauf schrieb Engels darüber seinen Freunden und schickte ihnen die Urfassung. Einer anderen Redaktion hatte er eine spanische Romanze angeboten, die jedoch nicht erhalten ist. Rjasanow führt in seinen Anmerkungen zu dem betreffenden Band der MEGA an, daß es sich dabei um die zwei Jahre später veröffentlichte Übersetzung der Ode Quintanas auf Gutenberg gehandelt habe.⁴⁸ Meines Erachtens trifft diese Annahme nicht zu. Einmal zeigt die Engelssche Übersetzung dieser Ode hohe dichterische und sprachliche Qualitäten, die man bei dem Autor des anfängerhaften Gedichts „Die Beduinen“ vergeblich suchen dürfte, zum anderen hätte Engels sicher ausführlicher über eine Übersetzung im Umfang von zweihundertzweifel Versen geschrieben, da er doch selbst einem kleinen Gedicht fast vier Briefseiten widmete. Außerdem ist es höchst unwahrscheinlich, daß er ein so umfangreiches Gedicht einem literarischen Winkelblättchen angeboten hat, und schließlich muß man doch annehmen, daß die Übersetzung der Ode auf den Erfinder des Buchdrucks unmittelbar für das zwei Jahre später erschienene Album zum Gutenberg-Jubiläum bestimmt war und daß Engels sie also erst im Frühjahr 1840 angefertigt hat, um so mehr, als sich vor diesem Zeitpunkt nirgends eine Erwähnung dieses Gedichts findet. Die „Spanische Romanze“ müssen wir also zu den verlorenen Gedichten rechnen, ebenso wie andere, von denen uns nur die Titel überliefert sind: „Der Sturm“, „Odysseus redivivus“, „St. Hanor“ u. ä. [55]

Freiligrath

Blicken wir uns nach Dichtern um, die bei diesem Erstlingsgedicht des jungen Engels Pate gestanden haben, dann stoßen wir auf einen Namen, dem Engels schon in seiner Heimat Verehrung entgegengebracht hatte: Ferdinand Freiligrath. Für Engels war Freiligrath Vorbild auf zweifache Weise. Freiligrath war ein fleißiger Buchhalter – einige Zeit direkt in Barmen und in anderen Städten des Rheinlandes, vorher schon bei einer Reederei in Amsterdam –, und doch vermochte diese prosaische Tätigkeit seine dichterische Entwicklung nicht zu unterbinden. Engels hatte das gleiche Schicksal und hoffte sich mit ihm auch auf ähnliche Weise abfinden zu können. Beide hatten schon als achtzehnjährige Lehrlinge zu publizieren begonnen.⁴⁹

Nicht nur das Privatleben, auch die Dichtung Freiligraths nahm Engels sich zum Vorbild. Das Beduinen-Gedicht steht unter dem Einfluß der sogenannten Wüstenpoesie aus Freiligraths erster Dichtungsperiode. Ähnliche Gedanken finden wir in Freiligraths Gedichten „Der schlittschuhlaufende Neger“, „Leben des Negers“ und anderen. Daß Engels Freilig-[56]rath und seine Gedichte gut kannte, dafür sind uns Stellen aus dem zweiten Teil der Briefe aus dem Wuppertal Beweis, wo er ihn als eine bedeutende Erscheinung der Literatur im Wuppertal würdigt. An dieser Stelle jedoch, also bereits ein halbes Jahr nach seinem eigenen Gedicht über die Beduinen, stimmt Engels mit der Kritik Dingelstedts, Carrières und anderer überein, die Freiligrath gerade wegen seiner hohen dichterischen

⁴⁷ Ebenda, S. 124. [Ebenda, S. 78]

⁴⁸ Ebenda, S. 656 [Ebenda, S. 532], Anm. zu S. 486. [Ebenda, S. 110]

⁴⁹ Diese Analogie verführte Auguste Cornu zu der Annahme, daß folgende Stelle aus dem zweiten Abschnitt der „Briefe aus dem Wuppertal“ sich auf das eigene literarische Schaffen des jungen Engels beziehe: „Zum Schlusse muß ich noch eines geistvollen jungen Mannes erwähnen, der die Idee hat, da Freiligrath Handlungsdiener und Dichter zugleich sei, müßte er es auch können. Hoffentlich wird die deutsche Literatur bald durch einige seiner Novellen vermehrt werden ... die einzigen Fehler, die man ihnen vorwerfen kann, sind Abgedroschenheit der Handlung, übereilte Anlage und nachlässiger Stil.“ (Marx/Engels: Werke, Bd. 1, S. 432.) Cornu bemerkt dazu: „Dies erklärt, warum er in seinem Artikel der literarischen Bewegung in Wuppertal soviel Platz einräumte, wobei er zum Schluß auf seine eigene literarische Tätigkeit anspielte.“ (Cornu: Karl Marx und Friedrich Engels, Erster Band, Berlin 1954, S. 186.) Cornu sieht also in der angeführten Stelle eine Art Selbstkritik satirischen Charakters. Engels selbst jedoch erklärt in seinem Brief vom 1. Mai 1839, in dem er sich als Autor der Briefe aus dem Wuppertal bekennt, daß dieser geistreiche junge Mann, der aus Bescheidenheit nur mit dem Anfangsbuchstaben D. gezeichnet war, nicht er selbst, sondern „... der Kontorjüngling *Dürholt* bei Wittensteins in Unterbarmen“ sei. (MEGA, I/2, S. 506. [MEW, Bd. 41, S. 372]) Die angeführte Stelle aus den Briefen aus dem Wuppertal II. stellt also keine Anspielung auf die eigenen dichterischen Absichten dar, sondern ist eher Ausdruck des Unwillens über andere, die sich anmaßen, Freunde Freiligraths zu sein: „Auch *will* er ein sehr genauer Freund Freiligraths sein.“ (Marx/Engels: Werke, Bd. 1, S. 432.)

Qualitäten die Wahl exotischer Themen und die Darstellung tropischer Landschaften und ihrer Bewohner auf Kosten der deutschen Thematik zum Vorwurf gemacht hatten. Engels bemühte sich, gerade jene Elemente in Freiligraths Dichtungen hervorzuheben, in denen er eine Zuwendung zu deutschen Problemen erblickte: „Auf diese wenigen Momente muß man desto mehr achten, je mehr Freiligrath in die entgegengesetzte Richtung sich verliert.“⁵⁰ Durch seine Rezension versuchte er Freiligrath zu beeinflussen, indem er nachwies, daß er „in der Ferne nicht heimisch werden kann, wenn er nicht in echt deutscher Dichtkunst wurzelt“⁵¹. Und in der Tat erwiderte Freiligrath in einer Reihe von Gedichten aus jener Zeit auf den Vorwurf der Entfremdung, der ihm von allen Seiten gemacht worden war, so etwa in den Gedichten „Meine Stoffe“ oder „Der ausgewanderte Dichter“, auf die Engels sich gerade bezog. Engels tat sich auf seine selbständige Einschätzung Freiligraths, durch die er sich von den gängigen Ansichten unterschied, etwas zugute: „Die Bemerkungen über Freiligrath müssen wohl gut sein, sonst hätte sie Gutzkow gestrichen.“⁵²

„Florida“, ein weiteres Gedicht des jungen Engels, das er seinen Freunden zusandte, hat mit dem Freiligrathschen Gedicht „Florida of Boston“ nichts anderes gemein als den Titel.

Engels erwähnte Freiligrath fast in einem jeden seiner literarischen Artikel. Neben Karl Beck bezeichnete er ihn unter den jüngeren Dichtern als den bedeutendsten.⁵³ An beiden freilich kritisierte er mit Recht das übertriebene, unnatürliche Pathos und den Wortschwulst, den er mit dem schrecklichen Stil der zweiten schlesischen Schule des siebzehnten Jahrhunderts verglich.⁵⁴ An anderer Stelle entschuldigt er die Freiligrathsche Sehnsucht nach dem Exotischen mit der Einförmigkeit des holländischen [57] Plattlandes: „... hier begreift man, wie die Phantasie eines Freiligrath mit den scheidenden Fregatten zu fernen, üppigeren Gestaden ziehen konnte.“⁵⁵ Er bezeichnet Freiligrath als ein ausgesprochenes Talent.⁵⁶ Als Anhänger des Jungen Deutschland spricht er die Überzeugung aus: „Freiligrath wendet sich noch einmal dem jungen Deutschland zu, das sollst Du sehen.“⁵⁷ In politischer Hinsicht war Freiligrath nach der Auffassung von Engels schon dadurch liberal genug, daß er in Barmen eine Lesegesellschaft gründete und leitete⁵⁸, sein Liberalismus ging jedoch nicht so weit, daß er die für ihn zu tendenziösen Gedichte des jungen Engels einen von ihm herausgegebenen Almanach aufgenommen hätte.

Zwischen dem jungen Freiligrath und dem jungen Engels gibt es eine Reihe weiterer Berührungspunkte in ihren Schicksalen und Interessen. Beide waren sich in der scharfen Kritik des Wuppertaler Pietismus einig, der jeglichen kulturellen Aufschwung unterdrückte und durch seine kleinbürgerliche Rückschrittlichkeit und kaufmännische Beschränktheit zu ketzerischen Ansichten geradezu herausforderte. Von literarischen Persönlichkeiten schätzten beide – und zwar beide nur vorübergehend – Karl Beck, ferner Platen (Freiligrath schrieb auf ihn das Gedicht „Odysseus“, Engels analysierte sein Werk in einer Rezension), Chamisso und Immermann, der mit Freiligrath persönlich befreundet war.

Freiligrath sehnte sich nach fernen Ländern, er hätte gern Reisen unternommen. Verwirklichung fand jedoch damals nur eine Reise durch Westfalen im Jahre 1839, auf der er Levin Schücking besuchte und sich mit ihm befreundete. Die Schönheiten seines heimatlichen Westfalen pries er in dem Werk „Das malerische und romantische Westfalen“.

Auch Engels wollte reisen, und auch seine erste Reise ging, ein Jahr später (1840), ins Westfälische. Hier schloß er – wie Freiligrath – Freundschaft mit dem Publizisten Levin Schücking, bei dem er gleichgerichtete literarische Interessen vorfand, und auch er schilderte den eigenartigen Charakter und den geheimen Zauber des westfälischen Landes in seinen Reiseskizzen.

⁵⁰ Marx/Engels: Werke Bd. 1, S. 429.

⁵¹ Ebenda.

⁵² MEGA, I/2, S. 506. [MEW, Bd. 41, S. 372]

⁵³ Ebenda, S. 58. [Ebenda, S. 354]

⁵⁴ Ebenda, S. 65/66. [Ebenda, S. 31]

⁵⁵ Ebenda, S. 78. [Ebenda, S. 71]

⁵⁶ Ebenda, S. 497. [Ebenda, S. 354]

⁵⁷ Ebenda, S. 504. [Ebenda, S. 367]

⁵⁸ Ebenda, S. 537. [Ebenda, S. 415]

Engels wie Freiligrath schätzten den poetischen Wert der Volksmärchen hoch ein. Vielleicht war das bei Freiligrath der Ausgangspunkt des Inter-[58]esses für das Schicksal der Brüder Grimm und für die ganze Affäre der Göttinger Sieben, die wegen ihres Protestes gegen den Verfassungsbruch des Königs im Jahre 1837 entlassen worden waren. Die Briefe Freiligraths, in denen er die antinationale Handlungsweise des Absolutismus verurteilte, bestätigten Engels' Ansicht, daß Freiligrath im vaterländischen Boden wurzelte, mochte seine Phantasie auch exotischen Stoffen nachjagen.

Beweis für die Echtheit des Freiligrathschen Patriotismus ist die dichterische Bearbeitung der Göttinger Ereignisse in „Ein Kindermärchen. Reminiszenz aus 1837“. Dieses Gedicht feiert die Entdeckerarbeit der Brüder Grimm bei der Erforschung alt- und mittelhochdeutscher Literaturdenkmale. Der Gipfel ihres Wirkens sei jedoch ihr mutiger und unerschrockener Protest gegen den Bruch der Verfassung, die geheiligtes Eigentum des Volkes und aus den historischen Traditionen seiner Entwicklung hervorgegangen sei. Jene Sieben hätten darauf geschworen, und kein König verfüge über das Recht, sie auf Grund der eigenen Machtvollkommenheit zu verletzen. Wie alle Liberalen, so zeigte auch Engels warme Sympathien für das Auftreten der Göttinger Sieben, wie aus seinen Gedichten und Briefen hervorgeht. Im September 1838 schreibt er an die Brüder Graeber: „Ich habe neulich Jacob Grimms Verteidigungsschrift mir gekauft, sie ist ausgezeichnet schön und eine Kraft darin, wie man sie selten findet.“⁵⁹ Es handelt sich um die Schrift „Über meine Entlassung“, die im gleichen Jahr in Basel erschienen war und Einzelheiten über den Protest der Sieben gegen das gesetzeswidrige Vorgehen Ernst Augusts von Hannover darlegte. Jacob Grimm hatte sie im Januar 1838 geschrieben, um die Umstände aufzuhellen, unter denen die sieben Professoren ihres Amtes enthoben und gezwungen worden waren, im Dezember 1837 innerhalb von drei Tagen das Königreich Hannover zu verlassen. Inhalt und Form dieser Schrift zeigen den echten, tiefen Patriotismus Grimms, seine Ehrfurcht vor überlieferten Traditionen, soweit sie dem Volke nützen, seine Ehrfurcht vor der Obrigkeit, soweit sie die gültigen Gesetze und den Willen der Untertanen achtet – mehr noch: in den Anschauungen Grimms zeigt sich eine unbeugsame demokratische Gesinnung, die furchtlos und ohne Rücksicht auf die eigene Existenz die Verfassung verteidigt, die vier Jahre vorher vom König auf Begehren des Volkes als Grundgesetz gebilligt werden mußte. Schlichte [59] Männlichkeit, Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe und Wahrung der Menschenwürde waren die Eigenschaften, die in jener konkreten Situation den Protest gegen die Willkür des Königs diktiert hatten. Das alles begeisterte den jungen Engels an dieser Schrift wie auch an der Tat selbst, die als einzige im gesamten Königreich das Eis des Schweigens, unter dem sich Bestürzung, Servilität und Angst um die eigene Existenz verbargen, gebrochen hatte. Die ethische Kraft der Gedanken kam auch in der Sprachform zum Ausdruck: Die Sprache ist kernig, ausdrucksreich und legt in klarer Weise die Beweggründe und Gefühle dar.

Auch Engels verarbeitete dieses Erlebnis im „antiken Metrum“, wie es von dem Gedicht „Deutsche Julitage 1839“ heißt, das er seinen Freunden schickte, damit sie sich im Liberalismus übten, wie er ironisch bemerkt. Freiligrath hatte den Protest der Sieben mit ihrem patriotischen Gefühl und den deutschen Volkstraditionen begründet, mit ihrem Drang, einen geleisteten Schwur mannhaft zu halten. Engels dagegen verallgemeinerte ihren Protest, er sah in ihm einen Ausdruck des Volksprotestes gegen den Despotismus, eines Protestes, der seine Kraft aus der siegreichen Pariser Julirevolution schöpfte. Beide Auffassungen widersprechen einander nicht, sind jedoch voneinander völlig unabhängig.

Hinsichtlich der Beziehungen zwischen Engels und Freiligrath drängt sich noch eine weitere Beobachtung auf. Engels interessierte sich während seines Bremer Aufenthalts ziemlich stark für die Romane Eduard Dullers, eines Schriftstellers der älteren Generation, der zum weiteren Kreis der jungdeutschen Publizisten hinzugerechnet zu werden pflegt. Engels erwähnte ihn sowohl in den „Briefen aus dem Wuppertal“ als auch in den „Retrograden Zeichen der Zeit“, zählte die Titel seiner historischen Romane auf und kritisierte in Briefen an die Brüder Graeber vom Januar 1838 ihre inhaltlichen und stilistischen Mängel mit großer Schärfe. Er gestand ihnen nur Vorzüge in gewissen Details zu, die aber keinesfalls die damals verbreitete Überschätzung des Schriftstellers rechtfertigen, und hatte von dessen weiterer Entwicklung keine hohe Meinung.

⁵⁹ Ebenda, S. 487. [Ebenda, S. 328]

Der Briefwechsel läßt erkennen, daß Engels sich eingehend mit der zeitgenössischen Literatur vertraut machte. Dennoch läßt die detaillierte Kenntnis der Schriften Eduard Dullers erstaunen, berücksichtigt man die geringe literarische Qualität, die auch von Engels erkannt worden war. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß auch dieses Interesse auf einen Einfluß Freiligraths zurückgeht, der den zweiten und dritten Jahrgang [60] der Dullerschen Zeitschrift „Phönix“ mit eigenen Gedichten eröffnete: „Der Phönix. Zur Einleitung des zweiten Jahrgangs von E. Dullers ‚Phönix‘“ und „Banner-spruch. An E. Duller. Zur Einleitung des dritten Jahrgangs des ‚Phönix‘“. Beide Gedichte waren 1838 in einer Sammlung veröffentlicht worden, so daß Engels den Erstdruck oder wenigstens den Neuabdruck dieser Gedichte gekannt haben dürfte. Beide Gedichte distanzieren den „Phönix“ von den Fehden der jungen Generation, beide wenden sich aber auch direkt an das Junge Deutschland oder nehmen zumindest die Parole des Kampfes für eine Zukunft in Freiheit auf, die das Junge Deutschland auf seine Fahne geschrieben hatte. Vielleicht wollte Engels durch eigene Lektüre eine enge Verbindung zwischen seinem dichterischen Vorbild und jenem Autor herstellen, den Freiligrath außerdem noch als Kämpfer für die Ideen des Jungen Deutschland bezeichnet hatte. Es ist jedoch auch nicht ausgeschlossen, daß der Mittelsmann in dieser Angelegenheit Gutzkow gewesen ist, der vor seiner Übersiedlung nach Hamburg die literarische Beilage des Frankfurter „Phönix“ redigiert hatte.

Der Name Duller läßt uns lediglich vermuten, daß hier gewisse Berührungspunkte vorhanden waren. Anders verhält es sich bei dem Gedicht des jungen Engels auf den Tod Immermanns, das unter dem Pseudonym Friedrich Oswald am 10. Oktober 1840 im „Morgenblatt für gebildete Leser“ erschien und später in einer Anthologie wieder abgedruckt wurde (siehe weiter unten). Für dieses Gedicht „Bei Immermanns Tod“⁶⁰ läßt sich eine direkte Vorlage in Freiligraths Gedicht „Bei Grabbes Tod“ nachweisen. Engels verwendete nicht nur einen ähnlichen Titel, sondern gestaltete die Situation, in der die Nachricht vom Tode des Dichters eintrifft, in gleicher Weise wie Freiligrath.

Freiligrath hatte sein Gedicht im September 1836 geschrieben. Die Nachricht von Grabbes Tod erreichte ihn während eines Besuches eines preußischen Militärlagers bei den Manövern. Daher auch das Eingangsbild eines militärischen Zeltlagers, eines buntlärmenden Abends, dessen Lebendigkeit unter dem überwältigenden Eindruck der Nachricht von Grabbes Tod mit einem Schlag versinkt. Freiligraths Gedicht bewegt sich in einem Wechsel von Anrufung und Würdigung des toten Gefährten, charakterisiert dessen hohe dichterische Fähigkeiten und den Abstand vom Durchschnitt, der ihn dem Verständnis der Menge entziehe. Im Text führt [61] der Dichter zwei Grabbesche Dramentitel an: „Die hundert Tage“ und „Don Juan und Faust“. Das Ende des Gedichts bringt in Gedanken an das Schicksal des Gefährten und an das eigene Schicksal eine mit Bitterkeit erfüllte Würdigung der Erhabenheit und Tragik des Dichterloses.

Der junge Schriftsteller Oswald-Engels folgte in formaler Hinsicht dem Beispiel, das Freiligraths berühmter Dichtername gegeben hatte und verwendete für das Eingangsbild ähnliche Requisiten, vielleicht unter dem Einfluß der hanseatischen Manöver, an denen er für kurze Zeit selbst teilgenommen hatte. Zeltlager, Nacht, die beschwingte Weinlaune wird plötzlich unterbrochen durch die Nachricht – eine Zeitungsnachricht, keine mündliche Mitteilung wie bei Freiligrath – vom Tode des Dichters Immermann. Es folgt eine Charakteristik Immermanns in direkter Anrede, und auch hier führt Engels – wie Freiligrath bei Grabbe – einen Werkstitel an, die „Epigonen“. Engels' Darstellung zeugt von einem tiefen Verständnis für das Schicksal des Dichters und Menschen Immermann. Völlig anders als Freiligrath schildert er den Tod: Während Freiligrath sich auf eine elegische Klage über das tragische Schicksal des unverstandenen Dichters beschränkt und mit dem nihilistischen Bild eines in Trümmer gesunkenen Domes endet, wertet Engels in kritischer Weise Größe und Grenzen des Dichters vom Standpunkt der jungen Generation und will den positiven Beitrag des Verstorbenen für die Zukunft gerettet wissen.

Es ist vielleicht erlaubt, diese auf Perspektive bedachte Grundhaltung des jungen Engels in gerader Linie mit Goetheschen Gedanken aus „Noch ein Wort für junge Dichter“ zu verbinden: „... fragt euch nur bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dies Erlebte euch gefördert habe. Ihr seid

⁶⁰ Ebenda, S. 126/127. [Ebenda, S. 96–98]

nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue, Tod verloren habt, immerfort betrauert. Das ist gar nichts wert, und wenn ihr noch soviel Geschick und Talent dabei aufopfert. Man halte sich ans fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten; denn da beweist sich's im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.“⁶¹ Wir wissen aus der Korrespondenz des jungen Engels mit seinen Freunden, daß er sich diese Worte Goethes sehr zu Herzen genommen hatte, daß sie sein eigenes Kredo geworden waren. Und gerade diese für die wahrhaft künstlerische Gestaltung von Motiven so wichtige Anschauung war es wohl [62] auch, die den grundlegenden Unterschied zwischen den beiden äußerlich einander ähnlichen Gedichten des jungen Freiligrath und des jungen Engels bewirkte.

Zusammenfassend läßt sich zur Problematik der Beziehungen zwischen Engels und Freiligrath sagen: Freiligrath war einer der Dichter, von denen Engels in seinen Anfängen lernte. Sein unbeholfenes Erstlingsgedicht trägt Spuren dieses Einflusses, der jedoch bei Engels eine kritische Haltung zum Schaffen Freiligraths nicht ausschloß. Mit seiner Wüstenpoesie hatte Freiligrath (ebenso wie eine Reihe anderer Dichter) einem Themenbereich seinen Zoll entrichtet, an dessen Anfang Goethes „Westöstlicher Divan“ steht. Nun wandte er sich wieder Themen seiner Heimat zu. Engels stimmte mit anderen Kritikern in der Wertschätzung des großen dichterischen Talents Freiligraths und in der Ablehnung seiner Wüstenpoesie überein, legte aber darüber hinaus vor allem auf diejenigen Elemente seines Schaffens Gewicht, die sich auf das eigene Volk bezogen und die für die weitere Entwicklung des Dichters richtungweisend und bestimmend werden sollten. Die weitere Entwicklung Freiligraths bestätigte die Richtigkeit der Engelsschen Perspektive. Mit der Verschärfung der revolutionären Situation in den vierziger Jahren kam es dann zu einer freundschaftlichen Annäherung Freiligraths mit Marx und Engels und zu einer engeren Zusammenarbeit auf gemeinsamer politischer Ebene in der „Neuen Rheinischen Zeitung“. Später verriet Freiligrath seine politischen Ideale. Für die hier zu untersuchenden Jahre bleibt das Urteil des jungen Engels über das Schaffen des jungen Freiligrath richtungweisend.

Goethe

Der oben erwähnte Bezug auf „Ein Wort für junge Dichter“ deutete bereits darauf hin, daß Engels schon damals bei der größten literarischen Autorität Belehrung, Rat und Hilfe suchte. Davon zeugt auch folgende Briefstelle: „An meiner Poesie und deren Produktionskraft verzweifle ich alle Tage mehr, seitdem ich in Goethe die beiden Aufsätze ‚Für junge Dichter‘ gelesen habe, in denen ich mich so trefflich bezeichnet finde, wie es nur möglich ist, und aus denen es mir klargeworden, daß durch meine Reimereien nichts für die Kunst getan ist; ich werde aber nichtsdesto-[63]weniger fortreimen, weil dies eine ‚angenehme Zugabe‘, wie Goethe sagt, ist, auch wohl ein Gedicht in ein Journal einrücken lassen, weil andre Kerls, die ebensolche, auch wohl noch größere Esel sind, als ich bin, es auch tun und weil ich dadurch die deutsche Literatur weder heben noch senken werde; aber wenn ich ein tüchtiges Gedicht lese, dann fährt mir allemal ein Grimm durch die Seele; daß du das nicht hast machen können!“⁶²

Die Artikel, die Engels im Sinne hatte, sind vor allem „Wohlgemeinte Erwiderung“, eine summarische Antwort Goethes an alle die jungen Autoren, die ihm ihre Verse mit der Bitte um Beurteilung zugesandt hatten. Goethe schrieb diese Antwort im Jahre 1832 und veröffentlichte sie in der Zeitschrift „Über Kunst und Alterthum“. Sie erhielt bei der Herausgabe des Nachlasses von Eckermann die Bezeichnung „Für junge Dichter“. Goethe weist hier nach, daß eine sichere Beherrschung der Sprachmittel in Vers und Prosa noch nicht den Dichter ausmacht; Grundlage ist die Wahrheit und Echtheit des Erlebens, aus der sich dann die dichterische Gestaltung ergibt. Sein Standpunkt ist also zutiefst realistisch, ebenso wie in einem weiteren Artikel, dem Eckermann im Zusammenhang mit dem vorhergehenden in der Nachlaßausgabe den Titel „Noch ein Wort für junge Dichter“ gegeben hat. Dieser Artikel hatte auf Engels einen vielleicht noch größeren Einfluß. Goethe fordert von jedem Dichter vor allen Dingen Lebenserfahrung und Erlebnisfähigkeit als Grundlage und Voraussetzung für die dichterische Gestaltung: „Poetischer Gehalt aber ist Gehalt des eigenen Lebens; den kann uns

⁶¹ Goethes Werke (Sophienausgabe), 42. Band, Zweite Abteilung, Weimar 1907, S. 108.

⁶² [MEGA, I/2] Ebenda, S. 487/488. [MEW, Bd. 41, S. 334/335]

niemand geben ...“⁶³ In diesem Sinne möchte Goethe sich als „Befreier“ der jungen Dichtergeneration betrachtet wissen, als Befreier von fremden Einflüssen, von der Nachäffung fremder Erlebnisse und Gefühle. Am Ende seines Aufsatzes steht der außerordentlich wichtige ästhetische Grundgedanke, der bereits bei der Bewertung des Engelsschen Gedichts über Immermann zitiert wurde, daß nämlich jede Dichtung, sofern sie lebenskräftig bleiben will, der Zukunft zugewandt sein muß und nicht der Vergangenheit, dem Leben und nicht dem Verfall. Mit modernen Begriffen könnte man diese Forderung Goethes vielleicht als eine Forderung nach dichterischer Perspektive bezeichnen – im Gegensatz zum ausweglosen Nihilismus oder anderen Verfallserscheinungen.

[64] Engels hatte sich offensichtlich bis dahin noch nicht mit literarischer Ästhetik befaßt. Seine aufrichtigen selbstkritischen Worte, mit denen er beide Aufsätze Goethes kommentiert, berechtigen zu der Annahme, daß seine Begegnung mit Goethe, mit Goethes Gedanken, die er unmittelbar als an sich selbst, den jungen Dichter, gerichtet betrachten mußte, für ihn ein außerordentlich bedeutendes Erlebnis war. Wir können diese Goetheschen Gedanken als Ausgangspunkte für die ästhetischen und literaturkritischen Wertungen betrachten, denen der junge Engels sowohl sein eigenes Schaffen als auch die Werke anderer unterwarf.

Droste-Hülshoff

Für unsere Behauptung wollen wir ein Beispiel von vielen anführen. Es handelt sich um die Einschätzung der westfälischen Dichterin Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff durch den jungen Engels. Er wurde mit ihr und ihren Werken auf seiner westfälischen Reise durch Levin Schücking bekannt, einen jungdeutschen Publizisten, den er im Frühjahr 1840 in Münster besuchte. Da es uns hier um ein Beispiel für die ästhetische und literaturkritische Urteilsbildung des jungen Engels geht, sei die einschlägige Stelle aus seiner Reiseskizze „Landschaften“ angeführt: „Und dann die alten schönen Städte, vor allen Münster mit seinen gotischen Kirchen, mit den Arkaden seines Marktes, mit Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Der letztere, den ich das Vergnügen hatte, dort kennenzulernen, war so gütig, mich auf die Gedichte jener Dame aufmerksam zu machen, und ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne einen Teil der Schuld abzutragen, die das deutsche Publikum sich gegen diese Poesie aufgeladen hat. Es hat sich bei ihnen wiederum bewährt, daß die gepriesene deutsche Gründlichkeit es sich nur zu leicht mit der Würdigung von Gedichten macht; man blättert sie durch, untersucht, ob die Reime rein, die Verse fließend sind, ob der Inhalt leicht zu verstehen und an schlagenden, wenigstens blendenden Bildern reich ist, und das Urteil ist fertig. Aber Dichtungen wie diese, wo eine Innigkeit des Gefühls, eine Zartheit und Originalität der Naturbilder, wie sie nur Shelley haben mag, eine kühne, Byronsche Phantasie im Gewande einer freilich etwas steif drappierten Form, einer von Provinzialismen nicht freien Sprache auftreten, gehen spurlos vorüber; [65] wer hätte auch Lust, sie etwas langsamer zu lesen als gewöhnlich – und da man doch nur Gedichte in die Hand nimmt, wenn die Stunde der Siesta kommt, so könnte die Schönheit derselben wohl gar dem Schläfe Abbruch tun! Dazu ist die Dichterin eine gläubige Katholikin, und wie kann sich ein Protestant dafür interessieren! Aber wenn der Pietismus den Mann, den Magister, den Oberhelfer Knapp lächerlich macht, so steht der kindliche Glaube dem Fräulein von Droste gut.“⁶⁴

Engels als radikaler Liberaler und Jungdeutscher hätte bereits a priori viele Gründe für eine negative Haltung zu den Gedichten der Droste parat haben können. Schließlich war sie eine Angehörige des Adels und hat sich weltanschaulich nie von ihm losgesagt. Liberale Ideen finden sich bei ihr kaum, sie war eine tiefgläubige Katholikin, und ihre Gedichte tragen nur zu oft das Gepräge ihrer religiösen Überzeugung. Außerdem war das literarische Niveau der Schriftstellerinnen, die sich in der Mehrheit aus Adelskreisen rekrutierten und in der Gräfin Ida Hahn-Hahn ihre repräsentative Vertreterin hatten, so niedrig, daß Engels sie nicht einmal anführte, wenn es ihm darum ging, negative literarische Erscheinungen zu tadeln. (Eine ehrenvolle Ausnahme war Bettina von Arnim.)

Diese hohe Wertschätzung der Droste, deren Werke von der zeitgenössischen Kritik bis auf geringe Ausnahmen totgeschwiegen oder durch nichtssagende Notizen abgetan worden waren, stellt eine in

⁶³ Goethes Werke (Sophienausgabe), 42. Band, Zweite Abteilung, S. 107.

⁶⁴ MEGA, I/2, S. 81/82. [MEW, Bd. 41, S. 74]

hohem Grade selbständige kritische Leistung dar, mit der Engels sich gegen den Strom der herrschenden Meinung stellte. Engels ging in seinem Urteil von der Goetheschen Forderung nach Lebensgehalt und Erlebnisfähigkeit beim Dichter aus, als er an den Gedichten der Droste vor allem die Gefühlstiefe, die Zartheit und Originalität der von der Sonderart der westfälischen Landschaft gefärbten Naturdarstellung, die kühne Bildhaftigkeit und den kindlichen Glauben hervorhob. Gerade ihre unverwechselbare Eigenart, die sie vom zeitgenössischen Durchschnitt unterschied, ihre meisterhafte Darstellung eigenen Erlebens, die ihrer eigenen, der lärmenden Welt bis zur Vereinsamung abgewandten, nach innen gerichteten und von schwerer Krankheit gezeichneten Lebensweise genau entsprach – das gerade war es, was Engels fesselte.

Seine Ansichten über die Droste wollte er, wie er in einem Dankbrief an Schücking vom 18. Juni 1840 mitteilt, sofort nach seiner Rückkehr von der Reise niederschreiben. Die Worte, mit denen Engels in diesem Brief [66] die Dichterin würdigt, sind fast die gleichen wie in der Reiseskizze „Landschaften“, die wahrscheinlich um die gleiche Zeit entstand, denn Engels verspricht Schücking: „Es ist eine Schande, daß diese Gedichte ohne allen Eindruck vorübergegangen sind, aber was soll diese Innigkeit auch dem flachen Lesepublikum unsrer Tage? Ich werde bei erster Gelegenheit dem Buche öffentlich Gerechtigkeit widerfahren lassen.“⁶⁵

In einem weiteren Brief an Schücking wiederholt Engels seine Ansicht: Die Drosteschen Produktionen „gewähren mir fortwährend großen Genuß, und ich sage Ihnen wiederholt meinen Dank dafür“⁶⁶.

Auch Gutzkow erhob für die Droste seine Stimme. Im Januar 1841 druckte der „Telegraph“ Gutzkows Artikel über den „Deutschen Musenalmanach auf 1841“ in Fortsetzungen ab. In der zweiten Fortsetzung kam er nach einer kurzen Abfertigung der Gedichte Ernst Moritz Arndts auf Levin Schücking zu sprechen, dessen Jugenderinnerungen er lobte. Dann folgt Annette von Droste-Hülshoff aus Münster, von der es heißt: „... ein herrliches episches Talent. Die Pinselführung keck, die Farben wahr, Licht und Schatten mit einer Meisterschaft vertheilt, die sich nur an einem größern und würdigeren Stoffe, als einer Räuberscene, offenbaren sollte.“⁶⁷ Diese Worte könnten uns zu der Annahme verleiten, daß das Urteil Gutzkows vielleicht unter dem Einfluß von Engels' Würdigung stand, die ein halbes Jahr vorher veröffentlicht worden war.

Goethe und Schiller

Die Beziehung des jungen Engels zur deutschen Kultur der Vergangenheit ist unseres Erachtens durch zwei Grundgegebenheiten charakterisiert. Einmal durch sein Verhältnis zu den beiden Hauptvertretern der deutschen Klassik, Goethe und Schiller, und ferner durch seine Beziehung zur Volkskunst in allen ihren Erscheinungsformen.

In dem Quellenmaterial, das uns aus diesen Jahren überliefert ist, wird Goethe verhältnismäßig häufig erwähnt, und zwar in den verschiedensten Zusammenhängen. Diese Stellen sind Ausdruck eines echten persönlichen Verhältnisses zu diesem Dichter. Goethe war für Engels von [67] Jugend an eine literarische Großmacht, die nicht einmal Börnes Goethehaß hatte erschüttern können. In den literarischen Betrachtungen, die Engels seinen Freunden schickte, ist Goethe der höchste Maßstab für dichterische Meisterschaft. Goethes Stil bedeutete für Engels den Gipfel der bisherigen Entwicklung und die Grundlage für Meisterschaft des Stils in der Zukunft. Gleich nach seiner Ankunft in Bremen Ende 1838 schrieb er der Mutter, sie solle ihm doch Goethes Werke zu Weihnachten schenken, und seine Schwester bat er, über die Erfüllung dieses Wunsches zu wachen. Erfüllt wurde er jedoch erst zu Weihnachten 1840, und Engels vertiefte sich mit Entzücken in jene Schriften, die ihm bisher noch unbekannt geblieben waren. Er las die „Wahlverwandtschaften“ und war begeistert von ihrem Inhalt, aber auch von der meisterhaften Goetheschen Sprache. Goethes Ratschläge an junge Dichter, von denen wir bereits sprachen, wurden Engels Richtschnur für die Bewertung eigener und fremder Dichtwerke.

⁶⁵ Siehe Anhang, S. 321. [Ebenda, S. 444]

⁶⁶ Siehe Anhang, S. 324. [Ebenda, S. 448]

⁶⁷ Telegraph für Deutschland, 1841, Nr. 13, S. 51.

Auch in seinen Veröffentlichungen stoßen wir oft auf Goethes Namen, hier jedoch immer nur als Autorität, an deren Größe die Kleinheit anderer sich ermessen läßt. Bereits im zweiten Teil der „Briefe aus dem Wuppertal“ führte er das Unverständnis für Goethe als das schlimmste Vergehen eines seiner Elberfelder Lehrer an. An anderer Stelle bezeichnete er Goethe als einen Dichter, „der allem eine poetische Seite abgewann“⁶⁸. Goethes „Faust“ war für ihn ebenso unübertrefflich wie Homers „Ilias“. Goethes Sprache könne niemand nachahmen, noch weniger erreichen. Er stellte ihn neben Shakespeare, den er in der Wiedergabe von dramatischen Massenszenen erreiche, dann auch wieder neben Petrarca. Engels war von grenzenloser Verehrung zu Goethes Werk erfüllt, während er gegen die Persönlichkeit des Dichters wegen dessen Verhalten während der Julirevolution gewisse Vorbehalte hatte.⁶⁹

An eine gründlichere Charakteristik von Leben und Werk dieses großen Dichters wagte Engels sich jedoch in dieser Zeit noch nicht heran. Es scheint, daß er noch zu stark seine eigene Unreife und Unerfahrenheit angesichts dieser großen Persönlichkeit fühlte, um schon den Mut zu haben, über einen Dichter zu urteilen, dessen Werk noch lebendiger Bestandteil seiner eigenen geistigen Entwicklungskämpfe war. Eine kritische Beschäftigung mit Goethes Persönlichkeit finden wir erst während des [68] ersten Englandaufenthalts, und auch da wieder nur gelegentlich einer Studie über Carlyle, über die noch an anderer Stelle zu sprechen sein wird. Auch seine ausführlichste Goethecharakteristik aus späterer Zeit (1847), die bereits außerhalb des Rahmens unserer Studie liegt, ist nicht um ihrer selbst willen geschrieben, sondern zur Widerlegung von Lügen und Verleumdungen, die der „wahre“ Sozialist Karl Grün in sein Goethebuch hineingepropft hatte.

Schiller gehörte gleichfalls zu den frühesten literarischen Erlebnissen des jungen Engels, er hatte seinen festen Platz neben Goethe, wenn auch das Verhältnis zu Schiller anderen Motiven entstammte als das zu Goethe. Schon in dem ersten gedruckten Gedicht wird der Dramatiker Schiller als das gute, positive Prinzip des deutschen Theaters gefeiert, wie Engels in einem Kommentar erläutert.⁷⁰ Von ihm müsse nach der Hochflut der Stücke von Kotzebue, Raupach und Konsorten eine Erneuerung des deutschen Theaters ausgehen. Es ist nur natürlich, daß er Schillers „Räuber“ wegen ihres freiheitlichen Geistes, ihrer unerschöpflichen Phantasie, ihres jugendlichen Mutes sehr hoch bewertete, wie das gelegentlich eines Vergleichs zwischen Schiller und Beck zum Ausdruck kommt: „Schiller strebte nach Freiheit in den Räubern, sie waren eine erste Mahnung an seine servile Zeit; aber damals konnte sich solch ein Streben noch nicht bestimmt gestalten; jetzt haben wir im jungen Deutschland eine bestimmte, systematische Richtung ...“⁷¹ Engels suchte also schon damals, im Mai 1839, für die in der Literatur verkündeten Ideen Stützen im Leben der Gesellschaft. Er bezeichnet Schiller in etwas anachronistischer Weise als Liberalen, weil er in dessen Bestrebungen Analogien zu dem freiheitlichen politischen Programm seiner Zeit sah: „... denn daß Schiller unser größter liberaler Poet ist, ist ausgemacht; er ahnte die neue Zeit, die nach der französischen Revolution anbrechen werde ...“⁷² Neben wiederholten Erwähnungen der „Räuber“ schrieb Engels auch über „Wilhelm Tell“, wobei er sich im wesentlichen auf den Standpunkt Börnes stellte. Einige Jahre später leitete Engels aus Schillers dramatischem Schaffen allgemeine ästhetische Schlußfolgerungen ab, die er dann in der großen Sickingen-Debatte mit Lassalle (1859) formulierte. In der von uns zu behandelnden Epoche kam es vorläufig nur zu einer genaueren Be-[69]kannntschaft mit den Dramen Friedrich Schillers, an denen den jungen Engels vor allem die kämpferisch antityrannische Haltung und der stürmische Freiheitsdrang fesselten.

Von Schillers Gedichten waren ihm wahrscheinlich die von ihm so genannten „heidnischen“ Gedichte am liebsten, vor allem in der Zeit, als er einen Ausweg aus seinen religiösen Zweifeln suchte und verwandte Themen, wo er sie fand, mit Begierde aufgriff. Im ersten Teil der „Briefe aus dem Wuppertal“ prangerte er einen der pietistischen Versschmiede an, der sich brüstete, einige heidnische Gedichte Schillers so umgearbeitet zu haben, daß sie für die Orthodoxie annehmbar seien. Als

⁶⁸ Marx/Engels: Werke, Bd. 1, S. 431.

⁶⁹ MEGA, I/2, S. 537/538. [MEW, Bd. 41, S. 416]

⁷⁰ Ebenda, S. 487. [Ebenda, S. 333: „mit Entgegenstellung Schillers als des guten Prinzips für unser Theater“]

⁷¹ Ebenda, S. 520. [Ebenda, S. 396]

⁷² Ebenda, S. 537. [Ebenda, S. 416]

Beispiel zitierte Engels die erste Strophe der „Götter Griechenlands“, in der alle sinntragenden Worte in ihr Gegenteil verkehrt worden waren. Ein halbes Jahr später zitierte Engels in seinem Aufsatz über die deutschen Volksbücher aus dem gleichen Gedicht Schillers den Schlußgedanken – „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn“ – und wandte ihn auf die Volksbücher an, die für einen weiteren Leserkreis ungeeignet sind, mag ihr poetischer Wert auch unbestritten sein.

Obwohl uns also aus dem zu untersuchenden Zeitabschnitt keine umfassende Einschätzung Goethes und Schillers durch den jungen Engels vorliegt, so haben sie doch grundlegende Bedeutung für den jungen Literaten. Seine Beziehung zu ihnen war das Verhältnis eines Schülers zu seinen Lehrern. Vor allem gilt das in bezug auf Goethe, dessen prinzipielle Kriterien für die Wertung dichterischer Werke Engels für sein eigenes kritisches Schaffen fruchtbar machte. Natürlich war seine Haltung gegenüber diesen beiden Dichtern auch durch den Standpunkt der Jungdeutschen beeinflusst.

Die erste Polemik

Die Goethes Wort für junge Dichter entnommenen kritischen Maßstäbe legte Engels, wie schon erwähnt, in erster Linie an sein eigenes Schaffen an und gelangte dabei zu einem negativen Urteil. Trotzdem gab er seine literarischen Pläne nicht auf, sein Ziel war noch immer, „ein tüchtiges Gedicht“⁷³ zu schreiben. Im Januar 1839 schickte er den Freunden für einen Studentenabend in Elberfeld das bereits erwähnte Gedicht [70] „Florida“, dessen Hauptgestalt ein Student und Demagoge ist, und vier Epigramme unter dem Titel „Die Journale“. Gleichzeitig machte er sich – soweit das möglich war – mit der zeitgenössischen Literatur bekannt und vervollständigte seine Kenntnisse in der älteren deutschen Literatur. Die Hegelsche Idee von den einander bedingenden Widersprüchen wendete er auf die ältere Literatur an und stellte Gegensatzpaare auf: Klopstock-Lessing, Goethe-Schiller, Tieck-Uhland; für sich blieben Heine und Rückert. Im Januar 1839 charakterisierte er die erste und zweite Garnitur der jungdeutschen Autoren, mit denen wir uns an anderer Stelle beschäftigen werden, denn das Verhältnis des jungen Engels zu ihnen war kompliziert und machte eine sehr rasche Entwicklung durch.

Von Februar bis April 1839 beteiligte er sich an einer Polemik zwischen dem Bremer „Stadtboten“ und dem „Bremischen Unterhaltungsblatt“. Zwischen diesen beiden Zeitungen herrschte ein lächerlicher Konkurrenzkampf. Engels goß durch seine Gedichte, die er in beiden Blättern veröffentlichte, noch Öl ins Feuer und machte sich dabei über beide Parteien lustig. Eines dieser Gedichte teilte er seiner Schwester Marie mit: „Bücherweisheit“⁷⁴. Das Gedicht „An die Feinde“⁷⁵ druckten beide Blätter kurz nacheinander ab in der Annahme, daß die darin enthaltene Kritik jeweils gegen das andere Blatt gerichtet sei. Von den übrigen Gedichten ist nur das letzte, „An den Stadtboten“⁷⁶, erhalten, das im „Bremischen Unterhaltungsblatt“ veröffentlicht wurde. Hier legt Engels unter dem Pseudonym Theodor Hildebrand der anderen Zeitschrift dar, daß er sie zum besten gehabt und ihre eigenen Texte parodiert habe.

Seine eigenen Briefe enthalten oft humoristische Partien in Versen und Prosa, die Belege für seine ständige Übung im Formulieren von Gedanken und im Ausdruck von Gefühlen sind. Auf der Ebene jener ironischen Reimereien, von denen bereits die Rede war, bewegt sich auch die persiflierende „Liebeserklärung eines Pietisten“⁷⁷ vom Februar 1839, eine Parodie pietistischer Gedichte, wie er sie in seiner Heimatstadt eingehend kennengelernt hatte. Überhaupt verurteilte er geistliche Dichtung, mochte sie nun katholisch oder protestantisch sein, als völlig überlebt, als völlig unfähig, aus sich heraus etwas Neues zu entwickeln. [71]

Die ersten Reiseskizzen: „Briefe aus dem Wuppertal“

In der Folgezeit blieben die humoristischen und satirischen Verse den Privatbriefen vorbehalten, denn mittlerweile war Engels bereits mit einer Literaturgattung an die Öffentlichkeit getreten, die zu den damals beliebtesten gehörte und die man unter dem Begriff Reisebilder zusammenzufassen pflegt.

⁷³ Ebenda, S. 488. [Ebenda, S. 334]

⁷⁴ Ebenda, S. 580. [Ebenda, S. 359]

⁷⁵ Ebenda, S. 9. [Ebenda, S. 7]

⁷⁶ Ebenda, S. 10. [Ebenda, S. 391]

⁷⁷ Ebenda, S. 501. [Ebenda, S. 363]

Diese Literaturgattung bewegte sich in den Formen des Briefes, des Reisetagebuches oder der Reiseskizze und überschwemmte jahrzehntelang den literarischen Markt. Die Reisebilder waren damals in Deutschland nichts Neues. Neu an ihnen war nur die früher nicht übliche Ausweitung, die vor allem dem Manne zu verdanken war, der die Reisebilder als Gattung vollendet beherrschte – Heinrich Heine.

Einen der Gründe für die große Beliebtheit von Reisebeschreibungen aus nah und fern in feuilletonistischer Verbrämung haben wir in den damaligen staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen zu suchen.

Deutschland war noch immer in viele selbständige Staaten zersplittert, was die wirtschaftliche, kulturelle und gesellschaftliche Entwicklung hemmte. Für Reisen und für den Aufenthalt in den verschiedenen Städten, Ländern und Ländchen Deutschlands war eine besondere behördliche Erlaubnis erforderlich. Die dringenden ökonomischen Bedürfnisse vor allem der bürgerlichen Klasse fanden in der Forderung nach Einheit ihren Ausdruck, zu der die Liberalen die Forderung nach Freiheit hinzufügten. Die Einigung des Landes und die Einführung einer Verfassung wurde zum wichtigsten politischen Programmpunkt der anwachsenden revolutionären Bewegung vor 1848.

Diese Tatsachen mußten ihren Ausdruck auch in der Literatur finden. Neben den revolutionären Demokraten und anderen Radikalen zeigten sich auch liberalistische Tendenzen in mehr oder weniger unmittelbarer Form in den literarischen Formulierungen des Jungen Deutschland. Die Sehnsucht nach Überwindung der Zersplitterung, die im Bewußtsein der Nation immer festere Wurzeln faßte, äußerte sich auch in dem Wunsch, die anderen Länder, die Bestandteile eines künftigen deutschen Einheitsstaates sein sollten, kennenzulernen, ihre Städte und Landschaften, ihren Charakter und die Besonderheiten ihrer Einwohner, ihre Bauwerke, ihren Handel und ihre Industrie, ihre Kultur und Lebensweise. Die Literatur kam diesem elementaren Wunsch nicht nur durch ihre publizistische Tendenz entgegen; durch die Gattung der Reisebilder trug sie zum Kennen-[72]lernen der einzelnen Länder bei, zur Erkenntnis ihrer Eigenarten und ihrer gemeinsamen Züge und half auf diese Weise das Bewußtsein des Volkes auf die Einigung des ganzen Landes zu richten.

Auch Engels begann seine publizistische Tätigkeit mit dieser Literaturgattung. Er wandte sich brieflich an Karl Gutzkow, den damals anerkannten Führer der jungdeutschen Bewegung, der in dem bekannten Hamburger Verlag Hoffmann & Campe die Zeitschrift „Telegraph für Deutschland“ redigierte. Der „Telegraph“ war ursprünglich nur eine geduldete Beilage der „Frankfurter Börsenzeitung“, geschaffen zur Unterstützung des eben aus dem Gefängnis entlassenen Gutzkow, der damals gerade eine Freiheitsstrafe wegen seiner Zugehörigkeit zum Jungen Deutschland abgesessen hatte. Mit Hilfe des gewandten Verlegers Campe verstand es Gutzkow, diese Zeitung zu einem der ersten literarischen Blätter Deutschlands zu machen. Er gewann eine große Anzahl von namhaften Korrespondenten und vermochte ein gewisses, für die damalige Zeit überdurchschnittliches Niveau dadurch zu halten, daß er die für die meisten damaligen Zeitungen typischen wertlosen literarischen Produkte, daß er plumpe Sensationen, Klatsch, Nachrichten aus der vornehmen Gesellschaft und ähnliches nicht veröffentlichte. Man kann deshalb Gutzkow als den Typ eines relativ seriösen Journalisten bezeichnen. Der „Telegraph“, der gerade in den Jahren 1839–1841, also zur Zeit der Mitarbeit von Engels, die höchste Abonnentenzahl hatte, befand sich damals auf dem höchsten Punkt seiner Entwicklung. Soweit die Hamburger und – mit Rücksicht auf den Vertrieb des Blattes in Preußen – auch die preußische Zensur es erlaubten, war diese Zeitung Sprachrohr des Jungen Deutschland und informierte darüber hinaus auch über die junghegelianische Schule. Eine Beschränkung war gegeben durch das Verbot des Bundestages vom Dezember 1835, das sich auf die Schriften jener fünf Schriftsteller (Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg, Mundt) bezog, die damit offiziell zu einer Gruppe „Junges Deutschland“ zusammengeschlossen wurden, ein Verbot, das in den verschiedenen Ländern auf verschiedene Weise gehandhabt wurde, fünf Jahre gelten sollte, aber offiziell erst im Jahre 1842 aufgehoben wurde.

Hier also wurden – wahrscheinlich mit kleinen redaktionellen Änderungen Gutzkows – Engels' „Briefe aus dem Wuppertal“ in zwei Folgen abgedruckt. Zunächst im März 1839 in vier aufeinanderfolgenden Nummern (49–52), anonym, mit einer einleitenden Bemerkung der Redak-[73]tion, daß es sich hier um die authentische Schilderung einer Gegend handele, in der die schlimmste, die Hirne der Menschen vergiftende Abart des Pietismus herrsche. Die letzte Fortsetzung der ersten Folge ist

wiederum mit einer redaktionellen Bemerkung versehen, daß der Abdruck der zweiten Folge in Bände zu erwarten sei. Die angekündigte zweite Folge erschien dann, wiederum anonym, im April (Nr. 57 und Nr. 59).

Vom Inhalt der Briefe haben wir schon in anderem Zusammenhang gesprochen. Hier sei nur in aller Kürze wiederholt, daß die Tendenz dieser Reisebilder gegen den orthodoxen Pietismus gerichtet war, namentlich gegen F. W. Krummacher. Neben der Schilderung der Stadt und ihrer Umgebung gilt die Aufmerksamkeit des jungen Engels vor allem der sozialen Struktur, dem Leben und der Arbeit der Textilarbeiter sowie der Wuppertaler Literatur. Der zweite Teil berichtet vom Schulwesen, vom öffentlichen – besonders vom kulturellen – Leben, von der Presse und wiederum von der pietistischen dichterischen Produktion. Ein neuer, ungewöhnlicher Ton wird in der Schilderung des Wuppertaler Proletariats und durch aggressive antipietistische Formulierungen angeschlagen.

Interessant ist es, die „Briefe aus dem Wuppertal“ von Engels mit einem anonymen Beitrag in der „Zeitung für die elegante Welt“ aus eben dieser Zeit zu vergleichen. Dort erschien ebenfalls im März 1839 unter dem Titel „Correspondenz. Aus Elberfeld“ in Fortsetzungen ein Artikel über Elberfeld in Form von Auszügen aus Briefen eines Reisenden. Der Autor dieses Beitrages lenkt bei der Beschreibung der Stadt ebenfalls die Aufmerksamkeit auf die Lage der Fabrikarbeiter, auf ihre wachsende Not, auf die Arbeitslosigkeit und die steigenden Preise der Bedarfsgüter. Auch er spricht von Armen und Reichen, vom Schnaps als Trost in Not und Krankheit, von der wachsenden Kriminalität aus Elend, von der Kinderarbeit und von einer besonderen Gruppe von Arbeitern – den Fabrikmädchen. Eingehender als Engels beschreibt er einzelne Arten der Arbeit, ihre Schattenseiten und die Verkümmern der Menschen als Resultat dieser Arbeitsbedingungen. Auch nach seiner Ansicht ist die Wohltätigkeit im Wuppertal auf der Höhe, aber sie reiche bei weitem nicht aus, um das allzu tief sitzende Übel an der Wurzel zu fassen. Auch er sieht in dem starken Widerhall, den der Pietismus und besonders das Prädestinationsdogma findet, die einzige Zuflucht der Armen, die Hoffnung auf eine gerechte Belohnung und Vergeltung im Jenseits. Im Gegensatz [74] zu Engels betont der Autor die Friedfertigkeit der dortigen Prediger, die keine Freunde der Polemik seien.

Ein Theater existiere nicht, eine Literatur ebenfalls nicht, die Zeitungen vegetierten dahin, alles stehe im Dienst des Handels und der Produktion. Nur die Musik macht eine Ausnahme, und dann natürlich auch Ferdinand Freiligrath. Der Autor teilt mit Engels die hohe Bewertung Freiligraths, erhebt aber im Unterschied zu Engels keine Einwände gegen die ausschweifende Phantasie der Wüstenpoesie. Der Dingelstedtschen Charakteristik des Dichters, auf die Engels sich berufen hatte, wirft er Ungenauigkeit in der Beschreibung der Persönlichkeit Freiligraths vor.

Der Autor, wahrscheinlich älter, erfahrener und weitgereister als Engels, stimmt in den Hauptpunkten seiner Schilderung mit diesem überein. Die große Aufmerksamkeit, die er dem Leben des dortigen Proletariats widmet, könnte zu der Annahme verleiten, daß es sich hier um einen Anhänger von Theorien des französischen utopischen Sozialismus handelt. Für uns ist dieser Artikel ein Beleg, der mitten in einem Sturm von Gegenstimmen die Richtigkeit des Bildes bezeugt, das Engels vom Wuppertal entworfen hatte.

Die Redaktion des „Telegraph“, das heißt Gutzkow, stand, wie aus den redaktionellen Anmerkungen hervorgeht, hinter dem kämpferisch geschriebenen Artikel des jungen Engels. Noch im April (Nr. 61) veröffentlichte sie eine anonyme Zuschrift aus Berlin, deren Einleitung sich auf die „Briefe aus dem Wuppertal“ beruft und eine andere, in Berlin sich verbreitende Form des Pietismus angreift: „Auf Anregung eines jüngst im Telegraphen mitgetheilten Aufsatzes über das Treiben des Mystizismus im Wupperthale sey hier eine Andeutung gegeben von dem des entsprechenden Berliner Pietismus ...“⁷⁸

Im Mai nahm dann die Polemik über die Briefe größere Ausmaße an. Zu den Vermutungen über die Verfasserschaft heißt es in Nummer 76 des „Telegraph“ unter der Rubrik „Kleine Chronik“: „Ferner ist die Vermutung, Dr. Arnold Mallinckrodt in Berlin wäre der Verfasser der ‚Briefe aus dem Wuppertal‘, gänzlich unbegründet. Im Gegentheil verdanken wir ihm einige nicht unwesentliche Berichtigungen

⁷⁸ Telegraph für Deutschland, 1839, S. 486/487.

derselben.“ Wahrscheinlich handelt es sich dabei um jene Berichtigungen, die dann vier Nummern später anonym unter dem Titel „Einige Berichtigungen der Briefe aus dem Wuppertale“ veröffentlicht wurden.

[75] Engels' scharfe Kritik rief also bei denen, die er kritisiert hatte, entrüsteten Widerstand hervor. Der Berliner Autor stimmte Engels auch nicht in einem einzigen Punkt zu und bestritt vor allem die Schädlichkeit der pietistischen Einflüsse. Gleichzeitig meldete sich eine ähnliche Stimme im Wuppertal selbst. Dr. Runkel, Redakteur der „Elberfelder Zeitung“, veröffentlichte in seinem Blatt am 12. April zunächst eine kurze, scharf ablehnende Erklärung über die Briefe, die er als oberflächliche Lügen eines Jungdeutschen bezeichnete, der durch das Wuppertal nur durchgereist wäre und es in Wirklichkeit gar nicht kennengelernt hätte. Am 8. Mai ließ er sich über das gleiche Thema noch ausführlicher aus, um einzelne Feststellungen bei Engels zu widerlegen. Engels sandte ihm durch einen seiner Freunde einen offenen Brief, den Dr. Runkel am 9. Mai in seinem Blatt veröffentlichte, um sich den Anschein eines unparteiischen Richters zu geben.⁷⁹ Engels hatte diesen Brief mit „Der Verfasser der Briefe aus dem Wuppertal“ unterzeichnet und wandte sich in ihm gegen die Beschuldigung, die Wirklichkeit bewußt verzerrt zu haben. Er forderte Dr. Runkel geradezu auf, ihm auch nur eine einzige Unrichtigkeit in seinen Briefen nachzuweisen und wies natürlich den Vorwurf einer oberflächlichen Kenntnis beider Städte entschieden zurück. In Briefen an die Brüder Graeber, denen er als einzigen seine Verfasserschaft verraten hatte, bemerkte er im Zusammenhang mit der Polemik gegen Runkel: „Übrigens tu ich mir was drauf zu gut, daß ich darin nichts gesagt habe, was ich nicht beweisen kann“⁸⁰, und teilte ihnen mit, daß er gegen Runkel auftreten werde. Noch Mitte Juni antwortete er auf Zweifel der Freunde: „Der Aufsatz im Tel[egraph] ist mein unbestreitbares Eigentum und hat W. Blank über die Maßen gefallen; in Barmen hat er auch bedeutenden Beifall erhalten und ist außerdem im Nürnberger Athenäum rühmlichst zitiert worden. Einzelne Übertreibungen mögen drin sein, das Ganze aber gibt ein richtiges Bild von vernünftigem Standpunkt aus gesehen. Wenn man es freilich mit dem Vorurteil, es sei ein konfusees Machwerk, liest, muß es wohl so erscheinen.“⁸¹ Aber auch mit den Freunden ging die Diskussion über die „Briefe aus dem Wuppertal“ weiter, und im Juli 1839 kommt Engels von neuem darauf zurück: „Daß Du [Wilhelm Graeber] mir meinen Wuppertaler Aufsatz so heruntergemacht hast, will ich Dir ver-[76]zeihen, indem ich ihn neulich wieder las und über den Stil erstaunte. Ich habe seit der Zeit lange nicht so gut wieder geschrieben.“⁸²

Im gleichen Brief erwähnt er, daß die Autorschaft an den Briefen dem von Freiligrath in Barmen gegründeten Lesezirkel zugeschrieben worden sei. Im Oktober schreibt er an Wilhelm Graeber: „Daß Du bessere Ansichten von meinem telegraphischen Artikel hast, ist mir sehr lieb. Übrigens ist das Ding in der Hitze geschrieben, wodurch es zwar einen Stil erhalten hat, wie ich ihn mir für meine Novelle nur wünschen mag, aber auch an Einseitigkeiten und halben Wahrheiten leidet.“⁸³ Auf freundschaftliche Kritik also ging Engels, der sich gewisser Unzulänglichkeiten seines Erstlings wohl bewußt war, durchaus ein, grundsätzliche Angriffe dagegen wies er mit aller Entschiedenheit zurück.

Die „Briefe aus dem Wuppertal“ dienten unter anderem auch als Quelle für Eduard Beurmanns vierbändiges Sammelwerk „Deutschland und die Deutschen“ (Altona 1838–1840), wovon Engels selbst Kenntnis hatte. Engels kannte das Werk und schätzte es. Beurmann war mit einer Reihe jungdeutscher Schriftsteller befreundet, aber weder Engels noch sonst jemand ahnte, daß er gleichzeitig ein Spitzel war und gegen Bezahlung den „zuständigen Stellen“ Informationen zukommen ließ.

Gutzkow dürfte sich in der Polemik um die Authentizität der „Briefe aus dem Wuppertal“ eher auf die Seite seines Korrespondenten gestellt haben, obwohl er jenen oben angeführten, gegen Engels polemisierenden Artikel abdrucken ließ. War es doch damals bei Redaktionen guter Brauch, den Gegner auch im eigenen Blatt zu Worte kommen zu lassen, wofür übrigens auch Engels' polemischer Brief gegen Runkel ein Beispiel ist.

⁷⁹ MEGA, I/2, S. 42/43. [MEW, Bd. 41, S. 8–9]

⁸⁰ Ebenda, S. 506. [Ebenda, S. 372]

⁸¹ Ebenda, S. 521. [Ebenda, S. 397]

⁸² Ebenda, S. 536. [Ebenda, S. 414]

⁸³ Ebenda, S. 539. [Ebenda, S. 420]

Gutzkow veröffentlichte im November 1839 im „Telegraph“ (Nr. 178) einen weiteren Artikel des jungen Engels unter der Überschrift „Aus Elberfeld“⁸⁴, der vom gleichen Standpunkt aus, wenn auch in milderem Ton, die Wuppertaler geistliche Dichtung und damit den Pietismus kritisierte. Dieses „Eingesandt“ ist zum erstenmal mit dem Pseudonym S. Oswald gezeichnet und mit einer redaktionellen Fußnote versehen: „Verfasser der ‚Briefe aus dem Wuppertal‘, die der Telegraph unlängst mitteilte, und die niemand harmloser aufgenommen hat als F. W. Krum-[77]macher“. Der Name Oswald war bald für die junge Publizistik ein Begriff und öffnete Engels überall Tür und Tor, zum Beispiel bei Schücking in Münster oder in den Berliner Kreisen des „Athenäums“.

Einige Worte noch zur Gesamteinschätzung der „Briefe aus dem Wuppertal“: Engels war zweifellos mit seiner Charakteristik des reaktionären Milieus seiner Geburtsstadt im Recht, mochte er auch vielleicht Einzelheiten im Interesse der Gesamttendenz etwas überspitzt haben, wie er ja selbst zugab. Die Reaktion der durch diesen Aufsatz Getroffenen ist der beste Beweis dafür, daß Engels mit seiner Kritik den Kern der Sache erfaßt hatte, ebenso wie auf der anderen Seite die zustimmenden Äußerungen Gleichgesinnter, die ihn verteidigten. Eine unerwartete und deshalb um so beachtenswertere Bestätigung der Richtigkeit der Ansichten des jungen Engels in dieser Frage ist der Artikel aus der „Zeitung für die elegante Welt“, den wir deshalb anführten, weil er im Wuppertal zur gleichen Zeit die gleichen Mängel hervorhebt. Vielleicht wäre auf Grund eines Vergleiches wirtschaftlicher, politischer und sozialer Einzeltatsachen aus dieser Zeit lediglich noch zu ergänzen, daß die Kritik des jungen Engels am Pietismus sich in erster Linie auf Barmen bezog, während Elberfeld, das in der Industrialisierung bereits weiter fortgeschritten war, schon Ansätze zu einer proletarischen Bewußtseinsbildung und gegen die pietistische Verdummung zeigte.

Engels war durch diesen seinen im kämpferischen Geist geschriebenen Prosaerstling mit einem Schlage zu einer bekannten Persönlichkeit geworden und gehörte damit zur liberalen Publizistik, deren Radikalismus großen Widerhall bei Freund und Feind fand. Er selbst gewann zusehends an journalistischer Sicherheit, und während der öffentlichen Polemik über seine Briefe bereitete er sich auf die Erörterung einer Reihe von weiteren Problemen vor. Nach einem gründlichen Studium im Sommer und Herbst 1839 folgten dann seine Artikel schnell aufeinander.

Literarische Lehrzeit

Engels' Briefe an die Freunde sind voller Erkenntnisse, zu denen er Schritt für Schritt gelangt war. Er war bemüht, sie in erster Linie eingehend über seine eigene Lektüre zu informieren, damit die Möglichkeit der Diskussion nicht verlorengelange. Er verschaffte ihnen einen Überblick über die [78] zeitgenössische Literatur, über die er sich eigene Anschauungen gebildet hatte. Im Mittelpunkt standen natürlich das Junge Deutschland und seine Vorläufer Heine und Börne sowie seine Gegner, die kirchliche und staatliche Reaktion, die sich bemühte, die „Ideen der Zeit“ aus der Welt zu schaffen. Mit allem übrigen, vor allem mit der älteren Generation, war Engels leicht fertig. Was ihm davon akzeptabel schien, reihte er nach Möglichkeit in das Junge Deutschland ein (Anastasius Grün, Lenau und andere).

Er stellte Überlegungen über seine eigene Stellung innerhalb der Literatur an und gelangte zu der Ansicht, daß ihm nichts anderes übrigbleiben werde, als sich dem Jungen Deutschland anzuschließen, denn die Ideen der Zeit seien auch seine eigenen Ideen. Zum Weltschmerz und zur Sentimentalität der Jungdeutschen bezog er jedoch von Anfang an eine kritische Stellung.

Die literarische Lehrzeit des jungen Engels fällt in das Frühjahr und den Sommer 1839. Beinahe einem jeden Brief aus dieser Zeit sind eigene Verse oder literaturkritische Entwürfe beigelegt. Im April begann er mit dem Studium der zeitgenössischen Literatur, und in der gleichen Zeit sprach er von der Möglichkeit, Publizist zu werden und sich den Ruf eines geistreichen Erzählers zu erwerben. Gleichzeitig ironisierte er seine eigenen Pläne mit der Bemerkung „und ich – werde Stadtpoet von Barmen ...“⁸⁵ Im Mai schickte er Friedrich Graeber Bruchstücke der Tragikomödie „Der gehörnte Siegfried“ und wahrscheinlich auch Gedichte für den Musenalmanach. Von den drei erhaltenen

⁸⁴ Ebenda, S. 45/46. [Ebenda, S. 11–12]

⁸⁵ Ebenda, S. 518. [Ebenda, S. 391–392]

Siegfriedszenen beruht die erste auf dem Verhältnis des jungen Engels zu seinem Vater, das hier als Verhältnis Siegfrieds zu König Sieghart erscheint, wovon bereits die Rede war. Die zweite Szene bezieht sich auf die Literatur. Siegfried-Engels gelangt auf seiner Reise durch die Welt in eine Literaturfabrik, in der volkstümliche Literatur durch Nachahmung anerkannter Vorbilder produziert wird, in der man vor allem auf den Umfang, weniger auf den inneren Wert achtet. Auch er soll angelehrt werden, empört sich aber gegen diese handwerksmäßige Produktion von literarischem Schund und schlägt die ganze Fabrik in Trümmer. Diese Szene drückt also Engels' eigene literarisch-kämpferische Bestrebungen aus. Engels sieht sich hier als Sieger über die hohle, sentimentale und geschmacklose Publizistik, die durch Namen wie von Tromlitz, Wachs-[79]mann, Robert Heller, Friedrich Nork, Herloßsohn und andere charakterisiert wird. Die dritte Szene enthält Anspielungen auf den Kampf zwischen Orthodoxie und Junghegelianern, worüber bereits in anderem Zusammenhang gesprochen wurde.

Einem Brief an Wilhelm Graeber aus der gleichen Zeit legte Engels eine Improvisation in Hexametern bei, die von den verschiedenen europäischen Sprachen handelt, wobei Engels seine Muttersprache als die lieblichste bezeichnet.

Der Schwester sandte er in der gleichen Zeit die Komödie „Die Verkleidung“, eine kleine, aus Familienerinnerungen zusammengesetzte Szene voll kindlicher Scherze und Spiele. Im Mai und Juni schickte er den Brüdern Graeber weitere Beiträge zur zeitgenössischen Literatur. Es handelte sich dabei um Rezensionen der Schriften Börnes, der Gedichte Karl Becks und des Gutzkowschen Romans „Blasedow und seine Söhne“. Seine Angriffe auf die Gegner des Jungen Deutschland, besonders auf Wolfgang Menzel, wurden immer zahlreicher. Den Text kommentierte er mit Karikaturen personifizierter Schlagworte, die die Reaktion dem Jungen Deutschland vorwarf. Auch seine theologische Polemik setzte er fort, wandte sich dann im Juli einem Gedicht zum zehnten Jahrestag der Pariser Julirevolution zu („Deutsche Julitage“), um sich schließlich erneut mit der Charakteristik von Mitgliedern der jungdeutschen Bewegung zu beschäftigen, denen er sich durch seine humoristische Begabung überlegen fühlte. Es folgte dann eine Periode der Karl-Beck-Begeisterung, besonders für dessen ungewöhnliche, phantastische dichterische Bilder. Schließlich wandte er sich wieder Freiligrath und den Klassikern zu, erwähnte, daß er an einer Shelley-Übersetzung arbeite und legte den Briefen an die Brüder Graeber eine Reihe von Gedichten bei, über die wir nichts Näheres wissen. Er nannte sich „einen armseligen Poeten“ und teilte mit, daß er an einer Novelle schreibe, von der wir lediglich wissen, daß ihre Veröffentlichung wahrscheinlich von der Zensur verhindert wurde. Den beiden Brüdern empfahl er von neuem, von den Lesehallen Gebrauch zu machen und dort die Neuerscheinungen der zeitgenössischen jungdeutschen Literatur kennenzulernen.

Seine eigene literarische Bildung ergänzte er auch nach einer anderen Seite hin. Er widmete sich dem Studium von Sprache und Stil. Schon früher hatte er bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Eigenheiten in der Ausdrucksweise einzelner Autoren große Aufmerksamkeit gewidmet, [80] und auch wertete er an einem literarischen Werk nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form eines Gedichts oder eines Prosastücks. Jetzt jedoch stellte er sich unmittelbar die Aufgabe, sich im „modernen“ (das heißt jungdeutschen) Stil zu vervollkommen. Er analysierte dessen Hauptmerkmale und den Beitrag älterer (Lessing, Goethe, Jean Paul) und zeitgenössischer Autoren. Er charakterisierte diesen Stil als eine Verschmelzung von gedrängter Knappheit, präzisiertem Ausdruck und ruhiger epischer Schilderung, in der einfache Rede und feurige Bilder miteinander abwechseln. Jeder Angehörige der Moderne habe ihn seiner eigenen Individualität entsprechend variiert. Für den Gipfel stilistischer Vollkommenheit hielt Engels Börnes Schrift „Menzel der Franzosenfresser“, die ihm auch als polemische Leistung unübertrefflich schien. – Auch auf formalem und stilistischem Gebiet also schickte Engels sich an, als Angehöriger der jungdeutschen Moderne an die Öffentlichkeit zu treten.

Inzwischen ging seine scharfe, im Geiste von David Friedrich Strauß gehaltene religiöse Polemik mit Friedrich Graeber weiter, wobei Engels gleichzeitig bemüht war, den Freund mit dem liberalen Ideengut vertraut zu machen. Vor allem empfahl er ihm und seinem Bruder die Lektüre Börnes.

Im November 1839 weihte Engels Wilhelm Graeber in seine großzügigen literarischen Pläne ein. In einer Märchennovelle wollte er gestalten, wie schon im Mittelalter die modernen Ideen zu keimen

begonnen hatten. Ihn fesselte jene Vorahnung eines Kampfes für geistige Freiheit, deren Symbole sich für Engels in Faust, in dem ewigen Juden, im wilden Jäger und in der Gestalt des Jan Hus verkörperten. Er selbst jedoch ironisierte gleich darauf seine für einen Anfänger etwas anspruchsvollen Pläne und stellte sich ironisch ein Diplom als „Oberster Poet im Bremer Ratskeller“ aus.

Volksbücher und Volkskunst

Aus dem eingehenden Studium der deutschen Sage entstand jedoch etwas anderes, als ursprünglich geplant – eine umfangreiche Studie über die deutschen Volksbücher. Der Artikel „Die deutschen Volksbücher“ eröffnet eine Reihe von literaturkritischen Studien, Novellen und Gedichten, die Engels von diesem Zeitpunkt an beinahe ohne Unterbrechung in verschiedenen Blättern mindestens einmal monatlich veröffentlichte. Es handelt sich dabei um eine interessante und zusammenfassende Analyse [81] des literarischen und politischen Wertes der gängigen Volksliteratur von einem völlig neuen, konsequent fortschrittlichen Standpunkt aus, die gleichzeitig das Problem der Aktualität der Volksbücher, ihrer Erneuerung oder Umarbeitung zu lösen versucht.

Engels' Verhältnis zur Volkskunst überhaupt ist jedoch älteren Datums und neben seiner Beziehung zu den Klassikern die zweite wesentliche Komponente seiner Haltung gegenüber dem deutschen literarischen Erbe. Engels schenkte von Anfang an allem, was mit dem Volksleben zusammenhing, große Aufmerksamkeit. Dieser demokratische Zug war von vornherein ein unzertrennlicher Bestandteil seines Charakters.

Zu der Vorliebe des Knaben für Abenteuerliteratur trat bereits im Alter von sechzehn Jahren das Interesse für die Helden der Volkssage. In diesem Alter lernte Engels die ersten Volksbücher kennen, und zwar die von Siegfried und Faust, die er in seinem Gedicht zu seinen Lieblingshelden rechnet. In seiner Heimatstadt machte er mit geringem Erfolg Jagd auf zugängliche Drucke von Volksbüchern. Gleich nach seiner Ankunft in Bremen forschte er nach Lokalsagen und schöpfte später aus ihnen Stoffe für seine Erzählungen. Eulenspiegel erwähnt er in einem Brief an die Schwester vom September 1838. Das Volksbuch vom Eulenspiegel besaß er selbst, ebenso das vom gehörnten Siegfried, von Helena und eine Auswahl aus dem Schildbürgerbuch. Er nahm sich jedoch auch vor, sich eingehender mit den Volksbüchern als Literaturgattung zu beschäftigen, und bat seine Freunde im September 1838, also kurz nach seiner Übersiedlung nach Bremen, ihm in Köln in einer bekannten Volksbuchdruckerei folgende Exemplare zu kaufen: „... am wichtigsten sind mir Octavian, die Schildbürger (unkomplett in der Leipziger Ausgabe), Haimonskinder, Dr. Faust, und was von den übrigen mit Holzschnitten versehen; sind mystische da, so kaufe sie auch, besonders die Sybillenweissagungen.“⁸⁶ Er wollte sie so schnell wie möglich zugeschickt haben, ahnte aber, daß der Vater für diese Liebhaberei kein Verständnis aufbringen würde. In der gleichen Angelegenheit verhandelte er zwei Monate später schriftlich mit seiner Schwester Marie, der er versprach, die Harzer Volkssage von der schönen Dorothea zu erzählen. In einem Brief an die Brüder Graeber findet sich eine Zeichnung nach dem Vorbild von Holzschnitten aus Volksbüchern. Schon im Januar 1839 verteidigte er das Volksbuch vom ewigen Juden als eine unvergleichlich poetischere Schöp-[82]fung als das Gedicht eines Zeitgenossen über das gleiche Thema. Kurz darauf schob er in einen Brief an Friedrich Graeber eine humoristische Szene ein: die Bannung von Kartenspielern mit Hilfe von sieben Geistern, unter ihnen Faust und Siegfried. Der letztere, Siegfried der Drachentöter, wurde Titelheld der Tragikomödie „Der gehörnte Siegfried“, von der bereits oben die Rede war, und tritt (in den erhaltenen drei Szenen) als handelnde Gestalt in einer zeitgenössischen literarischen und religiös-philosophischen Satire auf. Der Charakter des Helden, sein jugendfrisches mutiges Reckentum, das nicht nur über den Drachen der Sage, sondern auch über den literarischen Kitsch den Sieg davonträgt – das alles sind Wesenszüge, die der Volkssage entnommen sind. Engels' Lieblingsheld Siegfried ist auch die zentrale Gestalt in einem seiner weiteren Reisebilder: „Siegfrieds Heimat“. Engels eröffnete es mit einem Vierzeiler aus „Der Nibelunge Not“ und erweckte den alten Ruhm Xantens, der Geburtsstadt Siegfrieds mit ihrer gotischen Kathedrale, und den der mit Siegfrieds Namen verknüpften Stätten zu neuem Leben. Hier begründete er auch ausführlich, warum er vor allen anderen Gestalten der Volksbücher gerade

⁸⁶ Ebenda, S. 488. [Ebenda, S. 335]

Siegfried den Vorzug gab. Es geschehe nicht nur wegen des Schicksals dieses Sagenhelden, der durch schnöden Verrat überwältigt worden sei, sondern Siegfried sei vor allem ein Symbol der deutschen Jugend, die nach Taten dürste und sich gegen die Vergangenheit, gegen die zaudernde Unentschlossenheit und gegen die philiströse Furcht vor dem Neuen empöre. Die deutsche Jugend (und mit ihr Engels selbst) sei dieser Siegfried, der das ruhige Vaterhaus verlassen habe und in die Welt gehe, großen Taten entgegen. Vor ihr stehe die Aufgabe, die in kirchliche und staatliche Gewänder verkleideten Riesen und Drachen zu überwältigen, sie müsse vom bloßen Träumen zu Taten übergehen und die Reaktion besiegen. Und hier brach Engels' Empörung über die Festungsstrafen für die studentischen Demagogen durch, die eben versucht hatten, ihre Worte in die Tat umzusetzen, und in einem Turm eingekerkert waren, der sich wie zum Hohn gerade gegenüber dem Geburtsort Siegfrieds erhob.

In diese Rolle eines aktualisierten Siegfried steigerte sich Engels auch in seinem letzten Brief an Friedrich Graeber hinein. In ironischen Bildern griff er ihn unbarmherzig an als den heiligen Georg der Orthodoxie, der sich vergeblich bemühe, der Schlange des Pantheismus das Haupt zu zerschmettern und das ganze Nest der Junghegelianer und Straußanhänger [83] auszuräuchern, der den Boden unter den Füßen zu verlieren beginne und den siegreichen Vormarsch der Jungen nicht mehr aufhalten könne.

Im April 1839 las Engels den Tristan, wahrscheinlich jedoch das höfische Epos, nicht das Volksbuch.

Der Entwurf einer Märchennovelle von Faust, Ahasver und dem wilden Jäger, von dem bereits die Rede war, sollte sich wahrscheinlich an das Vorbild der Volksbücher anschließen und nach deren Art Märchenmotive mit realistischen Zügen verschmelzen. Engels selbst bemerkte, daß er die Absicht habe, auch noch weitere poetische Motive und Einzelheiten aus deutschen Volkssagen einzuflechten. Obwohl er sich von diesem literarischen Plan viel versprach, kam es nicht zu dessen Verwirklichung. Und doch zeugen eine ganze Reihe von Stellen und Erwähnungen in anderen Veröffentlichungen davon, daß er die Volkskunst immer im Auge behielt.

Bei der Beurteilung der Schriften von Eduard Duller kritisierte er dessen mißlungenes Bestreben, den Volkston nachzuahmen.⁸⁷ Ähnliches Pseudovolksbrauchtum stellte er im Wuppertal unter den demoralisierten Handarbeitern fest, die die relative Reinheit und Einfalt dörflichen Lebens eingetauscht hatten gegen das Herumtreiben in Gasthäusern und die Schönheit des Volksliedes gegen Gassenhauer.⁸⁸ Wenn auch damals auf dem Lande durchaus keine idyllischen und patriarchalischen Verhältnisse mehr herrschten, so gab es dort immer noch bessere Voraussetzungen für eine Kontinuität der fortschrittlichen Volksüberlieferung als in den Städten, in denen auch die vom Lande zugezogenen Arbeiter sehr rasch in den Prozeß der Proletarisierung hineingerissen wurden.

Auf seiner Reise durch Norddeutschland entdeckte Engels die geheimnisvolle Poesie der westfälischen Heide, die die Phantasie des Volkes mit Geistererscheinungen, dem eigentlichen Mutterboden für die Entstehung von Volkssagen, belebte: „Aber die Heimat der Sachsen, des tatenreichsten deutschen Stammes, ist auch in ihrer Ode poetisch. In einer Sturmnacht, wenn die Wolken gespenstisch um den Mond flattern, wenn die Hunde sich von fern einander zubellen, dann jagt auf schnaubenden Rossen hinein in die endlose Heide, dann sprengt mit verhängten Zügeln über die verwitterten Granitblöcke und die Grabhügel der Hünen; in der Ferne blitzt das Wasser der Moore im Widerscheine des Mondes. Irr-[84]lichter gaukeln darüber hin, unheimlich tönt das Geheul des Sturmes über die weite Fläche; der Boden wird unsicher unter euch und ihr fühlt, daß ihr in den Bereich der deutschen Volkssage gekommen seid. Erst seit ich die norddeutsche Heide kenne, hab' ich die Grimmschen ‚Kinder- und Hausmärchen‘ recht verstanden. Fast allen diesen Märchen sieht man es an, daß sie hier entstanden sind, wo mit dem Einbruch der Nacht das Menschliche verschwindet und die grausigen, formlosen Geschöpfe der Volksphantasie über einen Boden hinhuschen, dessen Ode am hellen Mittag schon unheimlich ist. Sie sind die Versinnlichung der Gefühle, die den isolierten Bewohner der Heide erfassen, wenn er in einer solchen wilden Nacht durch sein Heimatland geht oder vom hohen Turme die öde Fläche schaut. Da treten die Eindrücke, die ihm von den Sturmnächten der Heide aus seiner

⁸⁷ Ebenda, S. 498. [Ebenda, S. 356]

⁸⁸ Ebenda, S. 25. [MEW, Bd. 1, S. 417]

Kindheit geblieben sind, wieder vor ihn und gestalten sich zu jenen Märchen. Das Geheimnis von der Entstehung des Volksmärchens belauscht ihr am Rhein und in Schwaben nicht, während hier jede Blitznacht – *helle* Blitznacht, sagt Laube – davon mit Donnerzungen redet.“⁸⁹

Dieses Zitat aus dem Aufsatz „Landschaften“ bezeugt, wie tief Engels sich in die Märchen und Sagen des Volkes einzufühlen vermochte und mit welchem Scharfblick er auch in anscheinend völlig märchenhaften Wesen den Ausdruck der Lebensweise der Heidebewohner fand. Nur dem Volk erkennt Engels eine so große dichterische Kraft zu, die es vermag, Gestalten als „Versinnlichung der Gefühle“ zu schaffen, die dann in das Leben des einzelnen eingreifen.

Während seines Bremer Aufenthaltes beteiligte Engels sich an allen Volksfesten, und wenn er auch nicht Motive aus ihnen für seine Artikel verwendete, so beschrieb er sie doch wenigstens in Briefen an die Schwester oder an die Freunde. Sein entschiedener Widerwille gegen das Rokoko, gegen die Manieren und den Stil des französischen Absolutismus unter Ludwig XIV. war nichts anderes als die Kehrseite seiner Vorliebe für volkstümliche Einfachheit und Natürlichkeit.

In einem Reisebild aus den Alpen variierte er den Gedanken vom Einfluß des Landschaftscharakters auf die Herausbildung von Volkssagen: „Es war eine jener Gegenden, die den Menscheng Geist fast herausfordern zu jener Individualisierung des Naturgeistes, wie wir sie in der Volkssage finden ...“⁹⁰

[85] Eckart, eine andere Sagengestalt, war für Engels ein Symbol männlicher Treue zum Gedanken des deutschen Patriotismus. Er erwähnte diesen Namen einmal in Verbindung mit Arndt, dann auch mit Börne. In weiteren Artikeln verwendete er wieder Vergleiche aus dem Märchen vom Dornröschen oder von den sieben Schwänen.

Von Engels' Interesse am Volkslied war schon mehrmals die Rede. In seinem Aufsatz über Ernst Moritz Arndt sprach Engels den äußerst interessanten Gedanken aus, daß das echte Volkslied nicht lediglich verneinend sei, mit seinen Worten nicht nur etwas bekämpfen dürfe, sondern, wenn er wirklich Allgemeingut werden solle, auch positive menschliche Werte enthalten müsse, eine These, die Engels dann auf die gesamte Volkskunst erweiterte. Ein negativer Zug war auch jene typische Deutschtümelei, die sich als Patriotismus ausgab, in Wirklichkeit jedoch dessen Entstellung war, weil sie ihren Mutterboden in der polemischen Bekämpfung der übrigen Nationen suchte und fand. Die Deutschtümelei bezeichnete Engels als eine unwirkliche Abstraktion, für die nur Bürger mit vierundsechzig reindutschen Ahnen in Betracht kämen und die eine Rückwendung zum Mittelalter oder gar zur heidnischen Vorzeit verkünde. Aber gerade diese Negierung der Gegenwart; der realen Entwicklung und des realen deutschen Bürgers sei ein Zeichen von verfälschter Volkstümlichkeit. Geht doch der echte Patriotismus eines Volkes von der gegebenen historischen Wirklichkeit aus und zeigt sich zum Beispiel in solchen Taten wie der Volkserhebung von 1813, die an die Tradition der Französischen Revolution anknüpfte und – wenn auch nur vorübergehend – als Grundlage der Staatsmacht eine große positive Kraft bewies.

Auch dort, wo Engels von den plebejischen Auswanderern sprach, die die bessere Gesellschaft nur verachtete, zeigte er, daß gerade diese einfachen Menschen es sind, die auch in der Fremde ihren Nationalcharakter, ihre Sprache, ihre Art, ihr Deutschtum bewahren, dem die höheren Gesellschaftskreise sich bereits entfremdet haben. Die besitzenden Auswanderer in Amerika würden schnell assimiliert und übernähmen Sprache und Sitten ihrer neuen Heimat. Bauern und Handwerker jedoch behielten mitten in einem Meer fremder Elemente ihr patriotisches Bewußtsein, ihre Sprache, gründeten Zeitschriften, Vereine und nähmen auf diese Weise die positiven Elemente ihres früheren Lebens in der Heimat in das neue Land mit hinüber.

Engels beschränkte also den Begriff Volkskunst nicht nur auf Sagen, [86] Märchen und Lieder, also auf literarische Gattungen, sondern verknüpfte ihn mit dem umfassenderen Begriff des Patriotismus und des Volkslebens überhaupt. Die reale Grundlage für die Helden der Sage suchte und fand er in den Bestrebungen, Idealen und Sehnsüchten des Volkes, die sich in diesen Gestalten verkörpern.

⁸⁹ MEGA, I/2, S. 77. [MEW, Bd. 41, S. 69–70]

⁹⁰ Ebenda, S. 163. [Ebenda, S. 155]

Aufgabe deutscher Helden ist es, als Gestalten der Dichtung auf breite Schichten des Volkes im Sinne der Gedanken zu wirken, die bei ihnen Pate gestanden haben.

Engels fand aber auch die reale Grundlage für die nichtwirklichen Wesen, die Märchen und Sagen bevölkern: Es sind die Personifikationen von Gefühlen, die in den Menschen durch geheimnisvolle Erscheinungen in ihrer Umgebung, durch den besonderen Charakter der Landschaft und ähnliches erregt werden. Engels beschäftigte sich also mit dem Problem der Volkskunst und des Volksglaubens in seiner ganzen Breite, mit ihren Beziehungen zu den literarischen Gattungen einerseits, mit Patriotismus und Internationalismus andererseits. Seine Vielseitigkeit macht sich natürlich auch in der Hauptstudie zu diesen Problemen geltend, mit der wir uns jetzt beschäftigen wollen.

Den Artikel „Die deutschen Volksbücher“⁹¹ veröffentlichte Engels unter dem Pseudonym Friedrich Oswald in fünf Fortsetzungen im November 1839 im „Telegraph für Deutschland“. Er kannte damals bereits eine große Anzahl von Volksbüchern. 25 Titel zählt er auf, von denen er einige in mehreren Fassungen aus verschiedenen Epochen kannte. Er berücksichtigte vor allem diejenigen, in denen der Gattungstyp sich am ausgeprägtesten zeigt. Seine Liste war nicht vollständig. Von den wichtigsten Volksbüchern fehlte zum Beispiel Reinke de Vos, den er später, Anfang 1841, in einem Artikel über das Plattdeutsche erwähnte.

Gleich im Einleitungssatz verteidigte Engels das Volksbuch als äußerst wichtige literarische Gattung gerade durch die Feststellung, daß es für das Volk bestimmt sei, also Massencharakter habe. Auch die Romantik, die bei ihrer Einschätzung der Volksbücher von unrichtigen Gesichtspunkten ausgegangen sei, habe die Unterschätzung dieser Literatur noch nicht ganz überwunden. Obwohl Engels' Ansicht nicht neu war und an Anschauungen der späten Aufklärung des 18. Jahrhunderts anknüpfte, fand sie dennoch nicht allgemeine Anerkennung. Finden wir doch noch in neueren Monographien Polemiken gegen die Volksbücher. Deshalb war die Verteidigung dieser literarischen Gattung durchaus am Platze.

[87] Um sich von vornherein gegen die Romantik abzugrenzen, gegen deren Auffassung der Artikel in erster Linie gerichtet war, erhob Engels gleich in der Einleitung die Forderungen, denen ein Volksbuch nachkommen müsse. Unter dem Begriff Volk verstand Engels den Bauern und Landbewohner, den Arbeiter und den Handwerker. Ihnen habe diese Lektüre Unterhaltung nach der Plackerei des Alltags zu bringen, ihnen eine poetische Welt heraufzubeschwören. Zugleich aber müsse sie Erziehungsaufgaben erfüllen, den Leser moralisch stärken, in ihm Mut und Vaterlandsliebe erwecken. Engels unterschied bei den Forderungen, die er an das Volksbuch stellte, allgemeingültige und aktuelle. Durch letztere unterscheidet sich seine Studie von allen vorangegangenen Arbeiten dieser Art, hier vor allem ist das Neue seines Beitrags zu suchen. Unter den allgemeingültigen Prinzipien faßte er all das zusammen, was vor ihm bereits fortschrittliche Geister ausgesprochen hatten: reichen dichterischen Gehalt, ursprünglichen Humor, moralische Reinheit, aufrechten vaterländischen Geist. Die aktuellen Forderungen leitete er aus der zeitgenössischen Phase des politischen Kampfes in Deutschland ab. Es waren natürlich die Forderungen der fortschrittlichen Radikalen, der bürgerlichen Demokraten: der Freiheitskampf in seinen verschiedensten Formen, der sich entwickelnde Konstitutionalismus, der Widerstand gegen den Druck des Adels, der Kampf des freien Gedankens gegen den Pietismus, der Lebensfreude gegen das Muckertum, der Vernunft gegen die Scharlatanerie. – Gedanken dieser Art sollten durch die Volksbücher auch unter denen Verbreitung finden, denen die Literatur der Gebildeten nicht zugänglich war.

Engels ging sogar so weit, diesen aktuellen Gesichtspunkt des Kampfes gegen die Reaktion an die erste Stelle zu setzen, freilich unter der Voraussetzung, daß auch die zweite Bedingung, der dichterische Wert des Volksbuches, erfüllt wurde. Wahrscheinlich hatte ihn die Romantik auf diesen Standpunkt gedrängt. Engels' Ansichten waren der schwärmerischen Verherrlichung des ausschließlich poetischen Wertes der Volksbücher diametral entgegengesetzt, und er lehnte demnach auch scharf Görres' Schrift „Die teutschen Volksbücher“ (Heidelberg 1807) ab, auf deren Ergebnisse die von G. O. Marbach veranstaltete Ausgabe der Volksbücher sich stützte. Engels machte Görres vor allem zum

⁹¹ Ebenda, S. 49–56. [Ebenda, S. 13–21]

Vorwurf, daß er sich seine Urteile über die Volksbücher aus den Fingern sauge und die Rolle und Bedeutung der Volkskunst überhaupt nicht begriffen [88] habe. Daß in der Tat mit dem von ihm untersuchten Material ziemlich willkürlich verfahren war, davon zeugt vor allem, daß selbst einige seiner engsten Freunde aus dem Kreise der Romantiker eben aus diesem Grunde zu seinem Buch eine ablehnende Haltung einnahmen. Zweifelhaft war auch die von Görres angewandte Methode, den Wert der Volksbücher darin zu sehen, daß auch höchste Kreise an diesen Schöpfungen Gefallen fänden und daß diese Bücher deshalb Leser in allen Ständen hätten, was ein Beweis für ihre Tendenz wäre, die Standesunterschiede einzuebnen. Diese Auffassung ist für Görnes' Haltung gegenüber der Volksliteratur symptomatisch. Ein anderer Beweis für den reaktionären Charakter seiner Wertungen ist die von ihm vorgenommene Auswahl und Anordnung der Volksbücher: Er beginnt mit volksmedizinischen Not- und Hilfsbüchlein, fährt dann fort mit Wetterprophezeiungen, Traumbüchern, Zunftordnungen und kommt dann erst zu Reisebeschreibungen und Bearbeitungen von Ritterromanen. Der Nachdruck liegt bei ihm vor allem auf den Symbolen der Demut und der Frömmigkeit. In einer Erneuerung der mittelalterlichen Idylle sieht er die Rettung vor dem eindringenden Geist von Industrie und Handel.

Der Standpunkt des jungen Engels war natürlich ein völlig anderer, wie aus jeder Einzelanalyse und auch aus der Gesamtkonzeption hervorgeht. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Betonung der aktuellen Aufgabe der Volksbücher im Rahmen des politischen Kampfes der Gegenwart eine direkte Antwort auf Görres war, bei dem es heißt: „Das ist der eigentliche Geist jener Schriften (gemeint ist der Geist der Versöhnlichkeit und des wechselseitigen Vertrauens – *V. M.*), fern von Jenem, den man in den neuesten Zeiten ... seinen Preßhaftigkeiten aufgelegt, und die, obgleich vielleicht den augenblicklichen Bedürfnissen entsprechend, doch eben dadurch Zeugnis geben von dem chronisch-krankhaften Geist der Zeit.“⁹²

Unmittelbare Vorlage für die Studie des jungen Engels waren wahrscheinlich die drei neueren Ausgaben und Bearbeitungen der Volksbücher (die Ausgabe von Marbach und zwei Ausgaben von Simrock, eine in Versen und eine in Prosa), von denen die beiden Prosaausgaben für das Volk bestimmt waren. Zu diesen Ausgaben kam noch Material hinzu, das Engels seit mehr als einem Jahr gesammelt hatte.

Nach ihrer Herkunft teilte Engels die Volksbücher in eigentliche Volksbücher ein, die unmittelbar im deutschen Volk entstanden waren, und in [89] solche, die ursprünglich Werke der höfischen Literatur gewesen waren, deren sich aber dann später das Volk bemächtigt hatte, um ihre ursprüngliche Form – es handelte sich meist um Übersetzungen aus den romanischen Sprachen – den eigenen Vorstellungen anzugleichen. Beiden Arten seien echte dichterische Werte eigen, das gäben alle zu, auch wenn sie sich über die Art der Entstehung nicht einigen könnten.

Bei den oben erwähnten zwei Arten von Volksbüchern gibt es jedoch mehr trennende als gemeinsame Merkmale. Engels sah den Hauptunterschied darin, daß die echt deutschen Sagen den handelnden Mann in den Vordergrund stellten, während die zweite Kategorie – hauptsächlich aus Bearbeitungen romanischer Vorbilder bestehend – die Passivität der leidenden oder liebenden Frau verherrliche. Diese Charakteristik von Engels zeigt bemerkenswerte Übereinstimmungen mit Forschungsergebnissen aus neuerer Zeit und ist ein Beleg dafür, daß Engels durch seinen literarischen Instinkt oft der Fachwissenschaft weit voraus war. Der beste Beweis dafür ist Engels' Ansicht über die Fortunatus-Sage. Die beiden Sagen von Fortunatus und von den Haimonskindern führte Engels als Ausnahmen seiner Typologie der Volksbücher an, denn sie galten damals allgemein für romanische Stoffe, obwohl in ihnen der handelnde Mann im Mittelpunkt steht. Spätere Forschungen ergaben jedoch, daß das eine der beiden Bücher, Fortunat, deutschen Ursprungs ist – ein Ergebnis, das mit Engels' Typologie übereinstimmt.

Den Hauptbeleg für seine These sah Engels in der Existenz eigenständiger deutscher humoristischer Volksbücher, die in keiner anderen Sprache Parallelen haben (Eulenspiegel, Schildbürger usw.), und auch hier stimmt seine Feststellung mit den Ergebnissen der modernen Forschung überein.⁹³

⁹² J. Görres: Die teutschen Volksbücher, Heidelberg 1807, S. 25.

⁹³ Lutz Mackensen: Die deutschen Volksbücher, Leipzig 1927.

In einem Gesamtüberblick über die ausgewählten Bücher stellte Engels fest, daß sie alle dichterisch, humorvoll und verständlich seien, daß aber nur einige von ihnen jene aktuellen Aufgaben erfüllten, die Engels gestellt hatte, während ein anderer Teil ihnen nur sehr unzulänglich oder überhaupt nicht entspreche. Es sei begreiflich, daß es in dieser Hinsicht mit jenen Büchern am schlimmsten stehe, die im Mittelalter entstanden, vom Geist des höfischen Rittertums erfüllt und deshalb völlig fremd gegenüber dem seien, was die Gegenwart von ihnen verlangen dürfe. Engels stellte sich die Aufgabe, gerade den aktuellen Gehalt der [90] einzelnen Volksbücher zu erforschen um so die Frage nach ihrer Nützlichkeit oder Schädlichkeit für die Gegenwart beantworten zu können.

Das erste Buch, mit dem Engels sich in diesem Sinne beschäftigte, war sein geliebter Siegfried. Die Kölner Ausgabe, die ihm zur Verfügung stand, gehörte nicht zu den ältesten Drucken, zeigte aber von der Urfassung nur geringe Abweichungen. In orthographischer Hinsicht gab Engels ihr den Vorzug vor den romantischen Redaktionen von Schwab und Marbach. Von den Gründen, warum Engels gerade in Siegfried seinen Lieblingshelden sah, war schon oben die Rede. Wenn Görres in seiner Studie über die deutschen Volksbücher das Kämpfertum Siegfrieds als eine Angelegenheit der Vergangenheit betrachtete und seine Aktualität deshalb leugnete, weil es in den deutschen Wäldern keine Bären, Elche und Auerochsen mehr gäbe, dann setzte Engels an deren Stelle die Ungeheuer der Gegenwart, die Bedrückung durch Polizei und Kirche, und rief die Jugend auf, nach dem Vorbild Siegfrieds mutig und unverzagt mit diesen Ungeheuern zu kämpfen.

Engels' Tragikomödie in Versen „Der gehörnte Siegfried“, eine Literatursatire, hält sich in den ersten beiden erhaltenen Szenen an das Volksbuch. Hier wie dort nimmt Siegfried von seinem Vater Abschied, der ihn auf den Rat seiner Getreuen nur ungern in die Welt hinausziehen läßt. Hier wie dort zeigt sich Siegfrieds Kraft zuerst am Amboß.

Engels nannte das Volksbuch vom gehörnten Siegfried das wichtigste, das wegen seiner tiefen Menschlichkeit mit Recht eine große Verbreitung gefunden habe. Sein Lob ist ohne Vorbehalte: Die stürmische Poesie dieses Buches sei mit größter Einfachheit oder humoristischer Übersteigerung verbunden. Der ursprüngliche Humor gipfele in der Darstellung eines Turniers zwischen zwei nichtadligen Feiglingen, Jocus und Zivelius, die nicht der Mut, sondern übergroße Angst in den Kampf treibe. Der Hauptgrund für die Begeisterung des jungen Engels war freilich die Übereinstimmung zwischen dem Charakter des Werkes und den damaligen politischen Bestrebungen der Radikalen: „Da ist Charakter, ein kecker, jugendlich-frischer Sinn, an dem sich jeder wandernde Handwerksbursche ein Exempel abnehmen kann, wenn er auch nicht mehr mit Drachen und Riesen zu kämpfen hat.“⁹⁴ An welche Drachen und Riesen Engels hier dachte, läßt sich mühelos aus anderen Zusammenhängen ergänzen.

Die ihm vorliegende Ausgabe des Volksbuchs von Herzog Heinrich [91] dem Löwen lehnte Engels als ungeeignet für das Volk ab. Das eigentliche Volksbuch umfaßt in dieser Ausgabe nur ein Sechstel des Bandes, der noch andere Kunstgedichte abenteuerlichen Inhalts und einen Stammbaum des Geschlechts der Braunschweiger sowie eine Lebensbeschreibung des Helden enthält. Die eigentliche Volkserzählung verschwinde so in dieser Menge von Beigaben. Außerdem werde ihre ursprüngliche naive Volkstümlichkeit beeinträchtigt durch eine Bearbeitung offensichtlich ziemlich jungen Datums. Engels hielt dafür, daß ein Pfarrer oder Lehrer sie etwa gegen Ende des 18. Jahrhunderts vorgenommen habe. In der Tat ist dieser Text langweilig und verschwommen, die realistischen Elemente gehen in einem Schwall von wunderbaren Eingriffen und religiösen Betrachtungen unter. Auch der Teufelspakt des Helden hinterläßt keinen tieferen Eindruck, und vom Volkshumor ist hier keine Spur mehr übriggeblieben. Das Volksbuch von Heinrich dem Löwen entspricht also in dieser späteren Fassung noch nicht einmal den Anforderungen literarischer Qualität. Die Elemente christlicher Demut und Ergebenheit in den Willen Gottes beeinträchtigten nach der Ansicht von Engels natürlich auch die Erziehungsfunktion dieses Volksbuches. – Ein anderer Grund, daß Heinrich der Löwe keine solche Beliebtheit beim Volk finden konnte wie andere Helden, ist darin zu suchen, daß die Abenteuer, die ihm zugeschrieben werden, an anderen Stellen in Verbindung mit berühmteren Helden zu

⁹⁴ MEGA, I/2, S. 51. [MEW, Bd. 41, S. 15]

finden sind. Es handelt sich also hier nicht um einen Menschentyp, dessen Handeln aus seinem Charakter erwächst, sondern eher um eine Kontamination von Abenteuern, die nur durch das Kreuzzugmotiv zusammengehalten werden. Nach Engels' Meinung kann dieses Volksbuch nur dann lebendig bleiben, wenn es von späteren Beimengungen gereinigt und in seiner ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt wird.

Eine gewisse Stoffverwandtschaft zu diesem zeigt das Volksbuch vom Herzog Ernst, das ebenfalls in der älteren deutschen Geschichte seinen Ursprung hat. Auch hier handelt es sich um Bilder aus der Zeit der Kreuzzüge, ergänzt durch Motive aus orientalischen Märchen. Die flüssige Erzählung, die weder hervorstechende Eigenarten noch Mängel aufweist, ist nach Engels reine Unterhaltungslektüre. Hier dringt bereits der Geist der Neuzeit in Ansätzen durch: Herzog Ernst berät sich bei den Kämpfen gegen seinen Stiefvater Kaiser Otto I. mit Bürgern wie mit seinesgleichen. In der Rettung aus dem Schiffbruch zeigt sich eine Parallele zum Volksbuch von Heinrich dem Löwen: In beiden Fällen werden [92] die Helden in eine Rinderhaut eingenäht und von einem Greifen in dessen Nest zu den Jungen getragen, von wo sie entfliehen. Im Gegensatz zu Heinrich dem Löwen hat dieses Buch den Vorteil, daß es reine Märchenelemente enthält: Abenteuer der Helden in fremden Ländern unter fremden Wesen von phantastischer Gestalt. Nach Engels sind diese Züge in so hohem Grade phantastisch, daß sie die Gefühle des Lesers kaum verwirren können.

Weiter wendet sich Engels zwei Volksbüchern zu, die ihm neben dem gehörnten Siegfried die liebsten und teuersten waren: dem Volksbuch vom Dr. Faust und der Sage vom ewigen Juden. Beide haben, verglichen mit Siegfried, den Vorzug, daß sie von vornherein als Volksbücher konzipiert sind, also nicht Bearbeitungen früherer Stoffe darstellen. Beide erfassen in dichterischer Form bereits Züge des aufsteigenden Bürgertums. Engels stellte sie den größten Schöpfungen der Volkspoese ebenbürtig an die Seite und setzte hinzu: „Sie sind unerschöpflich, jede Zeit kann sie sich aneignen, ohne sie in ihrem Wesen umzumodeln.“⁹⁵

Der beste Beweis für die tiefe Bedeutsamkeit der Faustsage ist nach Engels die Faustdichtung Goethes, der unübertroffene Gipfelpunkt der deutschen Literatur, ein Werk, das ebenfalls in der Volksage wurzelt. Aber Engels ging es vor allem um eine solche Fassung dieses Stoffes, die einem möglichst breiten Leserkreis zugänglich ist. Aus dem Quellenmaterial geht nicht hervor, welche Ausgabe des Volksbuchs Engels zur Verfügung stand. Marbach und Simrock hatten den Faust noch nicht herausgebracht. Nach den scharfen Worten zu urteilen, mit denen Engels die ihm vorliegende Fassung ablehnte, kann man annehmen, daß es sich um eine spätere Bearbeitung des Spiesschen Faustbuches gehandelt hat. Engels spricht von dem sklavischen Aberglauben, der das Buch durchdringe, von einer Zauberergeschichte mit vulgärer Scharlatanerie, in der die Elemente des ursprünglichen Humors beseitigt seien und die das Volk in seinem tief verwurzelten Aberglauben nur noch bestärke. Die erste Ausgabe des Spiesschen Faustbuches vom Jahre 1587 hatte in allen drei Teilen als Hauptgedanken zum Ausdruck gebracht, daß Dr. Faustus, der Gelehrte, Theologe, Arzt, Astrologe und Mathematiker, einen Pakt mit den höllischen Mächten geschlossen habe, da „er alle Gründ am Himmel und Erden erforschen“⁹⁶ wolle. Die Vorrede, der Schluß und einige [93] Kapitel im Text berufen sich auf die Bibel, verdammen Fausts Beginnen und geben, wie der Herausgeber schreibt, ein abschreckendes Beispiel für die gesamte Christenheit. Anders hätte dieses Buch nicht gedruckt werden können, fällt sein Erscheinen doch in das letzte Drittel des 16. Jahrhunderts. An diese Elemente dachte wohl auch Engels, als er die religiösen Zutaten zu der ursprünglichen Sage ablehnte. Auch der Leser aus dem Volke wertete die Gestalt nicht im Geiste des Herausgebers ab, sondern schuf sich aus ihr einen Helden, den Gelehrten, der ihm nahesteht und der das bisher Unerforschte ergründet. So wandelte sich die Tendenz des Herausgebers in ihr Gegenteil; der ursprünglich volkstümliche Charakter der Sage kam letztlich wieder zum Durchbruch. Der Spiesschen Ausgabe fehlte es nach Engels durchaus nicht an Elementen eines einfachen volkstümlichen Erzählstils. Der dritte Teil dieses Volksbuches ist erfüllt von ursprünglichem Volkshumor, der oft hinter dem Eulenspiegels nicht zurücksteht, ja manchmal sogar unmittelbar an ihn erinnert. Und dies war eine Eigenschaft, die Engels stets besonders an

⁹⁵ Ebenda, S. 52. [Ebenda, S. 16]

⁹⁶ Volksbuch vom Doctor Faust, Halle 1878, S. 13.

Volksbüchern schätzte, die er aber in der ihm vorliegenden Ausgabe nicht vorfand. Das läßt vermuten, daß er eine spätere Textbearbeitung vor sich hatte. Sein Wunsch: „Aber sollte es nicht möglich sein, diese beiden Sagen (die Faust-Sage und die Sage vom ewigen Juden – V. M.) dem deutschen *Volke* zu retten, sie in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen und ihr Wesen so klar auszudrücken, daß auch dem Ungebildeteren der tiefe Sinn nicht ganz unverständlich ist?“⁹⁷ Dies zielt tatsächlich auf eine Rückwendung zur Spiesschen Fassung, aus der die evangelisch-orthodoxen Einschüßel entfernt werden müßten. Für diese Annahme spricht zudem noch die Tatsache, daß die erste Spiessche Ausgabe in reichem Maße Sprichwörter enthält, in denen die Ansichten und Weisheiten des Volkes, vor allem der Bürger und der Bauern, konzentriert erscheinen. Diese Zutat hätte Engels sicherlich positiv bewertet.

Engels hatte noch die Hoffnung, daß vielleicht Marbach oder Simrock eine ursprüngliche Fassung der Volksbücher vom Dr. Faust und vom ewigen Juden herstellen würden. Seine Erwartung ging jedoch nicht in Erfüllung. Die neuen Ausgaben entsprachen genau der romantischen Ideologie, betonten das abschreckende Beispiel der Titelhelden, die sich in den Augen der Kirche auf den Pfad der Sünde begeben hatten und zu Ketzern geworden wären. Simrocks Ausgabe des „Ewigen Juden“ von 1847 [94] enthielt zudem noch in einem Anhang antisemitische Ausfälle. Der humanistische Kern der Sage, der den Erkenntnisdrang Ahasvers in die Nähe der Bemühungen Fausts rückt und der so viele Dichter zur Bearbeitung dieses Stoffes angeregt hatte, ist bei Simrock völlig eliminiert. Für die Ausgabe Simrocks gilt dasselbe, was Engels von der ihm vorliegenden Ausgabe schrieb, die vielleicht in ihrer Tendenz der Simrockschen ähnelte: „... das Buch vom ewigen Juden verlangt sogar einen religiösen Glauben an seinen Inhalt, den es mit der Bibel und vielen abgeschmackten Legenden zu rechtfertigen sucht; von der Sage enthält es nur das Alleräußerlichste, aber eine sehr lange und langweilige christliche Vermahnung über den Juden Ahasverus.“⁹⁸ Unter diesen geschmacklosen Legenden findet sich eine, die für uns ihrer Lokalisierung wegen interessant ist: Das Wunder, das drei frommen Kuttenger Bergleuten geschah, die über ein Jahr im Schacht verschüttet waren, danach durch Gottes Fügung wieder ins Freie gelangten und die Erfüllung ihrer Wünsche erreichten. An anderer Stelle wieder ist davon die Rede, daß Ahasver auf seiner Wanderung durch die Welt unter anderem auch in den böhmischen Ländern gesehen wurde, und zwar in Königshof. Zeugnisse dieser Art sollten der ganzen Geschichte größere Glaubwürdigkeit verleihen und den christlichen Leser glauben machen, daß Ahasver auch heute noch, 1614 Jahre alt, zur Strafe für sein Vergehen an Christus auf Erden wandle.

Die ursprüngliche Sage hat etwas vom Stil eines knappen Sensationsberichts, und in der Simrockschen Fassung umfaßt sie nur sieben Seiten. Nach Engels' Worten enthält sie nur die äußeren Umrisse des Geschehens. Am Ende wird Ahasver sogar als ein Büchlein empfohlen, das geeignet sei, den frommen Leser zur christlichen Tugend zu ermuntern, und das auch andere Volksbücher „schädlichen“ Charakters ersetzen solle und könne (zum Beispiel den Pfaffen vom Kalenberge, Eulenspiegel, Faust oder Fortunat). Von dem gewissermaßen internationalen Stoff, der von vielen deutschen Künstlern bearbeitet wurde, war in der Fassung, die Engels vorlag, und auf die vielleicht auch Simrock zurückgriff, herzlich wenig übriggeblieben.

Gelegentlich des ewigen Juden machte Engels besonders auf die Wichtigkeit dieser Sage für die neue Dichtung aufmerksam. Ziehen wir zu diesen seinen Worten auch noch Urteile an anderer Stelle hinzu, dann können wir mit einiger Sicherheit annehmen, daß Engels neben dem all-[95]gemeinen humanistischen Inhalt und der zutiefst menschlichen Symbolik, die in der Gestalt eines rastlos umhergetriebenen Menschen zum Ausdruck kommt, in Ahasver auch die Verkörperung der Freiheitskämpfer seiner Zeit sah, die, von der kirchlichen Reaktion verfolgt, von einem Ort zum andern getrieben wurden. Über die Auffassung, die Engels selbst von der Gestalt des ewigen Juden hatte, wissen wir leider nichts Näheres. Nur so viel ist wohl gewiß, daß sie sich von anderen wesentlich unterschied.⁹⁹ Wir können nur vermuten, daß sie veranlaßt war durch eine Diskussion, die zwischen Julius Mosen,

⁹⁷ MEGA, I/2, S. 53. [MEW, Bd. 41, S. 17]

⁹⁸ Ebenda, S. 52. [Ebenda]

⁹⁹ Ebenda, S. 548. [Ebenda, S. 431]

Theodor Creizenach und Karl Gutzkow stattfand und über die Engels im Januar 1839 brieflich berichtete. Er stimmte mit keiner der von den Diskussionsteilnehmern vertretenen Auffassungen überein, und die Konzeption des Zeitungsschreibers Creizenach, der in Ahasver einen beschränkten und geduckten Krämer erblickte, lehnte er völlig ab.

Ebenso wie für Faust, so forderte Engels auch für den ewigen Juden eine Erneuerung der Volkssage in ihrer ursprünglichen Reinheit, damit das Volk ihr Wesen erkennen könne. Im Vergleich mit den übrigen Sagen war hier die Aufgabe weit schwieriger, weil es sich dabei nicht nur um eine Reinigung von entstellenden Zutaten späteren Datums handelte, sondern auch um die Umwandlung eines nüchternen Berichts in ein Produkt der freien Phantasie, in ein ursprüngliches Dichtwerk.

Von diesen beiden Gipfelleistungen der Volkssage ging Engels zu den Schwankbüchern über, die ein prägnanter Ausdruck der nationalen Eigenart des deutschen Volkes sind. Er stellte fünf Titel nebeneinander, von denen er sagte: „Das ist eine Reihe, wie sie wenige Völker aufzuweisen haben.“¹⁰⁰ Es handelt sich um Eulenspiegel, Salomon und Morolf, den Pfaffen vom Kalenberge, die Sieben Schwaben und die Schildbürger. Engels beurteilte sie als ein Ganzes mit gewissen gemeinsamen Zügen: Humor, natürlicher Ablauf der Handlung, beißender Spott, begleitet von heiter-gutmütiger Versöhnlichkeit. Die Situationskomik übertreffe den gezwungenen und banalen Humor der modernen Literatur bei weitem. Das Volk empfand den gemeinsamen Grundcharakter dieser Volksbücher und brachte das dadurch zum Ausdruck, daß es einige Streiche aus dem Pfaffen vom Kalenberge später Eulenspiegel zuschrieb oder auch die Charakterzüge einzelner Helden frei miteinander vertauschte.

[96] Wenn es auch schwerfällt, irgendeines dieser Volksbücher anderen überzuordnen, so besitzt doch Eulenspiegel im stärksten jene Vorzüge, die Engels hervorhob. Hier finden wir realistische Szenen aus dem Leben von Bauern, Handwerkern, Kaufleuten, Gastwirten, Pfarrern, die Eulenspiegel durch seine Schläue überlistet. Sein Humor entspringt oft der gleichen Quelle wie die unwiderstehliche Komik seines modernen Bruders Josef Schwejk. Er nimmt die Befehle seiner Vorgesetzten ganz wörtlich und führt sie dementsprechend aus. Einige grob naturalistische Züge muß man ihm mit Rücksicht auf die Zeit der Entstehung nachsehen. Wenn man dieses Volksbuch für die Bedürfnisse der sogenannten besseren Gesellschaft umfrisirt, wie es Simrock in seiner Ausgabe getan hat, dann zerstört man den Humor der einzelnen Streiche völlig. Am besten läßt sich das am 20. Streich verfolgen, der Wette des Pfarrers mit Eulenspiegel, wenn wir die Simrocksche Fassung mit der ältesten erhaltenen Version aus dem Jahre 1515 vergleichen.

Spätere Forscher haben von der Tendenzlosigkeit des Eulenspiegel gesprochen¹⁰¹ und nachzuweisen versucht, daß reine Unterhaltung das alleinige Ziel des Volksbuchs gewesen sei. Unter anderem mit der Begründung, daß bei allen 96 Kapiteln die moralisierenden Vierzeiler am Ende fehlen. Und doch war der Eulenspiegel eines der ersten Volksbücher, die von der Kirche als schädlich und gefährlich auf den Index gesetzt wurden; eine Tatsache, die am besten geeignet ist, die „Tendenzlosigkeit“ des Eulenspiegel ad absurdum zu führen. Die Form von Eulenspiegels Kampf gegen Kirche und Adel, die satirisch-dichterische Gewandung, in der dieser Kampf erfolgt – das alles war offensichtlich für Mackensen schwerer zu durchschauen als für die führenden Ideologen des christlichen Feudalismus.

Über Salomon und Morolf finden sich sogar bei Görres Worte, die Engels hätte unterschreiben können: „... dann entspinnt sich ein Dialog, in dem Salomon alle seine weisen Sprüche der Reihe nach auslegt, die Marcolph dann aus dem Stegreife parodiert, so daß der weise König oben majestätisch mit Kron und Zepter in der Sonne auf und nieder geht, während sein Schatten seitwärts in die Pfütze fällt, und dort alle stolze Haltung verliert.“¹⁰² Der Pfaff vom Kalenberge ist schon dadurch gewagt, daß hier der Träger der Satire ein Priester ist (freilich geschieht das hier [97] nicht zum erstenmal, er hat einen Vorgänger im Pfaffen Amis). Von den restlichen beiden Volksbüchern zeichnen die Schildbürger sich durch einen sprühenden volkstümlichen Humor und darüber hinaus auch noch durch politische Satire aus. Am offensichtlichsten ist das in der Geschichte von der Erteilung eines kaiserlichen

¹⁰⁰ Ebenda, S. 53. [Ebenda, S. 17]

¹⁰¹ Lutz Mackensen: Die deutschen Volksbücher, Leipzig 1927, S. 124.

¹⁰² J. Görres: Die deutschen Volksbücher, Heidelberg 1807, S. 190.

Privilegiums, das den Schulbürgern auf ewige Zeiten das Recht zuspricht, frei und ungehindert Narrheiten zu vollführen, an denen sie bei Strafe der kaiserlichen Ungnade niemand hindern darf.

An den Ausgaben dieser fünf Bücher störten Engels lediglich einige stilistische Unebenheiten oder mißglückte Späße. Beim Volksbuch vom Eulenspiegel machte er auf Eingriffe der preußischen Zensur aufmerksam, die den Text zusammengestrichen hatte. Auch hier lassen die Quellen keinen Schluß darauf zu, welche Ausgaben Engels bei Abfassung seiner Studie benutzte. Gerade bei diesen humoristischen Volksbüchern waren künstliche Eingriffe und Änderungen sehr häufig. Mit bloßen Vermutungen wäre hier nichts gewonnen.

Engels wandte sich dann einer weiteren Gruppe von Volksbüchern zu, die er zu der Gruppe der humoristischen Volksbücher in scharfen Gegensatz stellte. Es sind das die Bücher romanischen Ursprungs, in denen weibliche Demut und weibliches Leiden verherrlicht werden, die durch Namen wie Genovefa, Griseldis und Hirlanda vertreten sind. Die Heldinnen sind blasse leblose Schemen, deren Funktion in einer Zusammenfassung aller christlichen Tugenden und in der Ermunterung zur Nachfolge besteht. Sie sind untereinander austauschbar, eine jede ist die Demut in Person. Es fällt nicht schwer, genau vorauszusagen, wie sich eine jede von ihnen in dieser oder jener Situation verhalten und daß ihre Tugend am Ende vom himmlischen Vater belohnt werden wird. Engels charakterisierte sie als Ausdruck der religiösen Haltung des Mittelalters; sie hätten deshalb der Gegenwart nichts zu sagen und ihre Ideologie sei dem modernen Kampf um Freiheit geradezu schädlich: „Das Volk hat lange genug Griseldis und Genovefa vorgestellt, es spiele jetzt auch einmal den Siegfried und Reinald; aber der rechte Weg, es dahin zu bringen, ist doch wohl nicht das Anpreisen jener alten Demütigungshistorien?“¹⁰³ Unter Siegfried verstand Engels hier sicherlich nicht den leichtgläubigen Gemahl Genovefas, sondern den Helden des Volksbuchs vom gehörnten Siegfried.

[98] Auf Grund seines Prinzips der Bewertung nach der Nützlichkeit für das Volk gelangte Engels eindeutig zu der Überzeugung, daß diese sentimental-religiösen Legenden nicht in die Hand des Volkes gehörten, das übrigens nur geringes Interesse für sie aufbrachte. Das Volk brauchte keine Muster an Demut, sondern im Gegenteil Vorbilder der Widersetzlichkeit, Tapferkeit und Stärke.

In die Nähe der eben erwähnten Gruppe rückte Engels die Volksbücher vom Kaiser Octavianus und von Helena. Ihre ersten Teile verglich er mit den oben angeführten Volksbüchern, weil auch hier der Handlungsverlauf durch die religiöse Demut der weiblichen Heldinnen bestimmt wird. Das Geschehen wird auch hier wieder in Zeiten siegreichen Kampfes gegen die Heiden verlegt, und auch hier manifestiert sich die Überlegenheit des Christentums in einigen Wundern. Die entscheidenden, kämpferischen zweiten Teile dieser Volksbücher hätte Engels gern der Siegfriedsage an die Seite gestellt, wenn sie seiner Forderung nach liberaler Tendenz nicht widersprochen hätten. Die ganze Geschichte ist nämlich durchdrungen von der Überzeugung, daß adeliges Blut wertvoller sei als bürgerliches. Darin aber sah Engels einen so grundsätzlichen Mangel, daß er trotz hoher Einschätzung des dichterischen Wertes sich gegen eine Erneuerung dieser Volksbücher aussprach.

Im Gegensatz zu diesen drei Apotheosen weiblicher Demut, in denen die auftretenden Personen wenigstens zweimal auf jeder Seite Tränen der Trauer, des Schmerzes, der Freude oder des Dankes vergießen, ist in Magelone, Melusine und Tristan die Liebe verherrlicht. Dichterisch am höchsten steht ohne Zweifel die Volkssage, die ihren Stoff aus einer der Gipfelleistungen der höfischen Epik, aus Gottfrieds „Tristan und Isolde“ schöpft. Ihre Moral jedoch ist eine Moral der feudalen Gesellschaft am Vorabend ihres Zerfalls, in der die Liebe zum einzigen Gesetz geworden ist, das sich über alle Bindungen der Gesellschaft und der Sitte erhebt. Die Handlung läuft auf eine Entschuldigung und Verteidigung ehelicher Untreue hinaus, eine Tendenz, die Engels mit Recht dazu bewog, einer Verbreitung dieses Buches unter dem Volk entgegenzutreten.

An dem Volksbuch Melusine kritisierte Engels die vielen absurden Monstrositäten, die im Gegensatz zu den wunderbaren Entwirrungen des Märchens hier Hauptziel und -inhalt sind: Nicht nur, daß Melusine halb Weib, halb Nixe ist, auch von ihren sieben Söhnen kann nicht einer als [99] normaler

¹⁰³ MEGA, I/2, S. 54. [MEW, Bd. 41, S. 18]

Mensch gelten. Unglaubliche Verirrungen der ritterlichen Welt werden durch den Segen der Kirche gekrönt. Diese beiden Elemente sind in der Tat nicht geeignet, dieses Buch zu einer nützlichen Lektüre für das deutsche Volk zu machen.

Auch Magelone, das dritte Buch dieser Gruppe, entsprach nicht völlig den Vorstellungen von Engels, war aber seinem Charakter nach das volkstümlichste von allen dreien, obwohl auch hier immer wieder betont wird, daß blaues Blut sich in jeder Verkleidung wiedererkenne. Als Gegengewicht gegen den Adel treten hier jedoch einige Gestalten aus dem Volk auf, wie zum Beispiel die Amme Magelones. Die Heldinnen aller dieser drei Erzählungen romanischen Ursprungs verbindet der Drang zu handeln, ein aktiver Zug in ihrem Charakter, der sich nicht so demütig wie Genovefa und ihresgleichen in Schicksalsschläge ergibt.

Mit offensichtlicher Anteilnahme kommentierte Engels die echten Volksbücher (die unmittelbar vorhergehenden sind nur volkstümliche Fassungen von literarischen Sagen) von den Haimonskindern und von Fortunat. Die Helden sind hier entschlossen handelnde Männer, erfüllt von jugendlichem Mut – so wie Engels sich die deutsche Jugend wünschte. Was er an Fortunat am höchsten schätzte, war dessen fröhlicher Humor, der dieses Buch den rein deutschen Schwankbüchern an die Seite stellt. Daß der Instinkt, von dem Engels sich bei diesem Urteil leiten ließ, richtig war, ist inzwischen durch die Wissenschaft erwiesen. Im Fortunat finden sich Szenen, deren Komik auch heute noch wirksam ist. Einige erinnern durch die Art ihres Humors an Rabelais, zum Beispiel die Kapitelüberschrift „Wie Fortunato ein Grausen gemacht ward, daß man ihn capaunen* würde, deshalb er heimlich hinwegflohe“. Wovon Engels bei Fortunatus nicht spricht, obwohl man es eigentlich erwarten würde, das sind jene Elemente des Buches, die es der Ideologie des städtischen Patriziats annähern. Des Fortunatus Säckel und Wunschhütlein sind Ausdruck der Sehnsucht des immer mächtiger werdenden dritten Standes nach Reichtum und nach einer Macht, durch die er sich gegen den Adel behaupten könnte.

Die Haimonskinder sind zwar französischen Ursprungs, aber in der Fassung des deutschen Volksbuches auch dem neuen räumlichen und zeitlichen Milieu angeglichen. Auch hier fand Engels Züge, die ihm noch von Siegfried her in lieber Erinnerung waren: „... der kecke Trotz, die ungebändigte Oppositionslust, die der absoluten, tyrannischen Gewalt Karls des Großen jugendkräftig entgegentritt und sich nicht scheut, erlittene [100] Beleidigungen mit eigener Hand, auch vor dem Auge des Fürsten, zu rächen.“¹⁰⁴ Das sind Eigenschaften, die Engels auch bei der deutschen Jugend seiner Zeit zu sehen wünschte, das war das Vorbild für eine Opposition gegen adelige und staatliche Willkür. Die Handlung der Haimonskinder ist in der Zeit Karls des Großen angesiedelt, aber wir finden hier auch die Wiedergabe eines Streites von Maurern um den Lohn: Der stärkste der Haimonskinder, Reinolt, arbeitet beim Bau des Kölner Doms mehr und um geringeren Lohn als die übrigen Arbeiter und wird deshalb von ihnen gesteinigt. – Die ganze Sage ist erfüllt von dramatischer Dynamik und stark realistischen Szenen.

Mit diesen zwei Sagen endet die Aufzählung von Volksbüchern, die diesen Namen verdienen. All die hundertjährigen Kalender, Traumbücher, Glücksräder und ähnliche Ausgeburten nennt Engels „unsinnige Kinder des leidigen Aberglaubens“¹⁰⁵ und macht sich über Görres lustig, der dieses Zeug entschuldigt habe. Für ebenso ungeeignet für das Volk hielt Engels auch die Geschichten von Pontius, Fierabras und andere dieser Art, die übrigens ganz von selbst der Vergessenheit anheimgefallen waren.

Mit diesem Gesamtüberblick hatte Engels bewiesen, daß nur ein kleiner Teil der Volksbücher wert war, größere Verbreitung im Volk zu finden. Aber auch diese wenigen Bücher mußten neue Bearbeitungen erfahren, in denen alles Mangelhafte zu verbessern, nach Möglichkeit auf den Urtext zurückzugehen und eine Auswahl geeigneter Holzschnitte zu treffen wäre. Den Vorzug erhielten natürlich diejenigen Sagen, die unmittelbare Schöpfungen des deutschen Volkes selbst sind (Faust, Siegfried, Ahasver, Fortunat, Eulenspiegel, Schildbürger), von den übrigen vor allem die Haimonskinder. Diejenigen, die Engels aus verschiedenen Gründen als ungeeignet bezeichnete, verschwanden nach und nach ganz von selbst. Daraus läßt sich auf den gesunden ethischen und ästhetischen Sinn des

* entmannen – ¹⁰⁴ Ebenda, S. 55. [Ebenda, S. 19]

¹⁰⁵ Ebenda. [Ebenda]

Leserkreises der Volksbücher schließen, nach dessen Nachfrage Anzahl und Höhe der Auflagen sich richtete.

Die wichtigste aktuelle Frage war nach Engels also die Neuauflage der Bücher, die eine solche verdienten. Eine Bearbeitung, deren Aufgabe es gewesen wäre, ihnen ihre ursprüngliche dichterische Gestalt wiederzugeben und die in ihnen enthaltenen fortschrittlichen Elemente hervorzuheben, war natürlich eine sehr verantwortliche und schwierige Ange-[101]legenheit. Die Romantik hatte sich schon durch die Studie von Görres ein Zeugnis ihrer Unfähigkeit in dieser Hinsicht ausgestellt. Die von Marbach herausgegebene Reihe hatte in dem gleichen Geiste begonnen, und Engels lehnte die in ihr vorkommenden gewaltsamen Eingriffe rundweg ab. Die bedingte Hoffnung, die er in Simrocks Ausgabe setzte, erwies sich in der Folgezeit ebenfalls als verfehlt.

Engels nannte jedoch zwei Wissenschaftler, bei denen alle Voraussetzungen zur Lösung dieser schweren Aufgabe gegeben waren: die Gebrüder Grimm, deren Tätigkeit Engels schon seit einiger Zeit verfolgt hatte. In dem Kapitel über Engels' Beziehungen zu Freiligrath war bereits von Jacob Grimms Schrift „Meine Entlassung“ die Rede, die Engels gleich nach seiner Ankunft in Bremen gelesen hatte. In dem Artikel „Landschaften“ aus dem Jahre 1840 wird Engels bei der dichterischen Schilderung der westfälischen Heide an die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm erinnert, und es ist ihm, als seien sie unmittelbar aus der Natur dieser deutschen Landschaft erwachsen. Ein anderer Beleg dafür, wie genau Engels das Werk der Brüder Grimm kannte, ist eine Bemerkung in dem Artikel „Siegfrieds Heimat“ vom Dezember 1840, wo zwei Reliefs an einem Xantener Klostertor beschrieben werden, von denen das eine Siegfrieds Kampf mit dem Drachen und das andere seinen Kampf mit dem mächtigen Zwerg Alberich darstellt: „Es war mir auffallend, diese Bildwerke in Wilhelm Grimms deutscher Heldensage, wo doch sonst alles gesammelt ist, was sich auf den Gegenstand bezieht, nicht erwähnt zu finden.“¹⁰⁶

Engels war also über Leben und Werk der Brüder Grimm gut unterrichtet. Er schätzte ihren Charakter und ihren Mut, ihre Überzeugung auch gegen eine Übermacht zu verteidigen. Als Dichter und Wissenschaftler schienen sie ihm die richtigen Männer für eine Neubearbeitung der Volksbücher zu sein: „Es ist freilich nicht jedermanns Sache, eine solche Bearbeitung auszuführen; ich kenne nur zwei, die kritischen Scharfsinn und Geschmack genug bei der Auswahl, Gewandtheit im altertümlichen Stil bei der Ausführung besitzen; das sind die Brüder *Grimm*; ob sie aber auch Lust und Muße zu dieser Arbeit haben würden?“¹⁰⁷ Das war eine rhetorische Frage, die die beiden Germanisten gerade zu einer solchen Arbeit herausfordern wollte.

[102] Was brachte Engels zu dem Schluß, daß die beiden Grimm die einzigen Männer ihrer Zeit seien, die in der Lage wären, eine zuverlässige Auswahl und Bearbeitung der Volksbücher zu liefern? Sicherlich war es vor allem ihre pietätvolle Haltung zu den Schöpfungen der Vergangenheit überhaupt, die sie durch ihr Werk bewiesen, ihr Sinn für die beiden Grundelemente allen Volksschaffens, die Verwurzelung in der Realität des Alltags und die dichterische Phantasie des Volkes.

Vergleichen wir die Ansichten Friedrich Engels' über die Volksbücher mit denen Jacob Grimms, dann finden wir überraschende Übereinstimmungen. Engels sagt zu Beginn seines Artikels über die Volksbücher von dieser literarischen Gattung: „Das Volksbuch hat den Beruf, den Landmann, wenn er abends müde von seinem harten Tagewerk zurückkehrt, zu erheitern, zu beleben, zu ergötzen, ihn seiner Mühen vergessen zu machen, sein steinigtes Feld in einen duftigen Rosengarten umzuwandeln; es hat den Beruf, dem Handwerker seine Werkstatt, dem geplagten Lehrjungen seine elende Dachkammer in eine Welt der Poesie, in einen goldenen Palast umzuzaubern und ihm sein handfestes Liebchen in Gestalt einer wunderschönen Prinzessin vorzuführen; aber es hat auch den Beruf, neben der Bibel ihm sein sittliches Gefühl klarer zu machen, ihm seine Kraft, sein Recht, seine Freiheit zum Bewußtsein zu bringen, seinen Mut, seine Vaterlandsliebe zu wecken.“¹⁰⁸ – Jacob Grimm hatte bereits im Jahre 1808 in der Arnimschen „Zeitung für Einsiedler“ über die Aufgaben der historischen

¹⁰⁶ Ebenda, S. 91. [Ebenda, S. 106]

¹⁰⁷ Ebenda, S. 56. [Ebenda, S. 20]

¹⁰⁸ Ebenda, S. 49. [Ebenda, S. 13]

Volkssage geschrieben: „... damit jeder einzelne und ganze Völker sich an dem unentwendbaren Schatz erfreuen, beraten, trösten, ermutigen, und ein Beispiel holen.“¹⁰⁹

Bei einer solchen Übereinstimmung der Ansichten ist es wahrscheinlich, daß eine Bearbeitung der Volksbücher durch die Brüder Grimm Engels' Vorstellungen entsprochen hätte, schon deshalb, weil auch die Brüder Grimm dem Lager der bürgerlichen Demokratie angehörten.

Ein Rückblick auf das enge Verhältnis, das Engels zu allem hatte, was mit Volksdichtung zusammenhängt, erlaubt uns einige Schlußfolgerungen, wobei wir im wesentlichen mit der Auffassung G. Voigts übereinstimmen.¹¹⁰

[103] Wichtig ist hier vor allem seine Grundhaltung zu diesem Literaturzweig, die dem oberflächlichen Interesse des Durchschnittsgebildeten diametral entgegengesetzt ist. Engels hielt diese Werke als Schöpfungen aus dem Volk und für das Volk für sehr wichtig, und gerade deshalb stellte er an ihre Neugestaltung und Bearbeitung höchste Ansprüche. Darin unterschied sich seine Stellungnahme auch grundsätzlich von der Romantik, die auf anderen Prinzipien fußte. Die Romantik suchte in den Volksbüchern die mittelalterlichen Elemente hervorzuheben, wogegen Engels stets die fortschrittlichen, mit dem Volksleben verbundenen Züge als wesentlich ansah.

Auch die dichterische Qualität dieser Schöpfungen bewertete Engels sehr hoch. In ihnen bewiese das Volk seine ursprüngliche dichterische Begabung. Diese Qualitäten sind derart, daß ihre Nachahmung oder ihr Ersatz durch Kunstdichtung außerordentlich schwierig ist und nur das Werk eines großen Meisters sein kann.

Aus dem gesamten literarischen Erbe der deutschen Vergangenheit waren für Engels vor allem zwei parallele Strömungen von Wichtigkeit: die fortschrittlichen humanistischen Werke, die ihre Aufgipfelung in der Literatur der deutschen Aufklärung und Klassik finden, und die deutsche Volksdichtung. Auch hier ist der Einfluß Goethes auf das Denken des jungen Engels zu spüren.

Engels unterschied im Volksschaffen Werke, die durch ihre Ideologie dem christlichen Feudalismus entsprechen und die ruhig der Vergessenheit anheimfallen können (hier zeigt sich der Gegensatz zur Auffassung der Romantik besonders stark), und Werke, die zum größten Teil im Volk selbst entstanden sind und die Ideologie des aufsteigenden Bürgertums – manchmal auch die Interessen der unteren Schichten – verteidigen. Ihnen sprach Engels aktuelle Bedeutung zu, sie betrachtete er als Mitstreiter im Kampf gegen die kirchliche und staatliche Reaktion und als Helfer bei der Erziehung des Volkes im Geiste der Demokratie.

In seinem Verhältnis zu den Volksbüchern spiegelt sich die Gesamthaltung des jungen Engels zum Volk, in dem er die Hoffnung auf eine bessere Zukunft verkörpert sah. Es war ein untrennbarer Bestandteil seiner neuen Weltanschauung, zu der er sich in Bremen durchgerungen hatte, der Weltanschauung eines revolutionären Demokraten. [104]

Karl Beck

Im November 1839 hatte der „Telegraph“ den Artikel „Die deutschen Volksbücher“ abgedruckt. Im Dezember (und nicht im November, wie in MEGA I/2, S. 57, angegeben) tauchte in dieser Zeitschrift wiederum der Name Friedrich Oswald auf, diesmal unter einer Rezension von Dichtungen Karl Becks. Der Artikel „Karl Beck“ erschien in zwei aufeinanderfolgenden Nummern der Zeitschrift (Nr. 202 und 203). Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Rezension von Gutzkow bestellt war. Eine redaktionelle Bemerkung in Nr. 190 läßt diesen Schluß zu: „Von *Karl Beck* ist ein Bändchen *stiller Lieder* erschienen, über welche der Telegraph wahrscheinlich berichten wird.“ Engels selbst bemerkte dazu in einem Brief an Wilhelm Graeber: „... nachdem ich von Gutzkow die Zusicherung erhalten, daß ihm meine Beiträge willkommen sind, habe ich ihm einen Aufsatz über K. Beck eingeschickt ...“¹¹¹ Die Redaktionsnotiz des „Telegraph“ kann aber auch als Anspielung auf Gutzkows Absicht

¹⁰⁹ Jacob Grimm: Kleinere Schriften, Erster Band, Berlin 1879, S. 404.

¹¹⁰ Fr. Engels und die deutschen Volksbücher. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 1, Berlin 1955, S. 65–104.

¹¹¹ MEGA, I/2, S. 553. [MEW, Bd. 41, S. 437]

gewertet werden, sich selbst mit Karl Beck auseinanderzusetzen, wovon weiter unten noch zu sprechen sein wird.

Karl Beck war für Engels kein Unbekannter. Der junge Publizist hatte die Entwicklung des um drei Jahre älteren Dichters ungarischer Herkunft von dessen ersten dichterischen Anfängen an verfolgt. Er kannte seine Einzelveröffentlichungen in Zeitschriften, seine Novellen, seine selbständig erschienenen Sammlungen und auch seine dramatischen Versuche. Er schätzte Beck damals – ganz im Geiste der Jungdeutschen – außerordentlich hoch. Das lag daran, daß Engels noch keinen so großen Überblick über die Literatur besaß und Beck selbst seinen Ruhm als Original noch nicht durch weitere Gedichtsammlungen gefährdet hatte, in denen er stereotyp immer wieder die gleichen Themen und Bilder variierte. Schon im Januar 1839 hatte Engels ihn den dichterischen Talenten zugerechnet und an die Seite Freiligraths gestellt. Im April bezeichnete er ihn neben Anastasius Grün als jungdeutschen Dichter. Im Mai schließlich teilte er den Freunden mit, was ihn am Werk Becks so begeisterte: sein für die Freiheit entflammter Geist, seine ungebundene Phantasie, seine jugendliche Unbezähmbarkeit. Das alles verbinde Beck mit Schiller, dessen Fehler er auch teile. An anderer Stelle verglich er ihn sogar mit Goethe. Mag auch Engels sein Urteil über Beck bald dar-[105]auf korrigiert haben, so müssen wir doch versuchen, für die anfängliche Begeisterung über diese Gedichte eine Erklärung zu finden. Versuchen wir uns in die Ansichten des Neunzehnjährigen zu versetzen, um ihre Wurzeln aufdecken zu können.

Engels' Begeisterung galt vor allem den 1838 erschienenen Gedichtsammlungen „Nächte“ und „Der fahrende Poet“. Die erste enthält Gedichte aus fünfundsiebzig „Nächten“, die in fünf Abschnitte mit Märchentiteln gegliedert sind. Jeder Abschnitt ist einer anderen Gestalt gewidmet. Die Sprache des Dichters ist sehr blütenreich, voller Symbole, Tropen und überraschenden Bildern, in denen in den verschiedensten Abwandlungen eine bestimmte Anzahl von wirksamen Requisiten in pathetischer Gewandung immer wiederkehrt: Weltschmerz, Tränen, Verzweiflung, Ruhm – diese Worte sind in die Träume aller Gedichte hineinverflochten, denn der Traum ist ihr Grundakkord. Zentralgestalt ist der Dichter selbst in der Erhabenheit seiner göttlichen Sendung, der unsterbliche Dichter – poeta vates – König und Fürst des Volkes, dessen Page, der allmächtige Führer im Kampf für die Freiheit der Menschheit. Diese offensichtlich egozentrischen Bilder erscheinen als Selbstzweck, ihretwegen sind die Gedichte geschrieben. Die Epitheta sind künstlich aneinandergereiht, vorherrschend ist ein Jonglieren mit pathetischen Worten. Eine genauere Analyse könnte bei Beck mühelos fast wörtliche Anklänge an fremde Dichtungen nachweisen. So verwendet er mit Vorliebe das Freiligrathsche Bild vom Kamel in der Wüste; das Gedicht „Schillers Haus in Gohlis“ endet mit einer typisch Heineschen Ernüchterung: „Herr, sind Sie betrunken?“ (vgl. den Schlußvers von Heines Gedicht „Seegespenst“: „Doktor, sind Sie des Teufels?“). Die Subtilitäten der Hegelschen Philosophie erscheinen bei ihm reduziert auf den Begriff „Weltgeist“, „Geist der Weltgeschichte“, den er seinen Versen beimengt usw.

Was konnte an dieser Sammlung, die bei ihrem Erscheinen so großes Aufsehen erregt hatte, den jungen Engels anziehen? Vor allen Dingen die Tatsache, daß es sich hier um einen Lyriker handelte. Sie war geeignet, die These, daß es in den Reihen des Jungen Deutschland keine Lyrik gäbe, ernstlich zu erschüttern, hatte Karl Beck sich doch in der Tat in einigen Fragen zum Jungen Deutschland bekannt. Im Einleitungsgedicht der Sammlung nennt er sich einen Dichter der Zeit – die Ideen der Zeit waren eine ebenso beliebte Parole des Jungen Deutschland wie der Kampf für die Freiheit, den Beck wiederholt in abstrakten Allegorien besingt. [106] Er selbst stellte sich als einen Kämpfer für bürgerliche Freiheit vor, der vor den Tyrannen aus seiner Heimat fliehen müssen. Der erste Teil der Sammlung ist seinem Freunde, dem jungdeutschen Publizisten Dr. Kühne, gewidmet, einem Freund Mundts. Seine Meinung von der Sendung des Dichters in der Gesellschaft war außerordentlich hoch – mit Rücksicht aber vor allem auf die eigene Person. Am Inhalt dieser Gedichte zog Engels – abgesehen von den jungdeutschen Schlagworten – sicherlich auch Becks Sympathien für den polnischen Freiheitskampf an (die übrigens in sehr sentimentaler Form ausgesprochen sind und bereits auf die spätere Entwicklung Becks zum Dichter des „wahren“ Sozialismus hindeuten), ferner seine Verehrung Goethes und Schillers, sein – wenigstens in Worten zum Ausdruck kommender – Philisterhaß, seine Trauer über das Entschwinden der burschenschaftlichen Ideale, sein Lob Börnes und seine

Bearbeitungen biblischer Motive im Geiste des Freiheitskampfes. Vom Inhaltlichen her gab es also eine Reihe von Berührungspunkten. Hinzu kam noch die reiche dichterische Sprache, durch die Beck tatsächlich unter den Prosaschriftstellern des Jungen Deutschland als Einäugiger unter Blinden erschien. Der letzte Abschnitt der Sammlung, „Das junge Palästina“, übte vielleicht einen gewissen Einfluß auf Engels' Interesse an der Gestalt des ewigen Juden aus. Das Gedicht „Die Eisenbahn“ aus der ersten Nacht regte Engels zu einer Karikaturzeichnung in einem Brief an die Brüder Graeber an, die den Zeitgeist, das Lieblingsschlagwort der Jungdeutschen, als eine Lokomotive darstellt.

„Der fahrende Poet“, die zweite Gedichtsammlung Becks aus dem Jahre 1838, ist erfüllt von Erinnerungen des Dichters an seine ungarische Heimat, an Wien, an Weimar und an die Wartburg. Die Verknüpfung der Gedichte mit diesen Motiven gibt ihnen einen einheitlichen Rahmen. Ebenso wie in der ersten Sammlung herrscht auch hier der Traum, die Phantastik der Bilder; und bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit fließen Tränen. Auch hier finden sich Gedanken, die sicher bei Engels auf fruchtbaren Boden fielen: der Kampf für die Freiheit Ungarns und Polens, die Anrufung Börnes, der erhebende Eindruck bei einem Besuch des Goethe-Hauses, die Verherrlichung Schillers als eines Dichters der Freiheit; eine Reihe von Anspielungen auf alte Volkssagen – wiederum taucht für einen Augenblick die Gestalt Ahasvers auf –; die Sammlung klingt aus mit der Idee religiöser Duldsamkeit.

Im Vergleich zur ersten Sammlung läßt sich ein gewisser Fortschritt [107] feststellen, der in einem klareren Ausdruck der Gedanken und in einer strafferen zyklischen Gliederung zur Geltung kommt. Engels stellte diese Sammlung wahrscheinlich aus ähnlichen Gründen noch über die „Nächte“. In dem begeisterten Lob beider Sammlungen in Briefen an die Freunde drückt sich das Bestreben aus, sie zur Lektüre dieser Bücher zu bewegen, denn einen Monat später wiederholte er seine Behauptung von dem außergewöhnlichen Talent Becks, zitierte Verse von ihm und rief aus: „Mensch, habe doch Begriffe und lies ihn.“¹¹² Gleichzeitig jedoch brachte er bereits gewisse kritische Einwände vor, die sich mehr auf die formale als auf die inhaltliche Seite bezogen. Er lobt seine gewaltigen Verse und seine Bilderpracht, kritisiert aber gleichzeitig seine Unklarheit, seine überschwenglichen Hyperbeln und Metaphern.¹¹³

Engels' kritisches Urteil schärfte sich zusehends, denn in der gleichen Dichtung bewegten sich auch seine späteren Rezensionen der Bücher von Karl Beck. An diesen Werken lernte der junge Engels kritische Einordnung und Wertung. Er berücksichtigte auch Becks Prosaschriften, denen er jedoch nur den Wert von anfängerhaften Studien bemaß.

Im Laufe des Jahres 1839 gelangte Engels zu einer Klärung seiner Ansichten über Beck, bis er dann im Dezember desselben Jahres im „Telegraph“ mit ihnen an die Öffentlichkeit trat. Sein bereits erwähnter Artikel „Karl Beck“ bezog sich nicht nur auf die angekündigten „Stillen Lieder“, sondern auf die Gesamterscheinung des Dichters. Die Sammlungen „Nächte“ und „Der fahrende Poet“, die noch einige Monate vorher für Engels Offenbarungen gewesen waren, wurden hier einer nachdrücklichen Kritik unterworfen. Der Gedanke, den er bereits in einem Brief an die Brüder Graeber angedeutet hatte, wurde jetzt zum Grundprinzip seiner Bewertung: Becks Gedanken sind chaotisch; selbst die kräftigsten Bilder ertrinken in einem Phrasenschwall, die Sprache ist mit einem gewaltsam anmutenden Weltschmerz pathetisch aufgebläht. Die zweite Sammlung sei zwar ausgeglichener, nähere sich jedoch in ihren Reflexionen der Banalität des Durchschnitts. Beck habe die durch seine ersten Verse geweckten Hoffnungen in seiner neuen Sammlung „Stille Lieder“ (1840) nicht erfüllt, sie lasse Originalität völlig vermissen und bedeute gegenüber der ersten Sammlung einen Schritt zurück. Es sei eine höchst simple Nachahmung berühmter Dichter (Heine, Lenau, Freilig-[108]rath), ein widerlicher Brei kindischer Sentimentalität, vor allem über das Liebesthema. Nicht einmal die Balladen in der zweiten Hälfte der Sammlung kann man davon ausnehmen. Engels gab den Gedanken auf, daß Karl Beck jemals ein Dichter der „Moderne“ werden könnte. Obwohl seine bis dahin erschienenen Sammlungen so gut wie keine sozialen Motive enthielten, so war doch die Tatsache, daß Beck alle möglichen Taten

¹¹² Ebenda, S. 536. [Ebenda, S. 414]

¹¹³ Ebenda, S. 537. [Ebenda, S. 416]

und Gefühle in einem Tenor weinerlichen Mitleids darstellte, eine Vorwegnahme eines der kennzeichnendsten Züge des zukünftigen „wahren“ Sozialismus, dessen dichterischer Hauptrepräsentant Beck dann einige Jahre später durch seine „Lieder vom armen Manne“ werden sollte.

Wie um sein Fiasko noch deutlicher werden zu lassen, wandte Beck sich dem Drama zu. In der „Zeitung für die elegante Welt“ erschien im November 1839 der erste Akt seiner Tragödie „Saul“, die als Buch erst im Jahre 1841 veröffentlicht wurde. Es war dies eine banale Bearbeitung der biblischen Episode vom mächtigen König Saul, der von einem einfachen Hirten überwunden wurde. Heidnische und christliche Propheten greifen als Sprecher des Schicksals in die Handlung ein. Die Floskeln, die aus den Gedichten Becks bekannt sind, tauchen auch hier wieder auf und fallen im Drama noch mehr aus dem Rahmen. Die Handlung ist völlig statisch, die Personen, die sich durch keinerlei charakteristische Züge voneinander abheben, halten auf der Bühne nur pathetische Reden über ihre Taten und Gefühle. Die Situationen wiederholen sich, die in die Länge gezogenen Akte sind voll von blumenreichen Sentenzen. Die bei Beck so beliebten Tränen fließen an allen möglichen Stellen. Geradezu komisch wirkt der wiederholt angewandte Trick, den Titelhelden und dessen Begleiter oder auch weitere auf der Bühne befindliche Personen einschlafen zu lassen, um einer bestimmten Gestalt Gelegenheit zu einem Monolog zu geben. In formaler Hinsicht wechseln Verse und Prosa ohne jegliche innere Gesetzmäßigkeit.

Engels kannte nur den ersten Akt, über den er auch am Ende seiner Rezension sprach. Aber das genügte ihm, um Becks „Saul“ als völlig bühnenuntauglich zu bezeichnen. Den Personen dieses Stücks fehle es an innerer Konsequenz des Charakters. Engels identifizierte sich in dieser Hinsicht mit einer kurz vorher im „Telegraph“ (Nr. 190) veröffentlichten Kritik.

Der „Telegraph“ hatte sich nämlich gegen Ende des Jahres 1838 wiederholt zu Gutzkows Drama „König Saul“ geäußert, und der erste Akt [109] des Beckschen Stückes war nichts anderes als eine Paraphrase der Exposition des Gutzkowschen Dramas. Karl Gutzkow hat später dieses Stück nicht in seine gesammelten Schriften aufgenommen, obwohl es, verglichen mit Becks „Saul“, einige Vorzüge aufweist. Zwar waren auch Gutzkows Gestalten nicht genügend differenziert, aber die Handlung war bei weitem nicht so statisch und griff außerdem mit ihrer Tendenz aktuelle Probleme auf: Das Verhältnis des jungen hoffnungsvollen David zum alten Saul war Symbol des Verhältnisses der jungen stürmischen Generation zu den Kräften, die alte Traditionen und Privilegien verteidigten. Manche sahen sogar in diesen beiden Hauptpersonen Verkörperungen von Gutzkow und Wolfgang Menzel, dem ersten Lehrer und Ratgeber Gutzkows, der dann später dessen größter Feind geworden war.

Bei allen Parallelen zu Gutzkow findet sich in Becks Drama von einer solchen Aktualisierung des biblischen Stoffes keine Spur. Beide, Saul und David, sind erhabene Helden, deren Pathos bis zum Unerträglichen gesteigert ist. Engels verglich sie treffend mit Gestalten von Jahrmarktskomödien.

In seiner Beck-Rezension beschäftigte Engels sich gründlich und, wie aus der weiteren Entwicklung hervorgeht, auch sehr treffend mit diesem Autor. Im Februar des folgenden Jahres (1840) erwähnte Engels anlässlich einer Analyse reaktionärer Züge der zeitgenössischen Literatur, daß Karl Beck ein typischer Fortsetzer der zweiten schlesischen Schule des 17. Jahrhunderts sei: „Beck nun gar hat jene guten Leute (gemeint sind Ziegler [1663–1696] und Lohenstein [1635–1683] – V. M.) an Schwulst noch übertroffen; man hält einzelne Stellen seiner Gedichte fast für nichts anderes als für Produkte des siebzehnten Jahrhunderts, eingetaucht in moderne Weltschmerzinktur.“¹¹⁴

Was hatte Engels veranlaßt, sein zunächst positives Urteil über Karl Beck verhältnismäßig schnell zu revidieren? Sicherlich vor allem die neuen Gedichte, die in ihrer ständigen Wiederholung alter Themen, Gefühle und Situationen in einem stets gleichbleibenden Bereich von pathetisch übersteigerten Bildern den Beweis dafür erbracht hatten, daß Beck keine eigenen Gefühle und Erlebnisse ausdrückt, sondern nur die Pose eines modernen Weltschmerzdichters, der nach Unsterblichkeit dürstet. Ein weiterer Grund der Ablehnung war für Engels Becks Börne-Bild in den „Nächten“. Hier wird Börne nach den Vorstellungen eines modischen [110] Dichtertums zurechtgestutzt, das dem Weltschmerz

¹¹⁴ Ebenda, S. 66. [Ebenda, S. 31]

und pathetischen Träumereien frönt. Solche Züge waren Börne völlig fremd. Gerade seine Einfachheit, seine Klarheit und seine unpathetische Eigenart schätzte Engels an seinem Vorbild Börne. Dieses Beispiel lehrte Engels auch, daß Karl Beck nicht fähig war, den Charakter eines Menschen dichterisch zu erfassen. Deshalb hegte er auch berechtigte Zweifel an dem Erfolg des „Saul“, obwohl er nur dessen Exposition kannte.

Schließlich wird zu Engels' Meinung wohl auch Gutzkows im „Telegraph“ ausgesprochene Ansicht einiges beigetragen haben, obwohl Engels nicht völlig mit ihr übereinstimmte, denn mit dem Dezember-Artikel war die Angelegenheit Beck noch nicht abgeschlossen. Es war nur zu verständlich, daß Gutzkow einem Autor, der sein eigenes Drama nachahmte, nicht allzu freundschaftlich begegnen würde. Noch in der gleichen Nummer des „Telegraph“, unmittelbar im Anschluß an den Artikel des jungen Engels und anknüpfend an ihn bemerkte er: „Der Verfasser des vorstehenden Artikels hätte den kindischen Charakter der neuen Dichtungsversuche Becks noch mehr hervorheben sollen.“ Es folgt auf zwei Seiten eine Analyse der „Stillen Lieder“, in der einige banale Strophen und Verse mit unsinnigen Wortverbindungen zitiert werden. Abschließend wird das Versprechen gegeben, die Kritik in der nächsten Nummer fortzusetzen und abzuschließen. Nr. 204 des „Telegraph“ bringt dann auch einen mit G. gezeichneten Artikel unter der Überschrift „Karl Beck“. Schon im Titel also eine direkte Anknüpfung an den Engelsschen Artikel. Gutzkow verschärfte Engels' Kritik noch mit dem Hinweis auf die kindliche Eingebildetheit Becks, die sich in einer Reihe von selbstverherrlichenden Versen zeige, auf die banale Schnäbelei eines Liebespaares, auf die Bilder des Dichters, die sich in Trivialitäten und Lächerlichkeiten verlören. Gutzkows Hauptargumente waren Zitate aus Becks eigenen Gedichten. Gutzkow war mit Engels einer Ansicht, daß Beck durch seine Entwicklung die Hoffnungen enttäuscht habe, die durch das erste Auftreten dieses Dichters geweckt worden seien. Darüber hinaus wandte Gutzkow sich gegen die Leipziger Literatenclique, der Beck angehörte und zu deren Gewohnheiten es gehörte, Werke von Mitgliedern uneingeschränkt zu loben, auch wenn sie dieses Lob in keiner Weise verdienten. Es muß hier erwähnt werden, daß auch Gutzkow in seinem 1839 im „Jahrbuch der Literatur“ veröffentlichten Artikel „Vergangenheit und Gegenwart. 1830–1838“, auf den Engels sich wiederholt berief, über [111] Beck ebenso begeistert geurteilt hatte wie ursprünglich auch Engels: „Das kräftigste und hoffnungsvollste Talent unter den Jüngeren ist Karl Beck, der alle Mittel besitzt, ein deutscher Byron zu werden. Er ist, wie junger Rebenmost, eben in der Klärung begriffen; aber die Anzeichen sind gut, es wird ein edles, preishaltiges Gewächs werden.“¹¹⁵ Das ist ein Beweis dafür, daß Engels mit seiner anfänglichen Meinung nicht allein stand, sondern daß sie Allgemeingut der Jungdeutschen war.

Die Weiterführung und Verschärfung der Engelsschen Kritik durch Gutzkow ist das erste Beispiel einer unmittelbaren Zusammenarbeit zwischen Engels und Gutzkow auf literaturkritischem Gebiet. Sie beweist, daß Engels es verstanden hatte, sich sehr bald in der Redaktion des „Telegraph“ Ansehen zu verschaffen. Von einem anderen, noch bezeichnenderen Beispiel dieser Art (der Arndt-Kritik) war bereits weiter oben die Rede.

Engels stimmte jedoch damals mit der völligen Ablehnung Becks durch Gutzkow nicht ganz überein. Im zweiten Teil seines im Mai 1840 unter der Überschrift „Modernes Literaturleben“ in der „Mitternachtzeitung für gebildete Leser“ veröffentlichten Artikels (der erste Teil war bereits im März erschienen¹¹⁶) analysierte er eingehend Gutzkows kritische Methode gerade am Beispiel der Beck-Kritik. Gutzkow bilde sein Urteil stets ausschließlich auf Grund des jeweils in Frage stehenden Werkes, aus dem er vor allem dessen negative Seiten herausgreife, ohne die Person des Autors zu berücksichtigen, dessen Möglichkeiten und Entwicklungsetappen doch zur Erhellung beitragen könnten. Deshalb sei Gutzkows Kritik einseitig, deshalb fordere er von dem Anfänger Beck klassische Werke.

Nach dieser methodischen Bemerkung griff er aus der Reihe der jungdeutschen Polemiken die Kontroverse Gutzkow – Beck heraus, in die er durch Gutzkow selbst hineingezogen worden war. Er bestand, daß sein Urteil über Becks Gesamtwerk durch die Schwächen der allerjüngsten Publikationen

¹¹⁵ Gutzkows Werke, hgg. von Reinhold Gensel, Berlin–Leipzig–Wien–Stuttgart [1910], Achter Teil, S. 133.

¹¹⁶ Abgedruckt in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 1960, Heft 1, S. 99–122. [MEW, Bd. 41, S. 45–58]

beeinflusst gewesen sei und daß er sich dahingehend korrigieren müsse, daß er an der positiven Bewertung von Becks vorhergehenden Sammlungen „Nächte“ und „Der fahrende Poet“ festhalte, in [112] den „Stillen Liedern“ jedoch und im ersten Akt des „Saul“ einen Schritt zurück erblicke. Die Schwächen und Fehler der ersten Bücher könne man mit jugendlichem Sturm und Drang, mit einem Übermaß von Energie entschuldigen – dafür hatte Engels tiefstes Verständnis –, im großen und ganzen jedoch manifestiere sich hier ein vielversprechendes Talent. Die neue Sammlung und das Drama jedoch seien nichtssagend, hohl, ohne Kraft – aber vielleicht nur der Anlauf zu neuen Werken. Engels distanzierte sich also von Gutzkows absolut negativer Polemik und sagte offen: „... und gerade ich möchte nicht gern für einen Feind Becks gelten, da ich, wie ich gern gestehe, seinen Dichtungen die mannigfachsten und nachhaltigsten Anregungen verdanke.“¹¹⁷ Zu seiner Kritik der „Stillen Lieder“ stand er jedoch nach wie vor und machte Beck erneut zum Vorwurf, daß er durch die Nachahmung von Gutzkows „Saul“ seine Originalität aufgegeben habe. All das war jedoch kein Grund für ihn, auch die positiven Elemente in Becks Dichtungen zu verwerfen; und vor allem lehnte er eine Beteiligung an der polemischen Kontroverse zwischen Beck und Gutzkow ab.

Vergleichen wir die beiden Beck-Kritiken von Engels und von Gutzkow, dann sehen wir, daß Engels trotz seiner Jugend und seiner geringeren Erfahrung dabei einen höheren Standpunkt einnahm als Gutzkow, der durch persönliche Feindschaft voreingenommen war. Gutzkows Kritik war rein negativ und vernichtend. Engels jedoch war fähig, ohne die negativen Züge im geringsten zu übersehen, auch die positiven Züge zu erkennen. Er erfaßte die Persönlichkeit des Autors als eine widersprüchliche Einheit und hob aus dem Chaos seiner Erstlingswerke die zukunftssträchtigen Züge hervor. Am Fall Beck erkennen wir zum erstenmal die kritische Methode des jungen Engels bei der Einschätzung einer Dichterpersönlichkeit, eine Methode, die er später noch weiter ausbaute, auf Argumente der materialistischen Dialektik stützte und auf diese Weise von der Stufe der intuitiven Eingebung auf die der Wissenschaft emporhob.

Wenn wir den Komplex Engels – Beck – Gutzkow von unserem heutigen Standpunkt aus einschätzen, dann gelangen wir zu der Auffassung, daß das spätere dramatische, lyrische und epische Schaffen Becks einen anderen Weg ging, als die Anfänge zu versprechen schienen, und daß sein Werk heute keine Bedeutung mehr hat. Es ist für uns nur noch insofern [113] interessant, als es Engels als Studienmaterial gedient hat. An diesem Objekt schärfte Engels seine Urteilskraft, seine Methode und gelangte auf diese Weise zu einer Wertung, die sich von der Gutzkows wesentlich unterschied. Diese seine Methode hat er dann später theoretisch weiter ausgearbeitet und vertieft und bei der Analyse der Lyrik des „wahren“ Sozialismus angewendet.

Das Pseudonym Friedrich Oswald erregte das Interesse einiger Zeitschriftenredaktionen. Beweis dafür ist eine Notiz in Nr. 16 des „Telegraph“ (Januar 1840): „Friedrich Oswald, bemerken wir der Leipziger Eisenbahn, ist nicht der, für welchen sie ihn hält, sondern ein junger Autor in Bremen.“ Exemplare der hier erwähnten Zeitschrift „Eisenbahn“ waren bis jetzt leider noch in keiner der mittel- und westeuropäischen Bibliotheken zu ermitteln; sie wären sonst sicher für dieses Thema nicht ohne Interesse.

Das Interesse des jungen Engels an Karl Beck war natürlich auch dadurch bedingt, daß Engels selbst dichterische Ambitionen hatte und alles aufmerksam verfolgte, was auf diesem Gebiet erschien. Wie wir schon erwähnten, suchte er vor allem auch den Vorwurf zurückzuweisen, daß das Junge Deutschland der Lyrik abhold sei, daß es nur die Prosa propagiere: „... am lautesten aber wurde behauptet, das gewesene junge Deutschland wolle die Lyrik stürzen.“¹¹⁸ – Dieser Ausspruch erfolgte unmittelbar im Zusammenhang mit Beck. Engels verteidigte die Lyrik als eine stolze Errungenschaft des gesamten deutschen literarischen Erbes „vom Ludwigslied bis auf Nikolaus Lenau“¹¹⁹ und war stets auf der Suche nach lyrischen Talenten, die sich mit dem Namen des Jungen Deutschland verbinden ließen. Er selbst wollte, wie er seinen Freunden verriet, einmal ein solcher Dichter werden, vorläufig jedoch beschränkte er sich auf die Suche nach bereits bekannten Namen. Er hoffte, daß auch Freiligrath sich

¹¹⁷ Ebenda, S. 120. [Ebenda, S. 57]

¹¹⁸ MEGA, I/2, S. 57. [Ebenda, S. 22]

¹¹⁹ Ebenda. [Ebenda, S. 23]

dem Jungen Deutschland anschließen würde, schon jetzt aber rechnete er Franz Dingelstedt, Karl Grün, Theodor Creizenach, Karl Beck und an anderer Stelle auch Anastasius Grün dazu.

Dingelstedt hielt er für eine große Begabung, gab aber zu, daß er zum Jungen Deutschland eher eine negative Haltung einnehme. Aber auch dieses Talent sollte die geweckten Erwartungen nicht erfüllen. In späteren Jahren (1850) zählten Marx und Engels Dingelstedt mit [114] Recht zu den banalen Literaten, die zur Ergötzung des Kleinbürgers schrieben.

Karl Grün (Ernst von der Haide) war von Engels von Anfang an wegen seiner unklaren Ausdrucksweise kritisiert worden, in der die ohnehin seltenen Gedanken untergingen. Solange Engels selbst noch nicht in die Philosophie Hegels eingedrungen war, beeinflusste Karl Grün ihn doch durch die Anwendung Hegelscher Begriffe in der Lyrik soweit, daß gerade Grün in dem Artikel „Modernes Literaturleben“ als Beispiel für die Verschmelzung von jungdeutscher Poesie und Junghegelianismus erscheint. Bei Grün handelte es sich jedoch nur um leere Hegelsche Begriffe, die er in seine Verse einflocht. Das wenn auch nicht bedingungslos erteilte Lob des „Buches der Wanderungen“ von Grün¹²⁰ bezog sich mehr auf die gewählte Thematik, das heimatliche Rheinland, als auf die dichterische Leistung. Karl Grün entwickelte sich später zu einem typischen Vertreter des „wahren“ Sozialismus, als der er dann auch von Marx und Engels richtig eingeschätzt wurde. Grüns Monographie über Goethe, die ein völlig verzerrtes Bild liefert, haben wir es zu verdanken, daß Marx und Engels anlässlich einer Kritik dieser Schrift eine eingehendere Würdigung dieses Meisters der deutschen Literatur gaben.

Creizenach wurde von Engels nur gelegentlich als Dichter der „jungen Literatur“ erwähnt. Aus der Korrespondenz des jungen Engels ist ersichtlich, daß er von Anfang an keine hohe Meinung von den dichterischen und literaturkritischen Fähigkeiten Creizenachs hatte. An einer Gedichtsammlung von Creizenach hob er vor allem die formale Seite hervor, am meisten fesselte ihn jedoch eine Komödie über Wolfgang Menzel, den größten Gegner des Jungen Deutschland.

Lenau und Anastasius Grün

Engels Haltung zu Dingelstedt, Grün und Creizenach war eindeutig, und auch Karl Beck schätzte er bald klar ein. Es muß aber noch auf zwei Dichter eingegangen werden, die einen nicht unbedeutenden Platz in Engels' Literaturbild einnehmen: Lenau und Anastasius Grün, beides Adelige, der eine ungarischer, der andere österreichischer Herkunft. Engels erwähnt diese beiden Namen mehrmals im Zusammenhang, so in [115] einem Brief an Friedrich Graeber vom April 1839, der Betrachtungen über die zeitgenössische deutsche Literatur enthält. Lenau und Grün erscheinen hier als freiheitsliebende Dichter, die einen neuen Geist in die Literatur gebracht haben.

Anastasius Grün (Anton Alexander Graf von Auersperg) hatte damals bereits mehrere Gedichtbände veröffentlicht: „Der letzte Ritter“, „Schutt“, „Gedichte“ und als erfolgreichsten die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“. Es handelt sich vorwiegend um Gedankenlyrik episch-didaktischen Charakters, ruhig dahinströmende, regelmäßig alternierende Verse, deren Rhythmus auch in Liebes- oder Naturgedichten, wo wir einen leidenschaftlicheren Drang erwarten würden, gleichförmig bleibt. Seine patriotischen Gedichte auf den Ruhm und die Größe Österreichs bekamen nach der Pariser Julirevolution einen neuen Klang: den der Sehnsucht nach Freiheit und Gleichheit. Aus Anastasius Grün war ein – in den Grenzen der Metternichschen Gesetze und Zensurbestimmungen – fortschrittlicher Dichter geworden, der in einem Gedicht „An den Kaiser“ den Landesvater bat, seinem Volke Presse- und Redefreiheit zu gewähren, und am Ende seines Gedichts „Salonscene“ das in Österreich populär gewordene Wort prägte: „Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?“ Seine Kraft schöpfte dieser Dichter aus der Geschichte, aus der Vergangenheit, deren Persönlichkeiten er zu Musterbildern deutscher Treue und Redlichkeit umdichtete (Kaiser Maximilian I. im Versepos „Der letzte Ritter“). Wegen seiner Sympathien für Josef II. und dessen aufklärerische Ideale galt Grün bei der Reaktion als Revolutionär. Durch die Wahl seines Pseudonyms („Grün“) bekundete der Dichter seine Zukunftsgläubigkeit, es wurde ihm zum Symbol seiner Hoffnung, einer Hoffnung, die sich im wesentlichen auf nichts weiter erstreckte als auf Reformen im Rahmen der bestehenden Monarchie.

¹²⁰ Siehe ebenda, S. 550. [Ebenda, S. 432–433]

Engels kannte Anastasius Grün. Im April 1839 findet sich eine Erwähnung des Dichters in einem Brief an die Brüder Graeber, denen Grün und Lenau als Dichter des Jungen Deutschland vorgestellt werden sollen, und später (1842) erscheint Grün neben Freiligrath, Herwegh und wiederum Lenau. Anastasius Grün war für den jungen Engels ein liberaler Dichter von gewissen, nicht zu übersehenden Qualitäten. Ausführlichere Äußerungen von Engels über Grün lassen sich in den uns zugänglichen Quellen nicht finden. Im April 1840 tauchte dann in der „Kleinen Chronik“ des „Telegraph“ eine mit „F. O.“ gezeichnete Notiz auf, in der Engels die [116] letzten beiden Strophen des Gedichts „Apostasie“ (1838) zitierte, eine Art Selbstverteidigung Grüns gegen den Vorwurf des Abfalls von seiner eigenen Gesinnung. Der kurze Begleittext kommentiert die Kammerherrn-Bewerbung des Grafen von Auersperg und wertet sie als Verrat an der Sache.¹²¹

Engels verfärrt jedoch unseres Erachtens in der Einschätzung der Werke Grüns zu subjektiv, er interpretiert sie revolutionärer, als sie vom Autor gemeint waren. Was bewog Engels dazu, Grün den Schriftstellern des Jungen Deutschland an die Seite zu stellen, zu denen er doch nicht gehörte? Wahrscheinlich hauptsächlich die unter dem Titel „Zeitklänge“ zusammengefaßten Gedichte aus den Jahren 1836 bis 1838, zu denen auch das von Engels zitierte Gedicht gehört. Hier finden sich in der Tat einige Gedichte, die den Auffassungen des Jungen Deutschland nahekommen, das heißt Gedichte, die gewisse liberale Teilforderungen aussprechen. Einige von ihnen feiern das freie Wort, andere die unaufhaltsam zu Licht und Freiheit fortschreitende Entwicklung. Der Dichter wendet sich gegen die Einkerkung der Jugend, die für Freiheit und Vaterland gestritten hatte, er verherrlicht das aufrechte Verhalten Jacob Grimms als Treue gegenüber dem deutschen Geist, er beschwört die Erinnerung an das Wartburg-Fest und an den Freiheitskampf der Polen herauf. Alle diese Themen brachten sicher auch in Engels verwandte Saiten zum Klingen. Es reicht jedoch nicht aus, Grün als einen Kämpfer für die Idee der Freiheit aufzufassen. Seine Haltung ist im wesentlichen durch Bitten und Hoffnungen bestimmt. Mißerfolge werden elegisch beklagt. Nirgends stellt er sich entschieden auf die Seite der Regierungsoption, sondern erstrebt nur Teilreformen. Angesichts dieser Haltung kann auch seine Bewerbung um die Kammerherrnwürde nicht als Abfall gewertet werden. Der Wunsch, in den Reihen des Jungen Deutschland auch Lyriker zu entdecken, führte Engels in seiner Einschätzung Anastasius Grüns etwas zu weit. Allerdings muß man auch berücksichtigen, daß Grün unter dem Druck der österreichischen Zensur schrieb, die wesentlich schärfer war als die deutsche, und daß die Karlsbader Beschlüsse in Österreich nur deshalb nicht zur Anwendung kamen, weil sie eine Lockerung bereits vorher erlassener Bestimmungen bedeutet hätten. Auch diese Erwägungen mögen zu der positiven Einschätzung Anastasius Grüns durch Engels beigetragen haben.

[117] Nikolaus Lenau (eigentlich Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau) war ein Lyriker, der der gleichen Generation angehörte wie sein Freund Anastasius Grün, der Dichter der „Spaziergänge“, mit dem er jedoch nicht viel gemein hatte. Schon die äußeren Schicksale Lenaus waren weit bewegter und tragischer, vor allem aber war ihm die reflexive Art Auerspergs fremd. Seine Dichtung entsprang primär dem Gefühl, war selbstbezogen und nach innen gerichtet. Seine ständigen persönlichen Konflikte mit der bürgerlichen Gesellschaft und mit den ihm feindlichen Kunstrichtungen brachten sehr bald bei ihm tragische Töne zum Klingen, die überleiteten zu einer Verzweiflung an den Widersprüchen, die sein unstetes Temperament nicht zu lösen vermochte und die schließlich die schon lange zunehmende geistige Umnachtung beschleunigten.

In den dreißiger Jahren hatte Lenau vier Bücher veröffentlicht, die ihm Erfolg und Ruhm einbrachten: „Gedichte“, „Faust“, „Neuere Gedichte“ und „Savonarola“. Engels waren diese Werke offenbar bekannt, und die bereits zitierte Wendung „vom Ludwigslied bis auf Nikolaus Lenau“ beweist, daß er in dessen Dichtungen einen vorläufigen End- und Gipfelpunkt der bis in die Gegenwart hineinreichenden tausendjährigen Entwicklungsgeschichte der deutschen Lyrik sah. Nachweisbar kannte Engels Lenaus Zigeunerlieder¹²², die er der glanzlosen Stumpfheit und Künstelei von Becks „Zigeunerkönig“ entgegenhielt. Den „Faust“ las Engels – wahrscheinlich zum erstenmal – im Herbst 1840. Seine weitgespannten Pläne, Faust, Ahasver, den Wilden Jäger und Jan Hus als Repräsentanten des Kampfes um

¹²¹ Ebenda, S. 71. [Ebenda, S. 67]

¹²² Ebenda, S. 60. [Ebenda, S. 26]

Freiheit des Geistes in einer Märchennovelle zu vereinen, reizen zu der Annahme, Engels könnte die Anregung zu diesem nicht ausgeführten Plan aus den Werken Lenaus geschöpft haben, die diese Motive enthalten. Vielleicht hätte er sie auf Grund seiner anders gearteten Welt- und Lebensanschauung auch ganz anders gestaltet. Belegen lassen sich diese naheliegenden Vermutungen allerdings nicht.

Zu seinem literarischen Ruhm hatten dem Dichter seine Freunde aus der Schwäbischen Schule verholfen, mit denen Lenau allerdings sonst herzlich wenig gemein hatte, von Zugehörigkeit ganz zu schweigen. Für Engels war damals die Schwäbische Schule ein absterbender Zweig der deutschen Literatur, während er Lenau am liebsten dem Jungen Deutschland zugeordnet hätte. Was bewog Engels zu solchen Bestrebungen? Sicherlich die freiheitlichen Gesinnungen, die Lenau ebenso wie An-[118]stasius Grün in seinen Gedichten immer wieder zum Ausdruck brachte. Lenau ging es zwar mehr um die Freiheit des Individuums, aber dazu, zur völligen Freiheit des Dichters, gehörten eben vor allem auch Rede- und Pressefreiheit. Seine „Polenlieder“ nehmen unter den nach der Niederwerfung des polnischen Aufstandes erhobenen Klagen und Anklagen einen ehrenvollen Platz ein. Sein Freiheitsdrang trieb ihn nach Amerika, aber sehr bald kehrte er, aller Illusionen beraubt, zurück aus jenem „gelobten Land“, wo er die nackte Macht des Geldes und die grausame Unterdrückung der Indianer kennengelernt hatte. Tyrannenhaß und Freiheitsliebe zeitigten bei Lenau Gedichte, die auch die damalige liberale Opposition hätte unterschreiben können, etwa „Am Grabe eines Ministers“ oder „Des Teufels Lied vom Aristokraten“. Obwohl Lenau dem Tageskampf der Liberalen demonstrativ fernblieb und die aktuelle Tendenzpoesie ablehnte, waren doch Freiheitsliebe und demokratische Gesinnung tief in seinem Wesen verwurzelt und bildeten den Tenor seiner Gedichte und Versepen. Sicher hat Engels das herausgeföhlt; und vielleicht stand ihm Lenau auch deshalb nahe, weil auch dieser Dichter Perioden religiöser Zweifel und mystisch-pantheistischer Neigungen durchgemacht, weil auch er Zuflucht bei der Hegelschen Philosophie gesucht hatte. – Verbindungen zwischen Lenau und dem Jungen Deutschland ließen sich in einigen Punkten ohne weiteres herstellen, lägen aber doch zu sehr an der Oberfläche, als daß sie eine eindeutige Zuordnung gestatteten. Lenaus Gedicht „Die Poesie und ihre Störer“ kann als Ablehnung der jungdeutschen Forderung nach „Tendenzpoesie“ gelten.

Aus den wenigen Äußerungen des jungen Engels über Lenau tritt dessen wesentlichster Zug klar und eindeutig hervor: ein bedeutendes lyrisches Talent, das ihm einen festen Platz in der Geschichte der deutschen Dichtung sichert.

Neue literarische Pläne

Gelegentlich eines Aufsatzes des jungen Engels über Karl Beck haben wir bereits die Frage berührt, welche Beziehungen zwischen den Vertretern der Lyrik und dem Jungen Deutschland bestanden. Wir verwiesen auf Engels' Bemühungen, Namen zeitgenössischer Lyriker mit der Moderne in Verbindung zu bringen, Bemühungen, die dem Wunsch ent-[119]sprangen, weite Gebiete der Literatur für das Junge Deutschland zu beanspruchen, zuweilen aber doch übers Ziel schossen. Kriterien der Zuordnung waren für Engels in dichterischem Gewande auftretende liberale Ideen. Nun war aber das politische Programm des Liberalismus keineswegs auf das Junge Deutschland beschränkt, sondern Eigentum weiter Kreise. Deshalb war nicht jede „liberale Dichtung“ eine jungdeutsche und umgekehrt. Engels selbst war sich des Problematischen solcher Zuordnung wohl bewußt und änderte gelegentlich die Zusammenstellung der Namen, die er nur in seinen Briefen an die Freunde, nicht in seinen Veröffentlichungen anführte.

Als letzte Publikation des Jahres 1839 erschien im Dezember der Artikel „Karl Beck“. Gleichzeitig war Engels intensiv dichterisch tätig. Den Freunden berichtete er, daß er viel Verse und allerlei Prosa schreibe, an Stoffen aus dem Bremer Milieu erwähnte er ausdrücklich „Eine Bremer Liebesgeschichte“, „Die Juden in Bremen“, „Die junge Literatur in Bremen“, „Der Jüngste“ (nämlich Comptoirlehrling). Schließlich plante er, diese Vers- und Prosadichtungen unter dem Titel „Bremer Abende“ zu einem Büchlein zusammenzustellen, ein Plan, für den ein Bremer Verleger bereits Interesse bekundete. Nun finden sich zwar in den verschiedensten Zeitschriften Novellen und Berichte aus dem Bremer Leben, die angeführten Titel suchen wir jedoch darunter vergebens. Wahrscheinlich wurde aus der geplanten Veröffentlichung nichts. Das Haupthindernis für die Herausgabe seiner

Gedichte (etwa des „Odysseus redivivus“) und Prosaarbeiten sah Engels in der Zensur, deren Forderungen er sich nicht zu unterwerfen vermochte. Gern hätte er eine größere Reise an die See unternommen, von der er sich „eine interessante Reisebeschreibung“¹²³ versprach, doch kam es zur Verwirklichung dieses Planes erst später, und diese – allerdings bescheidene – Reise fand dann auch ihren literarischen Niederschlag.

Die Lektüre des jungen Engels erstreckte sich auch auf österreichische Literatur. Er begann Grillparzer Geschmack abzugewinnen, während er noch wenige Monate vorher ihn als der neuen Literatur fremd empfunden hatte, weil sein Interesse ausschließlich der Antike gelte. Wahrscheinlich hatte Engels dieses Urteil übernommen, ohne es durch eigene Lektüre zu prüfen, sonst hätte er auch in den antiken Stoffen Grillparzers die zeitgenössische Problematik erkannt. Nun lernte er Grillparzers Lust-[120]spiel „Weh dem, der lügt“ kennen, und hier hinderte ihn die Tatsache, daß die Handlung in die Epoche der mittelalterlichen Christianisierung verlegt worden war, keineswegs an der Erkenntnis, daß hie und da „auch ein edler, freier Geist“ hindurchblickt, dem „die östreichische Zensur eine unerträgliche Last ist“¹²⁴, und daß Grillparzer in seiner Wahl von Ort und Zeit mit Rücksicht auf die Zensur hatte vorsichtig sein müssen. Ein so positives Urteil über dieses – allerdings hoch über der kläglichen Durchschnittsproduktion jener Zeit stehende – Lustspiel ist für einen jungen Kritiker wie Engels schon deshalb bemerkenswert, weil eben dieses Stück zwei Jahre vorher bei Kritik und Publikum in Wien durchgefallen war – ein Mißerfolg, der den leicht verletzlichen und bitter verletzten Dichter und Humanisten in seiner Weltflucht bestärkt hatte. Lange Zeit war es in der Literaturgeschichte üblich, Grillparzer als schwarzgelben Reaktionär hinzustellen. Die oben angeführte Äußerung von Engels widerspricht einer solchen Auffassung, reicht jedoch in ihrer Vereinzelung nicht aus, um eine Verbindung zwischen dem Grillparzerbild des jungen Engels und dem der modernen marxistischen Literaturwissenschaft herzustellen.

Das Jahr 1840 begann Engels mit dem publizistischen Beitrag „Retrograde Zeichen der Zeit“, der – wieder unter dem Pseudonym Friedrich Oswald – im Februar in drei aufeinanderfolgenden Nummern des „Telegraph“ erschien (Nr. 26–28). Er behandelt politisch-literarische Fragen und ist – wie schon der Titel andeutet – gegen die damalige Reaktion gerichtet. Den Eingang bildet eine Umkehrung der Wendung „Nichts Neues unter der Sonne!“ – im Gegenteil, meint Engels, Neues gäbe es genug, nur werde es ihm schwer gemacht, ans Licht zu dringen und sich durchzusetzen. Er fährt fort mit dem literarisch wirksam durchgeführten Hegelschen Bild der spiralenförmig fortschreitenden Geschichtsentwicklung, und zwar im Gegensatz zu Gutzkows zitiertem Prinzip des „epischen Parallelismus“. Das war das zweite Mal, daß Engels den Anschauungen seines Chefredakteurs öffentlich widersprach, diesmal sogar in dessen eigenem Blatt (das erstemal war es in der „Mitternachtzeitung“ bei der Rezension der Gedichte von Karl Beck geschehen). Gerade jetzt (Anfang 1840), betont Engels, sei die Reaktion in Kirche und Staat dabei, alle ihre Kräfte zu sammeln – vor allem im Hinblick auf den bevorstehenden Regierungsantritt des Thronfolgers, der in seinen Gesinnungen [121] als Gegenspieler Friedrich Wilhelms III. galt. Die Reaktion rufe die tote Vergangenheit zu Hilfe, um den durch das freie Denken verkörperten lebendigen Fortschritt zu drosseln. Die Zeit lasse sich jedoch nicht aufhalten, und die Entwicklung eile unaufhaltsam vorwärts.

Engels ging es jedoch nicht so sehr um die offenen Formen der sich sammelnden Reaktion, sondern viel mehr um diejenigen Zeitgenossen, die deren Geschäfte in Kunst und Literatur unter dem Deckmantel der Geschichte besorgten. Der Geist des Feudalabsolutismus hatte der Gestalt und im Zeitalter des „Sonnenkönigs“ seinen höchsten Gipfel erreicht, ein Abglanz davon war auch auf die höfische Gesellschaft Deutschlands gefallen, und dieser Geist begann nun auch in die Literatur einzudringen. Einer seiner ersten geistvollen Vertreter war Alexander von Ungern-Sternberg, ein fruchtbarer Romanschriftsteller, dessen Publikumserfolg nach der Ansicht von Engels in der Wahl von Stoffen aus dem Leben der Adelskreise vergangener Jahrhunderte begründet war und der demnach bei einem Nachlassen des rein stofflichen Interesses auch aussetzen mußte. In Frankreich mache sich diese Hinwendung zum ancien régime noch stärker geltend, vor allem in einem erneuten Triumph der tragédie

¹²³ Ebenda, S. 557. [Ebenda, S. 441]

¹²⁴ Ebenda, S. 557. [Ebenda]

classique, deren Anblick den Legitimisten vergessen lasse, daß es bereits zwei Revolutionen gegeben hat. An dieser Stelle bezieht Engels um erstmal auch die Literatur des Auslands in seine Betrachtungen ein.

Engels ging jedoch in seiner Suche nach Analogien zwischen französischer und deutscher Literatur noch weiter. Eine solche Analogie war für ihn der auf beiden Seiten sich zeigende philosophische Dilettantismus, Resultat des Eindringens philosophischer Gedankengänge in die Literatur. In Frankreich sei er bei den Enzyklopädisten in Erscheinung getreten und habe alles Dichterische in ihren Werken erschlagen. Der zeitgenössischen deutschen Literatur drohe eine ähnliche Gefahr von seiten der Hegelschen Philosophie, in der einige jungdeutsche Autoren dilettierten. Kühne und Mundt werden als Beispiele genannt, Gutzkow jedoch wird nicht erwähnt, obwohl es auch ihn betroffen hätte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die ursprüngliche Fassung des Artikels auch seinen Namen enthielt; Gutzkow bekannte selbst, er habe regelmäßig die Manuskripte des jungen Engels für den Druck redigiert. – Die Frage stand nun so: Wird die in der Literatur sich geltend machende Hegelsche Philosophie die Dichtung in ähnlicher Weise gefährden wie im Falle der Enzy- [122]klopädisten, bei denen mitunter der Philosoph dem Dichter im Wege stand, oder könnte sich eine Verschmelzung von Dichtung und Philosophie nicht vielleicht gerade als segensreich erweisen und eine Vereinigung von Lehre und Leben bewirken, eine Verbindung der durch Hegel verkörperten Philosophie mit den durch Börne vertretenen modernen Tendenzen?

Natürlich hoffte der junge Engels auf die zweite Möglichkeit. Zum erstmal wurde hier von ihm das Ideal einer Verschmelzung von Philosophie und Leben, Hegel und Börne, formuliert, vorläufig noch in Form einer Frage, deren Antwort jedoch klar war. Immer tiefer lebte er sich in diese Vorstellung ein, vertiefte und verallgemeinerte sie, bis er schließlich in der Verbindung von fortschrittlichem Denken und fortschrittlichem Handeln die Grundvoraussetzung für jeden gesellschaftlichen Fortschritt erkannte. Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir gerade hier Ursprung und Quelle von Engels' späterer Überzeugung sehen, daß die Verbindung von Theorie und Praxis eine Notwendigkeit darstellt, daß ihre Wechselwirkung Voraussetzung für jede planmäßige, fortschrittliche Gesellschaftsentwicklung ist – eine Überzeugung, von der aus es nur noch ein kleiner Schritt zur marxistischen Auffassung des Verhältnisses zwischen Theorie und Praxis ist.

Der in der Themenwahl sich ausdrückenden Flucht in die Zeiten des höfischen Absolutismus stellte Engels eine weitere verkappte Form literarischer Reaktion an die Seite: eine Sprachgestaltung, die ebenfalls an entlegene Zeiten anknüpfte: an die zweite schlesische Schule. Über den Charakter dieser literarischen Richtung war bereits gelegentlich der Beck-Rezension die Rede. Engels nennt auch hier vor allem Beck als den markantesten Vertreter jenes gekünstelten, mit hohl-pathetischen Tropen überladenen Schwulstes. Auch Eduard Duller findet in diesem Zusammenhang Erwähnung, dessen historische Romane Engels, wie wir wissen, sehr gut kannte und die nun mit den schlimmsten Ausgeburten des Barockschwulstes, mit Zieglers „Asiatischer Banise“ und Lohensteins „Arminius und Thusnelda“ auf eine Stufe gestellt werden. Der ungewöhnliche Publikumserfolg Dullers hielt nicht lange vor, und es war in der Tat hauptsächlich sein unverdaulicher Stil, der diesen Schriftsteller sehr bald und mit Recht völlig in Vergessenheit geraten ließ. Freiligrath wird in diesem Zusammenhang nur deshalb erwähnt, weil er vor den Gefahren einer solchen Schreibweise gewarnt und dem modernen Stil wieder zugeführt werden soll.

[123] Die formale Seite des Sprachkunstwerks findet in diesem Aufsatz also eine ebenso eingehende Berücksichtigung wie Stoffwahl und Inhalt. Als Resultat ergibt sich, daß hier sowohl inhaltlich als auch formal eine Wiederbelebung längst überholter Zeiten vorliegt, daß es sich hier um Ausdrucksformen einer verkappten literarischen Reaktion handelt, eines Pendants zur offenen Reaktion von Staat und Kirche. Auch hier lassen sich bereits in Umrissen Züge einer Literaturbetrachtung erkennen, die Erkenntnisse der marxistischen Literaturwissenschaft vorwegnehmen.

Gegen Ende des Artikels findet sich ein ironischer Ausfall gegen die deutsche „Reproduktionsliteratur seit der romantischen Schule“. Beim zwölften Jahrhundert habe man begonnen und sei schon bis ins siebzehnte gediehen: „Dann wird auch wohl Gottsched nicht lange mehr auf sich warten

lassen.“¹²⁵ Engels erkannte also klar die Notwendigkeit, Sprache und Geist der deutschen Literatur zu reinigen und die Sterilität des Epigonentums aller Arten zu überwinden.

Platen

Die Literaturkritik war jetzt für Engels in den Vordergrund seiner Interessen gerückt. Eine Woche nach dem Aufsatz „Retrograde Zeichen der Zeit“ erschien im „Telegraph“ ein weiterer literaturkritischer Artikel von Engels, und zwar über Platen.¹²⁶ Der erste Teil dieses Aufsatzes bringt drei Autoren in wechselseitigen Zusammenhang, deren Ruhm damals einen Höhepunkt erreicht hatte: Immermann, Chamisso und Platen. Jeder von ihnen besitze, so führt Engels aus, neben poetischem Talent in gleichem Maße eine ungewöhnliche Individualität, einen bedeutenden Charakter und eine Verstandeskraft, die in ihren Werken zuweilen mit dem Gefühl kämpfe. Wir sind geneigt, wenigstens bei Chamisso eine wechselseitige Durchdringung und Ergänzung der beiden letzten Elemente anzunehmen, während sie bei den beiden übrigen Dichtern doch wohl oft in einem unaufgelösten Widerspruch zueinander stehen.

Chamissos Name taucht in den späteren kritischen Schriften des jungen Engels nicht mehr auf. Dagegen erschienen einige Monate später zwei selbständige Beiträge, die Immermann, dem Landsmann Engels', gewidmet waren; sie sollen uns weiter unten noch beschäftigen. Im Mittelpunkt des Artikels steht August Alexander Graf von Platen-Hallermünde.

Die Bekanntschaft des jungen Engels mit den Werken Platens ist zum wenigsten so alt wie seine Bremer literarischen Pläne. Er hatte ihn schon in den Briefen aus dem Wuppertal und in der gleichzeitigen Korrespondenz als Autor erwähnt, dessen Bedeutung nach der Julirevolution gewachsen sei. Auch später führte er Platens Komödie „Der romantische Ödipus“ als Muster einer literarischen Travestie an. Platen kam – wie die anderen beiden Autoren, die Engels ihm an die Seite stellte – von der Romantik her, hatte aber früh mit ihr gebrochen.

Der Aufsatz von Engels bietet keinen Überblick über das literarische Werk Platens, sondern ist eher eine Skizze der Persönlichkeit des Dichters. Engels erfaßte das, was an Platen das Besondere war, was ihn von den übrigen Zeitgenossen unterschied. Dabei kamen ihm wieder seine stilistischen Studien zugute, und seine Charakteristik zeigte wiederum die Gültigkeit eines der ästhetischen Grundgesetze: des Zusammenhanges von Inhalt und Form.

Das Grundelement des Dichters Platen ist nach Engels ein großes Übergewicht der Vernunft, der Reflexion über das Gefühl, über die poetische Seite. Platens Phantasie sei der Vernunft untergeordnet: „Daraus entsprang Platens Irrtum, daß er die Produkte seines Verstandes für Poesie hielt.“^{*} Und in der Tat drückt auch seine Lyrik, auch seine Natur- und Liebeslyrik (die sich übrigens in seinem Werk recht selten findet), Gefühle aus, die bereits einer verstandesmäßigen Kontrolle unterworfen worden sind. Volksliedhafte Gedichte finden wir bei ihm so gut wie überhaupt nicht. Damit soll keineswegs die Berechtigung von Gedankenlyrik geleugnet werden, die innerhalb der Dichtung einen legitimen Platz einnimmt.

Wenige Werke der damaligen Zeit bedürfen zum richtigen Verständnis so dringend eines umfangreichen Kommentars wie die manchmal ganz kurzen Gedichte Platens. Ein großer Teil von ihnen ist das Ergebnis komplizierter gedanklicher Vorgänge, dargeboten mit einem ungewöhnlichen Eifer für die Sache, an den der Leser sich erst gewöhnen muß, wenn er einen Autor wie Platen richtig einschätzen will. Aus diesen Voraussetzungen ergibt sich auch die große Wichtigkeit, die Platen der Form beimißt. Er ist Meister in der Handhabung der verschiedensten antiken und romanischen Metren. In seinen ungemein witzigen aristophanischen [125] Literaturkomödien gelingt es ihm, durch Wortfügung und Stil die Opfer seiner Karikatur treffend nachzuahmen. Die Ehrfurcht vor der deutschen Sprache ist eine Form des Patriotismus dieses Dichters, der seine Heimat in der Fremde gefunden hatte und kaum eine Gelegenheit vorübergehen ließ, vor allem den bayrischen Hof zu kritisieren, an den er wider seinen Willen gebunden war.

¹²⁵ Ebenda, S. 66. [Ebenda, S. 31]

¹²⁶ Ebenda S. 67/68. [Ebenda, S. 33–34] – * [Ebenda, S. 34]

Engels schloß die Analyse dieser Dichterpersönlichkeit mit der Feststellung: „Platens literarische Stellung in der öffentlichen Meinung wird sich verändern; er wird weiter von Goethe, aber näher zu Börne treten.“* Diese These läßt sich von verschiedenen Gesichtspunkten aus deuten, die jedoch alle ihre Richtigkeit bestätigen. Wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, meinte Engels, daß eine tiefere Kenntnis der Werke Platens zu dem Ergebnis führen müsse, daß diese Gedichte wegen ihres vorwiegend reflexiven Charakters sich nicht in die Goethe-Nachfolge einordnen lassen. Eine solche Einordnung wäre im Hinblick auf die Form in der Tat „formal“. Deshalb ist er mehr in die Nähe Börnes zu rücken. Seine Stärke liegt in der Reflexion, und diese im wesentlichen unlyrische Haltung ist auch die Börnes, mit dem Platen noch weitere Berührungspunkte hat, zum Beispiel den Sinn für glänzende literarische Satire, die durch Negation große literarische Werke hervorzubringen vermag. Ein weiteres gemeinsames Merkmal beider ist Charakterfestigkeit, vor allem in politischen Fragen. Nach der Revolution von 1830 näherte sich Platen den Anschauungen Börnes noch offensichtlicher durch seinen Freiheitssinn, der sich unter dem Einfluß der französischen und polnischen Ereignisse noch ausgeprägter als bisher zeigte, einmal in den leidenschaftlichen „Polenliedern“ und schließlich in einigen weiteren Gedichten, die ausnahmslos in den Jahren 1831 bis 1835 entstanden: „An einen Ultra“, „An einen deutschen Staat“, „Herrscher und Volk“, „Der künftige Held“, „Kassandra“. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Engels diesen politischen Aspekt im Sinne hatte, als er von einer Annäherung Platens an Börne sprach. Das darf uns freilich nicht dazu verleiten, bei Platen einen politischen Radikalismus Börnescher Observanz zu suchen, mochte er sich auch durch seine liberalen Anschauungen dem Standpunkt des Bürgertums weitgehend genähert haben. Platen war Adeliger und konnte sich trotz aller Unzufriedenheit mit der damaligen Gesellschaftsordnung, die ihre Wurzel vor allem in einer Unzufriedenheit mit dem eigenen Schicksal hatte, nur schwer von den Anschauungen seiner Klasse lösen. Ange-[126]sichts seiner Klassen- und Generationszugehörigkeit ist es um so höher zu werten, daß er für den Verfassungsgedanken und für einige weitere demokratische Ideen eintrat; weiter konnte er nicht gehen. Auch in seiner liberalsten Zeit wechselten freiheitliche Gedichte mit anderen ab, die von Achtung gegenüber gekrönten Häuptern erfüllt sind, etwa „An Franz den Zweiten“ und „An Karl den Zehnten“. Außerdem blieb sicher auch die lebenslängliche materielle Abhängigkeit vom bayrischen Hof nicht ohne Einfluß auf seine politisch-weltanschauliche Haltung.

Was führte Engels zu Platen, dem Dichter einer älteren Generation, warum widmete er gerade ihm eine selbständige literarische Skizze? Es war wohl vor allem das, was Platen Börne ähnlich erscheinen ließ: sein fester Charakter und die im Geiste des Liberalismus fortschrittliche Thematik seiner Gedichte. Auch auf literarhistorischem und literaturkritischem Gebiet fand Engels bei Platen verwandte Anschauungen: Achtung und Ehrfurcht gegenüber den Klassikern, Haß gegen das handwerksmäßige Literatentum der Kotzebue, Claren, Hell und Tromlitz, die sowohl von Platen als auch von Engels in ihren Satiren dem Gelächter preisgegeben worden waren (von Platen in der „Verhängnisvollen Gabel“ und von Engels im „Gehörnten Siegfried“), Liebe zur Muttersprache, zur Volksliteratur, Achtung vor dem einfachen Volk als dem schöpferischen Element einer jeden Nation. Ähnlich war auch die Haltung beider in der Frage des deutschen Nationalismus, gegen den Platen sich auf die humanistischen Vorbilder Herder und Lessing berief.

Interessant ist auch eine weitere, zufällige Parallele, die auf verwandte Züge bei der Lösung religiöser Probleme hindeutet. Der einundzwanzigjährige Platen hatte im Jahre 1817 unter anderen Erstlingsgedichten auch eine Farce „Sieg der Gläubigen“ geschrieben, gerichtet gegen die reaktionäre orthodoxe Theologie und gegen die Offenbarung (allerdings noch nicht gegen Schelling, der ein Freund Platens war und damals noch nicht jenes Stadium reaktionärer Orthodoxie erreicht hatte, das Engels dann später angriff). Auch Engels schrieb als Einundzwanzigjähriger eine Farce mit ähnlicher Thematik („Der Triumph des Glaubens“), die ebenfalls gegen Offenbarungsglauben und kirchlichen Dogmatismus gerichtet war.

Engels gelangte zu einer ähnlichen Einschätzung Platens wie Goethe – ob selbständig oder in Abhängigkeit von Goetheschen Gedanken, läßt sich nicht feststellen. Goethe hatte an Platen gerügt, daß es ihm an Liebe fehle, und gesagt, daß er kein positives Werk hervorbringen könne, weil [127] bei ihm

* [Ebenda]

Negation vorherrschend. Engels machte Platen den Mangel an Gefühl zum Vorwurf, er ging aus von dem verstandesmäßigen Element in den Werken dieses Dichters und folgerte, daß dort, wo die formale Vollkommenheit des Werkes Hauptsache geworden ist, nichts Großes entstehen könne, auch nicht das unsterbliche Werk, nach dessen Schöpfung Platen sich sehne.

Auch Platens Komödien untersuchte Engels, vor allem die beiden bedeutendsten, die Literatursatiren „Die verhängnisvolle Gabel“ und „Der romantische Ödipus“. Von dem zuletzt angeführten Drama hatte Engels bereits in dem Artikel „Die Landschaften“ gesagt, daß Platen hier den Ödipusstoff nur als Staffage für seine Satire benutze, und im zweiten Teil der „Briefe aus dem Wuppertal“ hatte er zwei Verse aus diesem Drama zitiert. „Der romantische Ödipus“ ist vor allem gegen Immermann gerichtet, aus dem Platen einen Vertreter der damaligen literarischen Untugenden machte und dem er den satirischen Namen Nimmermann gab. Da Platen sich jedoch nicht die Mühe genommen hatte, sich mit den Werken und der Persönlichkeit des Angegriffenen bekannt zu machen, verfehlte die Satire bei aller Witzigkeit an sich doch ihren Gegenstand. Auch bei einer Reihe von weiteren literarischen Gestalten, die er in seine Komödie einführte, liegt der Fall ähnlich. Gegen Heine wußte er nichts anderes vorzubringen als Spott über dessen jüdische Herkunft und gab damit seinem Gegner selbst die Waffen in die Hand, die Heine dann im dritten Teil seiner Reisebilder so gut zu führen wußte.

Erst die viel später veröffentlichte Korrespondenz Platens deckte den Grund für die Verschwommenheit seiner literarischen Satire darin auf, daß Platen die Objekte seines Angriffs gar nicht gekannt hatte. Er forderte nämlich von seinen Freunden und Bekannten Nachrichten über sie, weil er, wie er selbst zugab, von ihnen nichts gelesen hatte. Engels fühlte diesen Mangel der Platenschen Satire richtig heraus: „... man wird die Polemik seiner Komödien größtenteils unberechtigt finden.“^{*} Deshalb hinderte ihn auch nicht einmal die persönliche und literarische Feindschaft zwischen Platen und Immermann daran, beide auf Grund einer Reihe von gemeinsamen Zügen nebeneinanderzustellen.

Das Lebenswerk Platens war nach dessen Tod beinahe in jedem Blatt, das auf seinen literarischen Ruhm etwas hielt, gewürdigt worden. Bei zahlreichen Rezensenten fand sich das Urteil, daß das Reflexive bei Platen das Lyrische überwiege. Engels ging jedoch in seinem Artikel weiter. [128] Er verwies auf den direkten Zusammenhang zwischen diesem Zug der Dichtungen Platens und ihrer formalen Makellosigkeit, die sich in den Vordergrund dränge und den Gehalt des Werkes unterdrücke. Weiterhin folgerte er daraus, daß ein solches Verhältnis zwischen Inhalt und Form kein großes dichterisches Kunstwerk hervorbringen könne, denn die Kräfte, die fast ausschließlich auf die Form konzentriert seien, reichten dazu nicht aus.

Aus dieser Einschätzung eines konkreten Falles läßt sich ein weiterer wichtiger Grundsatz der marxistischen Ästhetik ableiten, der hier schon in seinem Kern enthalten ist: Die Ablehnung aller rein formalistischen Richtungen, die mit wahrhaft großer Kunst unvereinbar sind. Die Frage, ob hierher auch Platens Werk zu einem Teil zu rechnen ist, kann hier nicht weiter erörtert werden.

Joel Jacoby

Die Studie über Platen gehört zu einer ganzen Reihe von literaturkritischen Arbeiten. Eine zweite Reihe von politisch aggressiverem Charakter hatte mit den beiden Teilen der „Briefe aus dem Wuppertal“ begonnen und in dem Artikel „Retrograde Zeichen der Zeit“ eine Fortsetzung erfahren. An diesen knüpfte nun ein weiterer im April 1840 im „Telegraph“ unter dem Pseudonym Friedrich Oswald erschienener Artikel an: „Joel Jacoby“. Dieser Schreiberling hatte bereits mehrmals die Farben gewechselt, war schließlich bei der äußersten, katholisch orientierten Rechten gelandet und unter anderem auch Regierungsspitzel geworden. Engels nahm ihn anlässlich des neuen Buches „Kampf und Sieg“ aufs Korn, das bereits im Januar 1840 im „Telegraph“ (Nr. 9) angekündigt worden war. Engels hatte für Buch und Autor harte, kritische Worte. Er sprach von dem unsinnigen Chaos im Kopfe dieses geborenen Denunzianten, das sich in verworrene Vorstellungen und einer noch verworreneren Sprache zeige. Jacoby sei ein Halbwahnsinniger und ein Beispiel dafür, wie weit extremer Haß gegen das freie Denken sich verirren kann.

* [Ebenda]

Das Buch von Joel Jacoby ist in der Tat ein Durcheinander von unsinnigen pathetisch-erhabenen Phrasen, einander widersprechenden Behauptungen, gehässigen Anwürfen gegen die junge literarische Generation, [129] gegen die Junghegelianer, gegen revolutionäre und fortschrittliche Gesinnung überhaupt. Seine Ausdrücke bewegen sich etwa auf folgender Ebene: „... jüngst sah ich eine Bestie, die trieb Philosophie.“¹²⁷ oder: „Braut einen Trank von Gotteslästerung, von Teufelsfratzen, nennt dies Philosophie.“¹²⁸ Rettung vor der neuen Zeit suchte er in der katholischen Kirche, aber selbst Rom schien ihm keine volle Garantie geben zu können: „Ich *sehe* keine Rettung, darum glaub’ ich sie.“¹²⁹ Sein Haß gegen den Fortschritt und seine Angst vor der Revolution kommen am stärksten in dem Kapitel „Die Kirche und die Revolution“ zum Ausdruck. Auf S. 40 heißt es da: „Eh’ sinkt Europa in das Meer, eh’ *eine* Säule wankt der Kirche“, aber auf S. 102 jammert er: „Unsre Säule wanket, keine neue grüßt.“

Engels hätte sich keine geeignetere Gestalt wählen können, um die Ohnmacht der reaktionären Publizistik darzustellen, als gerade den ängstlich stammelnden Jacoby, der selbst zugab, einst fortschrittlich gewesen zu sein, nun aber verkündete, die Schrift „Kampf und Sieg“ sei nur eine „Vorläuferin meiner ausführlichen Bekehrungsgeschichte ...“¹³⁰ Die Kritik des jungen Engels war vernichtend und völlig am Platze. Seine Hinweise auf die Unsinnigkeit des Inhalts ergänzte Engels durch eine Formanalyse. Die chaotischen Gedanken seien auch von Einfluß auf Jacobys Stil, stifteten Verwirrung im sprachlichen Ausdruck, durch den einander widersprechende Begriffe künstlich zusammengezwungen würden.

Der Artikel „Joel Jacoby“ führt in Engels’ Schaffen eine neue, auch später gern angewandte Form ein: die Polemik gegen die Reaktion in Gestalt einer vernichtenden, allseitigen Kritik von Leben und Werk des Gegners. Es handelt sich hier um einen bescheidenen Vorläufer jener großen Reihe berühmter Polemiken, an deren Anfang die „Heilige Familie“ und die „Deutsche Ideologie“ stehen und die dann im „Anti-Dühring“ ihren Gipfelpunkt erreicht. [130]

Kampf gegen den Adel

In die gleiche Reihe gehört ein ebenfalls im April 1840 im „Telegraph“ unter dem gleichen Pseudonym veröffentlichter Artikel mit dem Titel „Requiem für die Deutsche Adelszeitung“. Die „Zeitung für den Deutschen Adel“, wie ihr vollständiger Name lautete, erschien in Leipzig seit Beginn des Jahres 1840 und hielt sich vier Jahre. Ihr Herausgeber war bis 1842 L. von Alvensleben, über den Engels sich nicht nur hier, sondern auch in dem Artikel über Arndt lustig machte. Redakteur war der romantische Dichter Fouqué. Im September 1839 lesen wir im „Telegraph“ Nr. 144 eine mit L. W. (Ludwig Wihl) gezeichnete Notiz folgenden Wortlauts: „Das hat uns noch gefehlt: eine Zeitung für den deutschen Adel! und an den Telegraphen muß endlich gar die freundliche Bitte gestellt werden, sie dem Publikum zu empfehlen ... tote Wappen und zerbrochene Helme ... Die Zeit hat aufgehört und wird, trotz Görres und der Klöster in Bayern nicht wieder zurückkehren ...“ Im Januar 1840 erschien die erste Nummer, und im April reagierte Engels mit seinem Artikel auf ein Gerücht von ihrem Eingehen. Er machte sich hier über die Blaublütigkeit des deutschen Adels lustig, über dessen Standesdünkel. Er bewies die anachronistische Unsinnigkeit von Bestrebungen, den mittelalterlichen Feudalismus zu erneuern, die Aussichtslosigkeit eines Kampfes gegen die Zeitideen, gegen die Bestrebungen der Demokratie, eines Kampfes der Vergangenheit gegen die Gegenwart. Diese Grabrede, die nicht nur der Adelszeitung, sondern dem Adel als Stand galt, sprüht von geistreichen satirischen Wendungen. Engels war hier der Sprecher aller der Stände, die zum Adel in Opposition standen: der Bürger, der kleinen Handwerker und der Bauern. Ironisch kommentierte er Fouqués Geleitwort zur ersten Nummer der Adelszeitung, in dem von den Standesunterschieden und einer Auffrischung des blauen Blutes durch Angehörige anderer Stände die Rede ist.

Der Aufsatz ist bedeutsam nicht nur als Äußerung der politischen Haltung des jungen Engels zum Adel, sondern auch als literarisches Produkt, als Vorbild für eine kämpferische politische Satire.

¹²⁷ Franz Karl Joel-Jacoby: Kampf und Sieg, Regensburg 1840, S. 90.

¹²⁸ Ebenda, S. 106.

¹²⁹ Ebenda, S. 116.

¹³⁰ Ebenda, S. III.

Das Requiem, das Engels der Adelszeitung gesungen hatte, war etwas verfrüht. Sie stellte ihr Erscheinen noch nicht ein. Der Abdruck des Requiems war in den Nummern 59 und 60 des „Telegraph“ (April 1840) erfolgt. In Nummer 73 (Mai 1840) wurde eine nicht unterzeichnete Notiz [131] der Redaktion eingerückt: „Wir nehmen um so weniger Anstand, nachfolgender Erklärung eine Stelle in unserm Blatte zu geben, als wir uns aus einem Subskriptionsverzeichnis auf die Zeitung für den deutschen Adel überzeugt haben, daß dieselbe wirklich viel Anklang bei den Betheiligten gefunden hat. Die Red.“ Darauf folgte eine Erklärung des Verlegers der Adelszeitung: „*Erklärung*. In Widerlegung des ‚Requiems‘, welches Herr Friedrich Oswald der Zeitung für den deutschen Adel in Nr. 59 und 60 dieses Bl. gesungen hat, diene allen Lesern jenes Aufsatzes die Nachricht, daß die Adelszeitung seit ihrem Beginn fortwährend mit der größten Regelmäßigkeit erschienen ist und auch fortwährend ebenso regelmäßig erscheinen wird. Heinrich Franke als Verleger der Zeitung für den deutschen Adel.“ Ein weiteres Nachspiel hatte der Artikel noch im Juni des gleichen Jahres in Nr. 92 des „Telegraph“: „In den humoristischen Blättern liest man folgendes Epigramm vom Herausgeber Herrn von Kobbe:

Daß verstarb die Adelszeitung
Traun! gereicht ihr nicht zum Tadel,
Denn ihr Mangel an Verbreitung
Zeugt jetzt vom wahren Adel.

Da dieses Epigramm, wie eine Note besagt, sich an eine bereits vom Telegraphen widerrufenen humoristische Todesanzeige anlehnt, so müssen wir erklären, daß der eine Umstand, daß die Adelszeitung sehr viel Absatz gefunden, demselben die Spitze abgebrochen hat. Soviel merkt man, Herr von Kobbe ist, obgleich ein Adeliger, kein Abonnent der Adelszeitung.“ Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich hinter dieser anonymen Notiz Engels als Autor verbirgt. Schon weniger wahrscheinlich ist es bei einer weiteren Notiz, die ebenfalls das Requiem von Engels betrifft und in Nr. 94, ebenfalls im Juni, erschien: „Es liegt uns eine Subscribentenliste der von uns unverdienterweise für verblichen erklärten Adelszeitung vor. Bedeutende Namen, Unmittelbare und Mediatisirte, stehen an der Spitze. Zwischen dem Grafen von Attems und dem Erbschenk von Behr nimmt sich F. Becker, Candidat in Copenhagen, sehr wunderlich aus. Zwischen dem Herrn von Bonin und dem Freiherrn von D. Busche-Hünefeld stellt sich auch die *Bürger-Ressource* in Schwerin recht artig hin. Auch der ultrakatholische Rath Schlosser aus Stift Neuburg bei Heidelberg ist Abonnent der Adelszeitung. In Berlin sind darauf abonirt: Prinz Wilhelm, Bruder Sr. Majestät des Königs, der Hofmarschall [132] Sr. Hoheit, Freiherr von Guretzky-Comitz, und Herr von Zedlitz-Neukirch.“ Ob Engels nun der Verfasser dieser Notizen war oder nicht, eins ist sicher: Die von Oswald geschriebenen Artikel erregten Aufmerksamkeit bei Freund und Feind, man konnte sie nicht mehr übersehen.

Das Junge Deutschland

Bisher hatte Engels überwiegend im „Telegraph“, Gutzkows jungdeutscher Zeitschrift, veröffentlicht. Zu Anfang des Jahres 1840 begann er sich nach anderen Möglichkeiten umzusehen, nicht nur, um einen breiteren Leserkreis zu gewinnen, sondern auch wegen seiner Vorbehalte gegen Gutzkow. Eine eingehende Studie über das Junge Deutschland, an der er arbeitete, wollte er, um eventuelle Eingriffe Gutzkows zu vermeiden, in einem anderen Blatt veröffentlichen. Er wählte für diesen Zweck die Braunschweiger „Mitternachtzeitung für gebildete Leser“ und veröffentlichte dort einen längeren Artikel unter der Überschrift „Modernes Literaturleben“. Ehe wir uns jedoch dieser neuentdeckten Arbeit des jungen Engels zuwenden (sie fehlt sowohl in der MEGA als auch in neueren Ausgaben der Schriften von Marx und Engels), müssen wir sein Verhältnis zum Jungen Deutschland, wie es sich von den Anfängen seiner literarischen Laufbahn an herausgebildet hatte, etwas eingehender untersuchen. Es handelt sich hier um eine der grundlegenden Fragen für das Verständnis der Entwicklung des jungen Engels, ein Problem, das flüchtig bereits in der Einführung erwähnt wurde.

In seiner Heimatstadt hatte Engels keine Gelegenheit gehabt, die Literatur des Jungen Deutschland kennenzulernen. Nach seiner Übersiedlung nach Bremen holte er in dieser Hinsicht nach, was sich nachholen ließ. Sein erstes Urteil über das Junge Deutschland, das 1839 längst keine geschlossene Gruppe mehr bildete, war ablehnend. Es bezog sich vor allem auf die Leipziger und Berliner Autoren,

denen willkürliche Entstellung der Wirklichkeit, gewaltsame Jagd nach Parallelen zur Moderne, verschwommene Vorstellungen, Vermischung der literarischen Gattungen (ein Erbe der Romantik) und andere nicht gerade schmeichelhafte Züge vorgeworfen wurden. Nur Gutzkow hielt er für annehmbar und distanzierte ihn von den übrigen. Das war sein Urteil vom Januar 1839. In Ermangelung anderer literarischer Möglichkeiten, die wenigstens annähernd [133] seinen Vorstellungen entsprochen hätten, begann Engels sich eingehender mit dem Jungen Deutschland zu befassen. Im April schrieb er im zweiten Teil der „Briefe aus dem Wuppertal“: „Das junge Deutschland kennt niemand in seiner literarischen Bedeutung; es gilt für eine geheime Verbindung, etwa wie die Demagogie, unter dem Vorsitze der Herren Heine, Gutzkow und Mundt.“¹³¹ Dieser Satz verführte wahrscheinlich Dr. Runkel, den Chefredakteur der „Elberfelder Zeitung“, der gegen den Inhalt der „Briefe aus dem Wuppertal“ aufgetreten war, zu der Meinung, daß Engels selbst zu den jungdeutschen Literaten gehöre. In seinem offenen Brief an Dr. Runkel antwortete Engels: „Daß Sie mich einen Jungdeutschen nennen, kann mir gleichgültig sein, da ich weder die Vorwürfe, die Sie der jungen Literatur machen, anerkenne, noch zu ihr zu gehören die Ehre habe.“¹³²

Wir können deshalb mit Sicherheit annehmen, daß Engels geistig dem Jungen Deutschland näher getreten war, und zwar ohne die Vorbehalte, die er zunächst noch gegen dessen literarische Qualitäten gehabt hatte. Diese Wandlung in der Haltung des jungen Engels ist vor allem dadurch zu erklären, daß das Junge Deutschland damals die einzige oppositionelle und zudem auch junge, mit dem Lösungswort „Jugend“ in die Literatur eintretende literarische Richtung auf deutschem Boden war, die einzige ernster zu nehmende Gegenkraft gegen die kirchliche und staatliche Reaktion. Engels hatte bis dahin noch keine radikalere Gruppe gefunden, zu der er sich hingezogen gefühlt hätte. Deshalb verbündete sich sein jugendlicher Sturm und Drang für einige Zeit mit den verfolgten Jungdeutschen. In der Zeit der Veröffentlichung des zweiten Teils der „Briefe aus dem Wuppertal“ sandte Engels seinem Freund Friedrich Graeber einen Aufriß der zeitgenössischen Literatursituation. Interessant daran ist, daß er hier der Julirevolution von 1830 einen entscheidenden Anteil an der literarischen Entwicklung zuschrieb. Diese Revolution habe eine Reihe von älteren Dichtern (Lenau, Anastasius Grün, Rückert, Platen, Immermann) mit neuer Kraft erfüllt. Darüber hinaus sah Engels jedoch auch in der Julirevolution einen Grund für die Entstehung des Jungen Deutschland, für dessen Väter er in Übereinstimmung mit anderen Heine und Börne hielt. Auch die Gedanken dieser beiden Vorläufer habe erst die Revolution zu allgemeiner Bedeutung erhoben und ihre revolu-[134]nären Träume in die Praxis umgesetzt. Neben Heine und Börne sei dann eine neue Dichtergeneration getreten, die ihre Aufgabe in einer wechselseitigen Annäherung von Literatur und Leben gesehen habe: vor allem Gutzkow, dann auch Mundt, Kühne, Wienbarg, Laube, Wihl, Schücking, Beurmann, Dingelstedt und andere. Die Bezeichnung Junges Deutschland habe als erster Gutzkow verwendet, allerdings zunächst nur in Privatbriefen; für die Öffentlichkeit sei dann Wienbarg der Pate der neuen Bewegung geworden, vor allem durch seine „Ästhetischen Feldzüge“, die er dem Jungen Deutschland gewidmet hatte.

Wir sehen hier, wie Engels bereits damals bemüht war, Zusammenhänge zwischen gesellschaftlichem und literarischem Geschehen herzustellen, daß er – wenn auch vorläufig noch instinktiv – bei denjenigen Elementen, die später die marxistische Terminologie in dem Begriff Überbau zusammenfaßte, die Abhängigkeit von der gesellschaftlichen Basis nachzuweisen versuchte.

Dem Jungen Deutschland, einer Gruppe, die, wie Engels richtig hervorhob, mehr in ihren Absichten als in deren Verwirklichung einigen Sinnes war, waren erbitterte Feinde in der „Evangelischen Kirchen-Zeitung“ und in dem einstmals ebenfalls fortschrittlichen Publizisten Wolfgang Menzel erstanden, der befürchtet hatte, die junge Generation könnte sein literaturkritisches Monopol durch die Gründung einer neuen Zeitschrift (der „Deutschen Revue“) brechen, die eine gefährliche Konkurrenz für sein Literaturblatt hätte werden können. Menzel wurde Denunziant und bezichtigte, von der Reaktion bereitwillig sekundiert, das Junge Deutschland unsittlicher und revolutionärer Tendenzen. Diese Anschuldigung bewirkte unter anderem das Verbot der jungdeutschen Literatur und die Verfolgung alles

¹³¹ Marx/Engels: Werke, Bd. 1, S. 428.

¹³² MEGA, I/2, S. 42. [MEW, Bd. 41, S. 8]

dessen, was den Stempel der jungen literarischen Generation trug, vor allem in denjenigen Staaten, die Hochburgen der Reaktion waren, also in Preußen und den von ihm abhängigen Ländern. Engels wies diese denunziatorischen Anschuldigungen zurück und grenzte von seinem damaligen Standpunkt aus den Bereich der Ideen und Ziele des Jungen Deutschland ab: Das Junge Deutschland erstrebe die Eringung und Sicherung der natürlichen Rechte des Menschen und dessen Befreiung von Unterdrückung in ihren verschiedensten Formen: von Religionszwang (Forderung nach Toleranz), von gesellschaftlicher Ungleichheit (Forderung nach Emanzipation der Frauen und der Juden), von Rechtlosigkeit (Forderung nach einer Verfassung), von Standesprivilegien (Forderung nach Beseitigung der Vorrechte des Adels). Diese Verteidigung der „Zeitideen“, wie sie vom Jungen Deutschland programmatisch genannt wurden, zeigt uns die wahren Gründe, aus denen Engels sich im April 1839 zum Jungen Deutschland bekannte: „Was soll ich armer Teufel nun anfangen? Für meinen eigenen Kopf fortochsen? Hab keine Lust. Loyal werden? Pfui Teufel! Mich an die sächsische Mittelmäßigkeit halten – ugittugitt (o Gott, o Gott, hiesiger Ausruf des Ekels). Also ich muß ein junger Deutscher werden, oder vielmehr ich bin es schon mit Leib und Seele.“ Eine bessere Bestätigung seiner fortschrittlichen und freiheitlichen Neigungen konnte Engels in dieser Übergangszeit nirgends finden. Engels fand sich mit den Jungdeutschen in Haß und Spott gegen „Obskuranten in Mönchskapuze und im Hermelin“ zusammen. Trotzdem jedoch gab er seine Vorbehalte gegen das Junge Deutschland nie völlig auf, auch nicht in der Zeit seiner größten Annäherung: „Aber von ihren Floskeln: Weltschmerz, welthistorisch, Schmerz des Judentums etc. halte ich mich fern, denn die sind jetzt schon veraltet.“¹³³

Im Frühjahr 1839 waren die „Zeitideen“ ein Lieblingsthema des jungen Engels. Ebenso wie er es bei Friedrich getan hatte, so setzte er nun auch Wilhelm Graeber auseinander, daß er sich dieser Richtung angeschlossen habe: „Daß mein Geist dem ‚Jungen Deutschland‘ zuneigt, wird der Freiheit nicht schaden; denn diese Schriftstellergruppe ist nicht wie die romantische, demagogische Schule usw. eine geschlossene Gesellschaft, sondern sie wollen und versuchen, daß die Ideen unseres Jahrhunderts, die Emanzipation der Juden und der Sklaven, der allgemeine Konstitutionalismus und andere gute Ideen in Saft und Blut des deutschen Volkes eindringen. Da diese Ideen von der Richtung meines Geistes nicht fern sind, warum soll ich mich von ihnen trennen?“¹³⁴ Gegenüber der vorhergehenden Formulierung sind hier offensichtlich die Prinzipien des Kampfes gegen die kirchliche Reaktion zusammengefaßt unter dem Begriff der „übrigen guten Ideen“. Darüber hinaus ist hier auch von der „Befreiung der Sklaven“ die Rede, eine Vorstellung, die ebenso nebelhaft ist wie alle übrigen jungdeutschen Lösungsworte. In einem weiteren Brief sieht Engels im Jungen Deutschland eine bestimmte Richtung, deren Vertreter systematisch um Freiheit kämpfen und die freigeistigen Bestrebungen vergangener Jahrhunderte zu erfüllen suchen. In einem [136] Brief vom Juni 1839 finden sich einige karikierende Zeichnungen, Personifikationen jungdeutscher Schlagworte, Ausdruck einer gewissen Selbstironie des jungen Engels: Weltschmerz; moderne Zerrissenheit; Frauenemanzipation; Zeitgeist; Emanzipation des Fleisches; der noble, moderne Materialismus.¹³⁵ Im Juli 1839 nahm er Stellung gegen die Bemühungen der „Evangelischen Kirchen-Zeitung“, die Straußsche Religionskritik mit der jungdeutschen Haltung zu Religion und Kirche zu identifizieren. Er brachte sie in Verbindung mit der Lehre Schleiermachers, dem Mundt und Gutzkow mit ihren religiösen Zweifeln entschieden stärker verpflichtet seien. Im gleichen Monat sandte er den Brüdern Graeber das Gedicht „Deutsche Julitage 1839“¹³⁶, geschrieben in radikal jungdeutschem Geist. Das Junge Deutschland wird hier „Königin der deutschen modernen Literatur“ genannt und gegen die Anwürfe seiner Feinde in Schutz genommen. Politisch rechnete er das Junge Deutschland zum radikalen Liberalismus, zu dem er sich auch selbst hingezogen fühlte.

¹³³ Ebenda, S. 504. [Ebenda, S. 367]

¹³⁴ Ebenda, S. 516. [Ebenda, S. 389] (Im Original lateinisch.) – „Meam quidem mentem ad juvenilem Germaniam se inclinare, haud nocebit libertati; haec enim classis scriptorum non est, ut schola romantica, demagogia, et cett, societas clausa, sed ideas saeculi nostri, emancipationem judaeorum servorumque, constitutionalismum generalem aliasque bonas ideas in succum et sanguinem populi Teutonici intrare volunt tentantque. Quae quum ideae haud procul sint a directione animi mei, cur me separare?“

¹³⁵ Ebenda, S. 524. [Ebenda, S. 399]

¹³⁶ Ebenda, S. 533/534. [Ebenda, S. 410–411]

Bemerkenswert ist Engels' Auffassung des Begriffes „Zeitgeist“, wie sie in den Briefen an die Brüder Graeber entwickelt wird. Engels bewies ihnen, daß die Ansicht, die jungdeutschen Literaten hätten sich diesen Zeitgeist selbst ausgedacht und seien nun bemüht, ihn zu propagieren, unrichtig ist. Er setzte ihnen auseinander, daß der Zeitgeist vielmehr unabhängig von seinen Vertretern existiere, auf Grund objektiver Bedingungen entstanden und vom Jungen Deutschland nur ins Literarische umgesetzt worden sei. Seine Auffassung des Zeitgeschehens tendierte also schon damals in gewissen Teilfragen zum Materialismus, obwohl er noch ein begeisterter Anhänger der Hegelschen Idee des Weltgeistes war.

Im Oktober 1839 empfahl er seinen Freunden wärmstens, in der neu eingerichteten Lesehalle die gesamte zugängliche jungdeutsche Literatur zu lesen, und nannte ihnen einige Werke, die sie besonders beachten sollten. Von der Analyse und Charakteristik des jungdeutschen Stils, dem Engels in der gleichen Zeit seine Aufmerksamkeit zuwandte, war bereits die Rede. Hier war er bemüht, das stilistisch Beste, was ältere und neuere Literatur zu bieten hatten, auszuwählen, sich anzueignen, um auf diese Weise sich zu einem überdurchschnittlichen Prosastil heranzubilden. Besonders sagten ihm Satire, Ironie und Humor zu, die seinem polemischen Naturell die weitesten Möglichkeiten zu bieten schienen.

[137] Alle diese angeführten Urteile über das Junge Deutschland sind, mit Ausnahme der angeführten Bemerkung aus den „Briefen aus dem Wuppertal“ und aus der Duplik an Dr. Runkel, private Äußerungen. Im Februar 1840 nahm er in dem Artikel „Retrogade Zeichen der Zeit“ zum erstenmal ausführlicher öffentlich Stellung zu einigen jungdeutschen Autoren, denen er eine dilettantische Hegelei vorwarf, deren einziger Effekt es sei, die Unverständlichkeit ihrer Werke zu erhöhen.

Die Absicht des jungen Engels, sich ohne Einschränkung und ohne Rücksicht auf redaktionelle Bedenken über das Junge Deutschland auszusprechen, ließ sich im „Telegraph“ nicht verwirklichen. Engels benutzte als Organ dafür die Braunschweiger „Mitternachtzeitung für gebildete Leser“ (früher Mitternachtsblatt), die ursprünglich unter der Leitung von A. Müllner gestanden hatte. Die Redaktion des Blattes hatte dann später in verschiedenen Händen gelegen. Unter Heinrich Laube hatte sich das Niveau des Blattes etwas gehoben. Sein Nachfolger war der oberflächliche und anrühige Literat Brinckmeier geworden, mit dem auch Engels Unstimmigkeiten hatte. Im April 1840, also bald nach der Veröffentlichung jenes Artikels von Engels in der „Mitternachtzeitung“, findet sich im „Telegraph“ (Nr. 64) folgende Notiz: „Seit die Mitternachtzeitung in den Verlag des Buchhändlers Meyer gekommen ist, nimmt man an ihr eine größere Mannigfaltigkeit der Materialien wahr. Sie ist eine der wenigen deutschen Zeitschriften, die noch auf eine unparteiische, allem Coteriewesen entfernte Stellung etwas geben. Sie verdient in ihrem neuen Aufschwunge die lebhafteste Unterstützung.“ Ob zwischen Engels' Beitrag für die „Mitternachtzeitung“ und der vorstehenden Notiz ein Zusammenhang besteht, läßt sich nicht feststellen. Oberflächliche Lobeserhebungen von Blättern verwandter Tendenz waren damals an der Tagesordnung. Der „Telegraph“ selbst bringt über die „Mitternachtzeitung“ mehrere. Vielleicht stammte die Notiz aus der Feder von Gutzkows Redaktionsgehilfen Ludwig Wihl, der auch Korrespondent der „Mitternachtzeitung“ war. Wie aus einem Brief vom 2. Juli 1840 an Levin Schücking hervorgeht, war sich Engels durchaus nicht sicher, wie Gutzkow seine kritischen Beiträge in diesem Blatt aufnehmen würde.

Engels plante wahrscheinlich für die „Mitternachtzeitung“ eine ganze Serie von Artikeln, die nach und nach die einzelnen Probleme des Jungen Deutschland erörtern sollten. Erschienen sind bloß die ersten zwei, dann brach Engels die Beziehungen zur „Mitternachtzeitung“ wegen Honorar-[138]streitigkeiten mit Brinckmeier ab. Der Haupttitel beider Beiträge von Engels lautet „Modernes Literaturleben“, gezeichnet sind sie mit dem Pseudonym Friedrich Oswald. Aus dem weiten Bereich dieses Themas griff Engels vor allem diejenigen Fragen heraus, in denen er mit der herrschenden Meinung nicht übereinstimmte und zu denen er seinen eigenen Standpunkt darlegen wollte. Der erste Teil beschäftigte sich mit „Karl Gutzkow als Dramatiker“ und erschien in vier Fortsetzungen im März 1840.¹³⁷

¹³⁷ Abgedruckt in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 1960, Heft 1, S. 99–108. [MEW, Bd. 41, S. 35–45]

Gutzkow war einer der modernen Schriftsteller, die mit dramatischen Ambitionen auftraten. Die Stücke, mit denen Gutzkow den größten Publikumserfolg hatte, schätzte Engels weniger als andere, die im wesentlichen ohne sichtbare Wirkung geblieben waren. Aus diesem Grunde machte er auch dieses Problem zum Thema der ersten einer ganzen Reihe von geplanten Studien über das Junge Deutschland. Die Tatsache, daß Gutzkow auch nach der Veröffentlichung dieses Aufsatzes Beiträge des jungen Engels in sein Blatt aufnahm, läßt vermuten, daß er den Standpunkt des jungen Kritikers akzeptierte und dessen kritischen Vorbehalten mit Wohlwollen begegnete. Eine eingehendere Analyse dieses Beitrages wird Gegenstand späterer Untersuchungen sein, an dieser Stelle geht es vor allem um die Gesamthaltung des jungen Engels zur Moderne.

Für den zweiten Teil seiner jungdeutschen Studien hatte sich Engels ein brennendes Problem gewählt, das weitgehend typisch für das Junge Deutschland war. Er trug den Titel „Moderne Polemik“ und erschien im Mai 1840 in fünf Fortsetzungen auf 16 Seiten der „Mitternachtzeitung“.¹³⁸

Einleitend knüpft Engels an seine Stilstudien an und bezieht sich dabei auf einen von Ludwig Wihl im „Telegraph“ (Nr. 3) veröffentlichten Artikel: „Haben wir einen modernen Stil?“ Er lehnt Wihls Ansicht von der Zufälligkeit der charakteristischen Merkmale des modernen Stils ab und verweist in prägnanten, zum Teil von Börne beeinflussten Formulierungen auf die Gesetzmäßigkeit der Entstehung neuer Ausdrucksformen, auf den Entwicklungszusammenhang mit vorangegangenen literarischen Etappen. Die dialektische Entwicklung der deutschen Prosa führe von naiver Unmittelbarkeit bis zur höchsten Vernunfthöhe sprachlichen Ausdrucks bei Goethe und zu deren Antithese in der phantastischen Stim-[139]mungskunst Jean Pauls. In Börne, an dessen Gedanken diese typologische Unterscheidung anknüpft, sieht Engels den Ansatz zu einer Vereinigung beider Elemente auf einer höheren Stufe, doch habe bei ihm die Komponente der Vernunft noch das Übergewicht; eine Ergänzung nach der Seite des Poetischen hin sei erst durch Heine erfolgt. Das Junge Deutschland sei mit seinem „modernen“ Stil legitimer Erbe und Fortsetzer dieser Entwicklung. Die wechselseitige Durchdringung von Verstand und Phantasie finde in ihm ihre Verkörperung in der Einheit von Poesie und Kritik. Dieses Merkmal, das Engels als grundlegend für den modernen Stil bezeichnete, war ein Charakterzug seiner eigenen Prosaschriften, ein Wesensmerkmal seines eigenen Stils, zu dem er sich durch Analysen von Prosastücken aus den verschiedensten Entwicklungsphasen der deutschen und der ausländischen Literatur herangebildet hatte. Er verwendete ihn bewußt mit der Absicht, sich dadurch der jungdeutschen Generation anzuschließen. In jeder seiner Literaturkritiken gibt es Stellen poetischen Charakters, andererseits weisen seine Erzählungen und Reisebilder, ja sogar seine Gedichte kritische Seitenhiebe oder wenigstens einen kritischen Unterton auf.

Wenn wir diese Betrachtungen des jungen Engels über die Entwicklung der deutschen Literatursprache richtig einschätzen wollen, dann müssen wir seine Voreingenommenheit für das Junge Deutschland berücksichtigen, für das er die verschiedensten positiven Werte aus dem literarischen Erbe der Vergangenheit in Anspruch nahm. Später, als er sich davon überzeugen mußte, daß sich zwischen den Absichten und den Ergebnissen der Jungdeutschen eine ständig breiter werdende Kluft aufgetan hatte, gelangte er von selbst dazu, seine Ansichten zu revidieren.

Jeder jungdeutsche Autor hat einmal Literaturkritiken geschrieben. Es ist dies ein typisches Merkmal dieser literarischen Bewegung, das unter anderem seine Gründe in der Stellung des Jungen Deutschland hatte, mußte es sich doch als literarische Erscheinungsform eines mehr oder weniger radikalen bürgerlichen Liberalismus in einer Zeit der verstärkten Reaktion seiner Haut wehren. Nicht nur der Stil, auch das Thema forderte von der modernen Literatur eine kritische Haltung zu den Zeitfragen, denen diese Autoren keineswegs aus dem Wege gingen. Das Junge Deutschland konnte angesichts der herrschenden Bedingungen keine Schule, keine einheitliche literarische Gruppe bilden, die nach einem gemeinsamen Programm der Öffentlichkeit gegenüber hätten einheitlich [140] auftreten können. Das einzige einigende Band war die Gemeinsamkeit der Ziele, und auch die war nicht immer gegeben. Über die Wege, auf denen man zu diesen Zielen gelangen sollte, herrschten jedoch die größten Meinungsverschiedenheiten. Das brachte es mit sich, daß die Angehörigen der Moderne ihre

¹³⁸ Ebenda, S. 109–122. [Ebenda, S. 45–58]

kritischen Waffen nicht nur gegen den äußeren Feind anwandten, sondern auch im Kampf gegeneinander führten. Diese Kritik überschritt sehr oft die Grenzen einer innerfraktionellen Auseinandersetzung und ging in eine – zuweilen auch persönliche – Polemik über.

Diese jungdeutsche Polemik ist das zentrale Thema des zweiten Aufsatzes von Engels in der „Mitternachtzeitung“. Kaum drei Jahre nach jenem berüchtigten Beschluß des deutschen Bundestages, der fünf zeitgenössische Schriftsteller zu einer angeblich konspirativen Gruppe zusammengefaßt hatte, die die bestehende Gesellschaftsordnung bedrohe, war die bis dahin latente wechselseitige Feindseligkeit ihrer Mitglieder offen zum Ausbruch gekommen. Von der Zeit an hatte sich die Polemik in literarischen Zeitschriften und in Einzelschriften beziehungsweise in deren Vor- oder Nachworten in ungeahntem Ausmaß entfaltet. Auf diese Weise traten die inneren Widersprüche politischer und ästhetischer Art, gefördert durch den zersetzenden Einfluß eines von allen Seiten ausgeübten Drucks, schließlich offen zutage, und die anscheinend einheitliche Gruppe zerfiel in einzelne Fraktionen und Persönlichkeiten. Engels sah in diesem Sachverhalt positive und negative Seiten: Einerseits störe diese Polemik die literarische Entwicklung und den Reifungsprozeß einzelner Talente durch das Hineintragen persönlicher Sympathien und Antipathien in die Literatur. Andererseits jedoch werde dadurch eine einseitige Beschränktheit überwunden, die durch die Gruppenschablone drohe, und der Zerfall der Vereinigung in einzelne schöpferische Individualitäten bildete nach der Meinung von Engels den endgültigen Sieg der neuen literarischen Richtung. Die jüngsten Anhänger der Bewegung, zu denen Engels sich selbst rechnete, nahmen an dieser Polemik meist nicht teil, benutzten jedoch ihre Ergebnisse, um sich fremder Einflüsse und Abhängigkeiten zu entledigen und selbständig zu werden.

Von den polemischen Einzelfällen hebt Engels in seinem Aufsatz zunächst die Auseinandersetzung zwischen Gutzkow auf der einen, Mundt und Kühne auf der anderen Seite hervor. Er forscht hinter den Anlässen persönlich-privaten Charakters nach den Ursachen dieser literarischen Fehde.

[141] Gutzkow war für Engels eine ausgeprägte literarische Persönlichkeit. Die Werke dieses Schriftstellers gehörten für ihn zu den bemerkenswertesten, die die deutsche Literatur nach dem Jahre 1830 hervorgebracht hatte, mochte auch fast an allen seinen Schriften etwas auszusetzen sein. Sein klares logisches Urteil sei zuweilen durch Leidenschaftlichkeit getrübt. Diese leidenschaftliche Hast dränge ihn zur Andeutung von Problemen, die er dann nicht lösen könne, so daß manches seiner Werke den Eindruck eines Entwurfs mache. Die gleiche Leidenschaftlichkeit bemächtigte sich seiner auch in der Polemik und führe ihn zu unbedachten Ausfällen des Hasses und Zornes, vor allem widerstrebe ihm jedes Gefühl der Abhängigkeit. Es sei für ihn unerträglich gewesen, 1835 vom Bundestag zum Jungdeutschen gestempelt, ebenso wie die andern das Trennende verbergen und das Einigende betonen zu müssen. Eine derartige Verstellung habe gegen den Willen der Beteiligten zur Bildung von literarischen Cliques führen müssen, denen es an innerem Zusammenhalt gefehlt habe. Gutzkow sei als erster bemüht gewesen, seine Unabhängigkeit wiederzuerlangen.

Mundt unterscheide sich schon durch Charakter und innere Anlage von Gutzkow. Verhältnismäßig begabt, emsiger Literat, nicht ohne Phantasie und Humor, stets zu Kompromissen bereit, sei ihm nur in seiner „Madonna“ (1835) ein einigermaßen interessantes Werk gelungen. Er sei vertraut mit den Berliner Verhältnissen, dem Stoffkreis seiner Werke. Auch er gehöre zu den vulgarisierenden Verbreitern Hegelscher Ideen in verworrener literarischer Einkleidung. Der bei weitem gründlichere und radikalere Gutzkow dagegen sei von Börne ausgegangen und habe dessen demokratische Gesinnung im Grunde auch weiterhin beibehalten. Eine Reihe von weiteren Momenten habe den Zusammenstoß beschleunigt, zu dem es früher oder später doch hätte kommen müssen, denn die Bande zwischen den Jungdeutschen seien nur durch die Not diktiert gewesen. Die Polemik zwischen Mundt und Gutzkow sei zunächst recht ruhig verlaufen, bis Mundt in seiner Zeitschrift „Freihafen“ Gutzkow unmittelbar den Vorwurf gemacht habe, das Junge Deutschland sei in religiöser Hinsicht ziemlich angefault. Das war ein Schlag gegen die Gefährten im eigenen Lager. Mundt identifizierte sich damit bis zu einem gewissen Grade mit der kirchlichen Reaktion, die bereits durch die angebliche Gottlosigkeit von Gutzkows Roman „Wally die Zweiflerin“ (1835) alarmiert worden war. Das mußte begreiflicherweise Gutzkow zur Erwi-[142]derung reizen, bei der er es nicht mit einer Antwort bewenden ließ, sondern in seiner Zeitschrift eine ganze Serie von Invektiven veröffentlichte. Dieser Gegenangriff

wurde eingeleitet durch den Artikel „Vergangenheit und Gegenwart. 1830–1838“ in dem bei Hoffmann & Campe erschienenen „Jahrbuch der Literatur für das Jahr 1839“, in dem Gutzkow nicht nur mit seinen alten Gegnern, mit Wolfgang Menzel und der Schwäbischen Schule, abrechnete, sondern eben auch mit den Jungdeutschen Laube und Mundt.

Dieses Jahrbuch enthält auch andere kritisch gehaltene Beiträge, zum Beispiel eine Verteidigung Börnes gegen Gervinus und eine Kritik Freiligraths aus der Feder Dingelstedts. Der schärfste Beitrag jedoch ist Heines „Schwabenspiegel“, der eine empfindliche Verhöhnung der Schwäbischen Schule bringt. Schwab, Kerner, Mayer, Pfizer werden hier mit wenig schmeichelhaften Namen bedacht, und die Auseinandersetzung mit Wolfgang Menzel erfolgt im gleichen Tone wie in der Schrift „Über den Denunzianten“. Nur Uhlands Name wird mit Ehrfurcht genannt, doch zählt dieser Dichter für Heine nicht zur Schwäbischen Schule im engeren Sinne, Uhland habe hier nur den Namen hergeben müssen.

Gutzkow hatte eine längere Rezension dieses „Jahrbuchs der Literatur“ in der ersten Nummer des „Telegraph“ von 1839 veröffentlicht, in der er bewußt den polemischen Charakter des Jahrbuchs hervorhob, das als literaturkritische Instanz gegen den literarischen Götzendienst auftrat. Gutzkow begrüßte also den polemischen Charakter dieser Veröffentlichung, ohne jedoch den Ton von Heines „Schwabenspiegel“ zu billigen, der von der Wahrheit abweiche und ungerecht sei. Es handele sich um einen üblen Scherz, den die Freunde Heines bedauern müßten.

Die Widersprüche zwischen Mundt und Gutzkow waren nicht von gestern. Davon zeugt unter anderem eine Bemerkung Heines in einem Brief an Gutzkow vom 23. August 1838, wo es über den Plan des Jahrbuchs heißt: „Über Ihre projektierten Jahrbücher der Literatur schreibe ich nächstens an Campe. Ich hoffe, Sie gewinnen dazu auch Laube, mit welchem Sie es noch nicht so ganz verdorben haben, wie mit Mundt usw.“¹³⁹

In der Rezension wiederholte Gutzkow seine bereits im Jahrbuch selbst ausgesprochenen kritischen Vorbehalte gegen Mundt und Laube. Dann folgte im „Telegraph“ ein sich ständig verschärfendes Klein-[143]gewehrfeuer gegen Mundt und dessen Freund Kühne, der Mundt zu Hilfe gekommen war, gegen Laube und schließlich auch gegen Heine. Zunächst beschränkte sich Gutzkow auf Sticheleien in Rezensionen, etwa von der Art: „Auch dieses Buch reiht sich den vielen verfehlten Dichtungsversuchen eines Wiese, Kühne, Mundt u. A. an ...“¹⁴⁰ oder: „Wüßt’ ich nicht, wüßt’ es das Publikum nicht, daß in der freimütigen Behauptung politischer und religiöser Überzeugungen Mundt, Kühne und Laube, die Herr Biedermann so zart behandelt, gegen mich die gehorsamsten Lakaien sind, mich würde ein so absichtliches Verkennen und Entstellen aufs Schmerzlichste berühren.“¹⁴¹ Außerdem findet sich noch eine ganze Reihe weiterer Ausfälle gegen Heine, Laube und Kühne. Im Mai 1839 (Nr. 75 u. 76) veröffentlichte Gutzkow unter dem Titel „Herr Heine und sein Schwabenspiegel“ eine sarkastische Rezension, in der er sich und Campe gegen die Vorwürfe Heines verteidigt, der ursprüngliche Text des Schwabenspiegels sei verstümmelt worden. Diese Verteidigung war jedoch in Wahrheit ein Angriff auf Heine – auf den Menschen und den Dichter, der an Schärfe dem Heineschen Sarkasmus nichts nachgab. Gutzkow erzählt hier die Geschichte seiner Beziehungen zu Heine, dessen Gedichte er sehr schätze. Er druckt seinen ersten Brief an Heine ab, in dem er diesem davon abrät, Gedichte zu veröffentlichen, die die moralische Entrüstung des deutschen Lesers erregen könnten. Hauptzweck des Artikels war der Nachweis, daß die Streichungen im Text des Schwabenspiegels der sächsischen Zensur zur Last fielen (nicht Campe, Wihl oder Gutzkow) und daß Heine bewußt die Wahrheit entstellt habe. Daraufhin brach jene „Hundepolemik“ zwischen der „Zeitung für die elegante Welt“ (Heine und Kühne) und den „Telegraph“ (Gutzkow und Wihl) aus, die Engels als eine „fatale Geschichte“ bezeichnet und von der es an anderer Stelle heißt: „Diese Hundegeschichte ist der schimpflichste Fleck aller modernen Polemik.“¹⁴² Kühne war in Opposition zu Gutzkow geraten,

¹³⁹ Heines Briefe, ausgewählt und eingeleitet von Hugo Bieber, Berlin–Leipzig–Wien–Stuttgart (1914), S. 345.

¹⁴⁰ Telegraph für Deutschland, 1839, Nr. 36, S. 281/282.

¹⁴¹ Ebenda, Nr. 68, S. 540.

¹⁴² Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 1960, Heft 1, S. 119. [MEW, Bd. 41, S. 56] – Die Bezeichnung „Hundegeschichte“ hat ihren Ursprung in der von Heine gegebenen Charakteristik Ludwig Wihls, den er als Jagdhund Campes karikiert hatte.

und zwar einmal als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt“, in der Heine veröffentlichte, und zum anderen als Freund Mundts, der sich ebenfalls gegen Gutzkow gestellt hatte.

[144] Nach dem Vorgefecht dieser „Hundepolemik“, die auf Gutzkows Seite in dem „Sendschreiben des Jagdhundes Hektor an den Redakteur der Zeitung für die elegante Welt“ ihren Höhepunkt erreicht hatte¹⁴³, verstummte weder die eine noch die andere Seite. Heines Anteil an dieser Polemik kennen wir bereits. Gutzkow veröffentlichte dann Epigramme gegen Menzel, Laube und Heine¹⁴⁴ – schon allein eine solche Zusammenstellung der Namen mußte fortschrittliche Autoren beleidigen. Es folgten eine Spitze gegen die Heinesche Hundegeschichte¹⁴⁵, Ausfälle gegen Mundts Inkonsequenz¹⁴⁶, gegen Laubes Oberflächlichkeit¹⁴⁷ und eine Reihe von weiteren polemischen Bemerkungen.

Der Hauptangriff Gutzkows gegen Mundt erfolgte jedoch erst einen Monat nach dem Artikel „Moderne Polemik“ von Engels, dessen These vom gesetzmäßigen Charakter des polemischen Elements innerhalb des Jungen Deutschland bestätigend, und zwar in dem Artikel „Tagebuch aus Berlin“¹⁴⁸, der im Juni 1840 im „Telegraph“ erschien. Hier nahm Gutzkow sich nicht nur Mundt aufs Korn, sondern auch Kühne und Laube, die hochmütig alles übersähen, was sie nicht unmittelbar betreffe. Polemische Anspielungen dieser Art wiederholten sich dann auch noch später, nachdem der Artikel von Engels bereits erschienen war. Die Feindschaft zwischen Gutzkow und Heine erreichte dann ihren Gipfel anlässlich von Verhandlungen mit Campe über die Drucklegung von Büchern beider Autoren über Börne.

In diesen Vorgängen zeichnete sich der Zerfall des Jungen Deutschland in zwei feindliche Fraktionen ab.

Auch eine Polemik zwischen Gutzkow und Karl Beck hatte stattgefunden, wovon bereits weiter oben die Rede war. Engels trat in seinem Beitrag über moderne Polemik auch in diesem Punkt beschwichtigend auf, indem er Gutzkows allzu kategorische Ablehnung Becks etwas einschränkte. Auch den verallgemeinernden Begriff „Clique“, den Gutzkow für eine Leipziger Gruppe jungdeutscher Schriftsteller verwendet hatte, lehnte Engels ab. Zwischen gleichgesinnten Autoren einer Generation, noch dazu wenn sie in der gleichen Stadt wirkten, müsse es zu einer ge-[145]wissen Zusammenarbeit kommen, für die der Name „Clique“ nicht immer angebracht sei. Engels analysierte in seinem Artikel über moderne Polemik auch die Werke und die charakteristischen Eigenschaften der Teilnehmer an den jungdeutschen Auseinandersetzungen, wovon später bei der Darlegung der Beziehungen des jungen Engels zu einzelnen Autoren noch die Rede sein wird. Der Artikel schließt mit einem Aufruf zur gegenseitigen Achtung und mit der Aufforderung, anstatt Streitschriften neue Dichtungen zu schaffen; denn nur so könne die moderne Schriftstellergeneration Einfluß zum Wohle des ganzen Volkes erlangen. Vorbildlich in dieser Hinsicht sei die jüngste Generation, unter ihnen vor allem die Anhänger der Junghegelianer. Die Spitze der Polemik müsse gegen die Reaktion, gegen die Kräfte der Vergangenheit gerichtet sein.

Die beiden unter der Überschrift „Modernes Literaturleben“ zusammengefaßten Artikel geben einen Begriff von den beachtenswerten literaturkritischen Fähigkeiten des jungen Engels. Nicht nur, daß es ihm gelingt, in der inhaltlichen und formalen Wertung unter die Oberfläche der einzelnen Werke zu dringen, ihre Entstehung aus den verschiedensten gesellschaftlichen und persönlichen Bezügen abzuleiten, er gibt darüber hinaus einen Aufriß der gesamten jungdeutschen Bewegung, legt die Gründe ihrer Entstehung dar und verknüpft literarische Probleme mit solchen des gesellschaftlichen Lebens. Die Einschätzung des Jungen Deutschland durch Engels zeigt eine große Bestimmtheit und Selbständigkeit gegenüber Gutzkow. Äußerer Ausdruck dafür ist bereits die Veröffentlichung in einer anderen Zeitschrift, obwohl doch der „Telegraph“ dem jungen Engels zur Verfügung gestanden hätte. In Gutzkow, dem anerkannten Führer der Moderne, wird die ganze Richtung kritisiert, mit allen ihren

¹⁴³ Telegraph für Deutschland, 1839, Nr. 103.

¹⁴⁴ Ebenda Nr. 108.

¹⁴⁵ Ebenda, Nr. 124.

¹⁴⁶ Ebenda, Nr. 168.

¹⁴⁷ Ebenda, 1840, Nr. 61.

¹⁴⁸ Ebenda, Nr. 104.

Vorzügen und Mängeln. Neben Gutzkow werden auch noch einige andere Vertreter des Jungen Deutschland eingeschätzt, deren Mängel noch stärker hervortreten. Als Hauptmangel des Jungen Deutschland empfand Engels, daß man die Kräfte, die zur Hervorbringung neuer Werke hätten aufgewandt werden sollen, in Polemiken verschwendete. Das war vor allem an die Adresse Gutzkows gerichtet, der zudem noch geneigt war, bei polemischen Anlässen seinen Widersachern alle Vorzüge abzusprechen. Dagegen schätzte Engels an Heine, der sich ebenfalls in die jungdeutschen Auseinandersetzungen eingelassen hatte, daß er selbst in seinen schärfsten Angriffen auf Gutzkow dessen literarischen Vorzügen nie die Anerkennung versagt habe.

[146] Engels stellte sich über diese Polemik. Er sah in ihr nicht, wie viele der Beteiligten, nur Mißgunst und private Ranküne, sondern den Ausdruck innerer Widersprüche einer Bewegung, der es an ästhetischem und politischem Zusammenhalt, an einem einheitlichen Programm fehlte, zu deren Konstituierung es aus rein äußerlichen Gründen – man könnte fast sagen von Amts wegen – gekommen war. Die zeitweilige Einheit war nur Schein, unter der Oberfläche verschärften sich die Widersprüche nur noch mehr, bis sie schließlich offen ausbrachen.

Engels gelangte auf Grund seiner damaligen kritischen Haltung zum Jungen Deutschland zu der Erkenntnis, daß die Aufgabe der jüngsten Generation darin bestehen werde, die Fehler der Jungdeutschen zu vermeiden und deren positive Züge zu bewahren. Ein Hauptunterschied zum Jungen Deutschland sollte in einer echten Annäherung an die Hegelsche Philosophie, in der Auslegung der radikalen Junghegelianer, bestehen. Darüber ist bei Engels an zwei Stellen die Rede, zunächst und vor allem am Schluß des Artikels „Moderne Polemik“: „Sie (die Jungdeutschen – V. M.) mögen bedenken, daß sonst zwischen Hamburg und Leipzig literarische Kräfte sich erheben können, die ihr polemisches Feuerwerk in Schatten stellen. Die Hegelsche Schule in ihren jüngsten, freien Entfaltungen und der vorzugsweise s. g. jüngere Nachwuchs gehen einer Vereinigung entgegen, die den bedeutendsten Einfluß auf die Entwicklung der Literatur haben wird.“¹⁴⁹ In dem Brief an Levin Schücking vom 18. Juli 1840 findet sich zu diesem Thema folgende Nachschrift: „Was sagen Sie zu Gutzkows Herausforderung der Hallischen Jahrbücher im Telegraphen? G. scheint Menzels und Müllners kritischen Terrorismus erneuern zu wollen; er mag sich hüten, daß die Jüngeren ihm nicht über den Kopf wachsen.“¹⁵⁰ Zu diesen jüngsten Literaten zählte Engels natürlich auch sich selbst. Die beiden angeführten Stellen beweisen, welcher Art seine eigenen literarischen Zukunftspläne waren.

Die beiden Artikel in der „Mitternachtzeitung“ erschienen im März und im Mai 1840. Zwischen diesen beiden Veröffentlichungen stellte Engels im „Requiem für die deutsche Adelszeitung“ feudale und jungdeutsche Ideologie als unversöhnliche Gegensätze einander gegenüber. Der Modewörter „Zustände“, „Ideen“, „Bezüge“ bediente er sich wie-[147]derholt mit ironischem Akzent. In dem im Januar 1841 erschienenen Artikel über Arndt nahm Engels Stellung zu den Fragen der Sinnlichkeit und der sittlichen Erziehung, die ebenfalls mit den modernen Ideen in Zusammenhang standen. Voll Empörung verurteilte er die damalige verweichlichte Jugend, die sich freier Sitten rühme, die Prostitution begünstige und im Erotischen den Zweck des Lebens sehe. An Arndt schätzte er dessen strenge spartanische Sitten, Gefühlsreinheit und sittlichen Ernst und gab diesen Eigenschaften den Vorzug vor denen der jungen Generation, die sich über die „Emanzipation des Fleisches“ die Köpfe heiß rede.

Die letzten Überlegungen des jungen Engels über die moderne Literatur aus dieser Zeit sind verbunden mit dem Namen Immermanns, an dessen Entwicklung Engels den offensichtlichen Einfluß moderner Ideen nachwies: „Die junge Literatur, wenn man anders diesen Namen für die Fragmente einer Sache noch brauchen darf, die niemals ein Ganzes war, diese erkannte zuerst die Bedeutung Immermanns und führte ihn erst recht bei der Nation ein.“¹⁵¹ Hier kommt ganz klar Engels' Einsicht in die innere Uneinheitlichkeit des Jungen Deutschland zum Ausdruck. Dieser Artikel war sein vorletzter Beitrag für den „Telegraph“, er erschien bereits nach der Abreise seines Verfassers von Bremen. Die jungdeutsche Problematik beschäftigte ihn also während der gesamten Zeit seines Aufenthalts in Bremen.

¹⁴⁹ Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 1960, Heft 1, S. 121/122. [MEW, Bd. 41, S. 58]

¹⁵⁰ Siehe Anhang, S. 322/323. [Ebenda, S. 446]

¹⁵¹ MEGA, I/2, S. 117. [Ebenda, S. 147]

Ein Rückblick auf die Entwicklungskurve der Beziehungen von Engels zum Jungen Deutschland ergibt etwa folgendes Bild: In Ermangelung anderer literarischer Möglichkeiten, die den ästhetischen und politischen Idealen des jungen Engels entsprochen hätten, schloß er sich als literarischer Anfänger für kurze Zeit der jungdeutschen Bewegung an, hatte jedoch von Anfang an prinzipielle kritische Vorbehalte gegen diese Richtung, gegen ihr literaturpolitisches Programm, gegen ihre Formprinzipien und gegen einzelne Persönlichkeiten. Von den beiden Gruppen, der Leipzig-Berliner und der niederrheinisch-hamburgischen, stand ihm letztere näher, weil deren Oberhaupt Gutzkow derjenige jungdeutsche Autor war, der sich vom Durchschnitt am vorteilhaftesten unterschied. Aber selbst ihm stand Engels kritisch gegenüber. Als dann die inneren Widersprüche der Moderne in eine öffentliche Polemik umschlugen, der Gutzkow neben Heine den meisten Stoff zuführte, distanzierte sich [148] Engels im Namen der jüngsten Generation von der Polemik der Älteren und verkündigte als neues Programm die Annäherung an die junghegelianische Linke, die der neuen literarischen Richtung eine solide ideologische Grundlage bieten sollte. Dieser Gedanke nimmt bereits Elemente der Berliner Entwicklungsetappe vorweg.

Unsere Untersuchung der Beziehungen des jungen Engels zu einzelnen literarischen Persönlichkeiten der Moderne beginnt mit Heine und Börne, die zwar der jungdeutschen Bewegung nicht zugerechnet werden können, aber doch an ihrer Entstehung entscheidenden Anteil hatten. Beide hatten Angehörige des Jungen Deutschland scharf kritisiert, beide aber auch in ihren Schriften gegen Menzel das Junge Deutschland gegen den Angriff der Reaktion verteidigt, wobei Heine sich in seinem Pamphlet „Über den Denunzianten“ sogar selbst als Mitglied des Jungen Deutschland bezeichnete.

Die Verbindung Heine – Börne erfolgt hier nicht aus Gründen literarhistorischer Konvention, sondern weil das Verhältnis des jungen Engels zu den beiden großen Wegbereitern des Jungen Deutschland eine Einheit darstellt, in der eine Komponente die andere bedingt.

Ende der dreißiger Jahre, als Engels seine ersten literarischen Eindrücke empfing, war Heine bereits allgemein bekannt und berühmt als Lyriker, Satiriker und Verfasser der Reisebilder, die er als Literaturgattung zu höchster Vollendung geführt hatte. Der berüchtigte Bundesbeschluß von 1835, der Heine zum Jungdeutschen dekretiert, hatte zwar nicht die persönliche Sicherheit des in Paris lebenden Dichters, wohl aber dessen wirtschaftliche Existenz gefährdet. Aus dieser Zeit liegt eine Gesamteinschätzung Heines durch den jungen Engels ebensowenig vor wie eine solche Goethes. Häufig auftretende Erwähnungen und Anspielungen beweisen jedoch, daß der junge Publizist Heines Werke gelesen und durchdacht hatte.

Des jungen Engels Urteil über Heine machte eine beträchtliche Entwicklung durch, deren Etappen den jeweiligen politischen Reifegrad des Betrachters widerspiegelten und abhängig waren von seiner Bejahung oder Ablehnung Heinescher Ansichten über Grundfragen des gesellschaftlichen Lebens und der sozialen Umwälzung.

Im Januar 1839 wird Heine in einem Brief an die Brüder Graeber als Lyriker erwähnt, im April desselben Jahres charakterisiert Engels Heine und Börne als ausgereifte Persönlichkeiten, die durch die Pariser Juli-[149]revolution in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses gerückt seien: „Heine und Börne waren schon vor der Julirevolution abgeschlossene Charaktere, aber jetzt erst bekommen sie Bedeutung, und auf ihnen fußt ein neues Geschlecht, das die Literaturen und das Leben aller Völker sich zunutze macht ...“¹⁵² Die Namen beider Schriftsteller stehen hier noch völlig undifferenziert nebeneinander. Aus der gleichen Zeit stammt die Bemerkung im zweiten Teil der „Briefe aus dem Wuppertal“, Heines „Reisebilder“ und dessen Schrift „Über den Denunzianten“ befänden sich unter den Werken, die trotz der pietistischen Kontrolle in seiner Vaterstadt Eingang gefunden hätten.

Wahrscheinlich bezieht sich eine Stelle in den „Retrograden Zeichen der Zeit“ („Da jubeln unsre chinesischen Stillstandshelden, unsre Rückschrittsmandarine ...“¹⁵³) auf folgende von Heine in der Schrift „Über den Denunzianten“ ironisch erwogene Möglichkeit: „Wohnte Herr Menzel in Peking statt in

¹⁵² Ebenda, S. 502. [Ebenda, S. 365]

¹⁵³ Ebenda, S. 63. [Ebenda, S. 28]

Stuttgart, so schriebe er jetzt vielleicht lange delatorische Artikel gegen ‚das junge China‘, welches, wie aus den jüngsten Dekreten der chinesischen Regierung hervorgeht, eine Rotte von Bösewichtern zu sein scheint, die durch Schrift und Wort das Christentum verbreiten und deshalb von den Mandarinen des himmlischen Reiches für die gefährlichsten Feinde der bürgerlichen Ordnung und der Moral erklärt werden.“¹⁵⁴ Liegt hier ein Anspielung vor (was sehr wahrscheinlich ist), dann bezeugt das außer einer gründlichen Kenntnis des Heineschen Anti-Menzel auch verwandte Ansichten über den Stuttgarter Literaturpapst beim jungen Engels; beweist doch auch eine Reihe weiterer Äußerungen, daß Engels Wolfgang Menzel haßte, diesen reaktionären Schreiberling, der in der süddeutschen Kritik fast eine Monopolstellung einnahm, daß er ihn mit der gleichen Intensität haßte wie der Kreis der Jungdeutschen und daß er alle Pamphlete gegen Menzel aufmerksam verfolgte. Von den polemischen Werken dieser Art hob er neben Heines Schrift „Über den Denunzianten“ auch eine Komödie Theodor Creizenachs lobend hervor¹⁵⁵, vor allem aber Börnes Schrift „Menzel der Franzosenfresser“.

In der Korrespondenz vom Juli 1839 taucht wiederum der Name [150] Heine in Verbindung mit dem Börnes auf, allerdings ist diesmal die Erwähnung für Heine nicht gerade schmeichelhaft. Gelegentlich einer Analyse des modernen Stils (Oktober 1839) führt Engels Heines Schriften als stilistisches Vorbild für das Junge Deutschland an. In Karl Becks Gedichten hört er den Nachhall Heinescher Dichtung: „Die Hoffnung auf Originalität mußte bis auf einige neue Versmaße verschwinden; dafür müssen uns denn Heinesche Anklänge entschädigen ...“¹⁵⁶ In den „Retrograden Zeichen der Zeit“ erscheint dann Heine als Symbol der modernen, fortschrittlichen Literatur im Gegensatz zu dem literarischen Vertreter der Feudalität, dem Freiherrn von Ungern-Sternberg.

In den beiden Artikeln über „Modernes Literaturleben“ ist von Heine an mehreren Stellen die Rede. Gelegentlich seiner Analyse des modernen Stils sieht Engels in Heine eine Synthese moderner Bedürfnisse mit der Klassizität Goethes und der Phantastik Jean Pauls. Er stellt ihn hier noch über Börne, dessen Verdienst er vor allem in der Betonung der verstandesmäßigen Elemente sieht, „wogegen Heine der poetischen Seite zu ihrem Rechte verhalf“¹⁵⁷. Über Heines Verhalten zum Verbot der Schriften des Jungen Deutschland durch Bundesbeschluß heißt es: „Heine war in Paris zu isoliert, um die elektrischen Funken seines Witzes in die Literatur des Tages springen zu lassen.“¹⁵⁸ Bei der Darstellung der jungdeutschen Polemik erscheint dann Heine als Gegner Gutzkows. Engels geht jedoch an dieser Stelle nicht auf Einzelheiten ein (im Gegensatz etwa zur Schilderung der Polemik zwischen Gutzkow und Mundt). Sein Bericht über Heines Anteil an der Literaturpolemik beschränkt sich auf vier Sätze, wobei keiner der beiden Kontrahenten recht bekommt. Heine wird allen Jungdeutschen – namentlich Gutzkow – als Muster vorgehalten: „Sie mögen sich Heines Benehmen vorhalten, der trotz des Streites aus seiner Achtung für Gutzkow kein Hehl macht.“¹⁵⁹

Die Vorbehalte, die Engels damals und auch später noch Heines Charakter gegenüber hatte, gründeten sich wohl vor allem auf Heines Versuche, in Bayern oder Preußen eine feste Anstellung zu bekommen; sie berührten sich mit Argumenten der damals aktuellen, von Heine im „Atta [151] Troll“ sarkastisch glossierten Diskussion über „Talent“ und „Charakter“. Gerade in dieser Zeit der literarischen und publizistischen Anfänge des jungen Engels begann bei Heine ein Prozeß politischer und weltanschaulicher Abgrenzung des eigenen Standpunktes innerhalb der Vormärzregung. Dieser Prozeß setzte ein mit der glänzenden Schrift über Ludwig Börne (1840) und erreichte seinen Höhepunkt im „Wintermärchen“ und in den Beiträgen für den Pariser „Vorwärts!“ und die „Deutsch-französischen Jahrbücher“.

Über Heines Napoleonbild urteilt Engels: „Die Heinesche Napoleonsanbetung ist dem Volksbewußtsein fremd ...“¹⁶⁰ Mit der Bezeichnung „Napoleonsanbetung“ wird freilich Heines Standpunkt etwas vergrößert, heißt es doch schon in der „Reise von München nach Genua“: „Ich bitte dich, lieber Leser,

¹⁵⁴ Heines Werke in fünf Bänden, Weimar 1956, Fünfter Band, S. 157.

¹⁵⁵ MEGA, I/2, S. 549. [MEW, Bd. 41, S. 432]

¹⁵⁶ Ebenda, S. 60. [Ebenda, S. 25]

¹⁵⁷ Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 1960, Heft 1, S. 109. [Ebenda, S. 46]

¹⁵⁸ Ebenda, S. 115. [Ebenda, S. 51–52]

¹⁵⁹ Ebenda, S. 121. [Ebenda, S. 58]

¹⁶⁰ MEGA, I/2, S. 116. [MEW, Bd. 41, S. 146]

halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartisten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, sondern nur dem Genius des Mannes. Unbedingt liebe ich ihn nur bis zum achtzehnten Brumaire – da verriet er die Freiheit.“¹⁶¹

Das Verhältnis des jungen Engels zu Heine muß in engem Zusammenhang gesehen werden mit dem zu Ludwig Börne. Börne stand dem jungen Engels von Anfang an näher, beschäftigte ihn von Anfang an mehr als Heinrich Heine. Die Gründe dafür sind wiederum in der Verwandtschaft der politischen Anschauungen zu suchen. Sowohl Engels als auch Börne vertraten einen radikalen Republikanismus. Engels verehrte in Börne einen entschlossenen Kämpfer gegen die in Deutschland herrschende politische Ordnung, ohne schon Heines Einsicht in die Notwendigkeit einer radikalen Umwälzung der sozialen Verhältnisse zu haben.

Bereits in einem Brief an Wilhelm Graeber vom Mai 1839 finden wir ein Zeugnis der mächtigen Wirkung Börnes auf den jungen Engels: „Börne, der riesige Kämpfer für Freiheit und Recht, zeigt sich hier auf ästhetischem Gebiete. Und auch hier ist er zu Hause; was er sagt, ist so bestimmt und klar, so aus richtigem Gefühl für das Schöne hervorgegangen, und so einleuchtend bewiesen, daß von Widerspruch gar nicht die Rede sein kann. Darüber ist ein Meer des üppigsten Witzes ausgegossen, und wie Felsen tauchen hier und da die festen, scharfen Freiheitsgedanken auf.“¹⁶² Engels bezieht sich hier auf die „Dramaturgischen Blätter“, die [152] als die ersten beiden Bände der „Gesammelten Schriften“ von Ludwig Börne erschienen waren. Engels, der in seinen Briefen die Bruder Graeber mit fortschrittlicher Literatur vertraut machen wollte, suchte in Börne einen Lessing der neueren Zeit, dessen Theaterkritiken über ihre Augenblicksbedeutung hinaus – sie waren ursprünglich für die Presse geschrieben – bleibenden Wert haben sollten. Er schätzte Börnes Urteilsfähigkeit, deren Entschiedenheit nicht zuletzt auf festen politischen Grundsätzen basierte und sich von der Unsicherheit anderer Kritiker vorteilhaft abhob.

Die „Dramaturgischen Blätter“ sind eine Sammlung von 67 Berichten über Frankfurter Theateraufführungen (Oper und Schauspiel). Alle diese Besprechungen sind Ausdruck der hohen Anforderungen, die Börne an die Stücke und Aufführungen stellte. Nur selten findet eine Aufführung vor den Augen des strengen Kritikers Gnade. Börne selbst bekannte, daß er kein geschulter Berufskritiker sei. Im Vorwort zur Buchausgabe seiner Theaterkritiken erklärt er, daß er sich nicht der Illusion hingebende, mit seinen Beiträgen zur Verbesserung des deutschen Theaters beigetragen zu haben. Seine Forderungen an das Theater sind im wesentlichen ethischer Natur, seine Kriterien Natürlichkeit, Wirklichkeit, Wahrscheinlichkeit, Momente also, die in enger Beziehung zum Begriff des Realismus stehen. Ein großes Verdienst dieser Kritiken war die erbarmungslose Enthüllung der Routine in den Machwerken der Raupach, Claren, Houwald, Kotzebue und von Weißenthurn, die damals die deutsche Bühne beherrschten.

Engels stimmte diesen eindeutig vernichtenden Kritiken begeistert zu. Aber auch diffizilere Gedanken und Ansichten machte er sich zu eigen, zum Beispiel Börnes Einschätzung des „Wilhelm Tell“, die seit zwanzig Jahren noch niemand widerlegt habe. Gemeint ist das 52. Stück der „Dramaturgischen Blätter“: „Über den Charakter des Wilhelm Tell in Schillers Drama.“ Börne bezeichnet hier Tell als einen beschränkten Philister, ohne Interesse für das Allgemeine. Er beteilige sich nicht am Rütlichschwur und erschieße seinen Gegner aus dem sicheren Hinterhalt. Die hochgepriesene Tat Tells ist für Börne nichts anderes als ein Akt feiger Rache.

Wilhelm Graeber konnte des Freundes Entzücken über diese kritische Studie Börnes nicht teilen, aber Engels ist sich seiner Sache ganz sicher: „Sieh einmal, wenn Du nur den Aufsatz Börnes über Schillers Tell widerlegst, so sollst Du all das Honorar haben, was ich für meine Übersetzung [153] des Shelley zu bekommen hoffe.“¹⁶³ Diese Kritik des Titelhelden führt jedoch weder bei Börne noch bei Engels zu einer Ablehnung des gesamten Schauspiels. Börne stellt am Ende seiner Kritik ausdrücklich fest: „„Wilhelm Tell“ bleibt aber doch eines der besten Schauspiele, das die Deutschen haben.“¹⁶⁴

¹⁶¹ Heines Werke in fünf Bänden, Dritter Band, S. 218.

¹⁶² MEGA, I/2, S. 519. [MEW, Bd. 41, S. 395]

¹⁶³ Ebenda, S. 536. [Ebenda, S. 414]

¹⁶⁴ Börnes Werke in zwei Bänden, Weimar 1959, Erster Band, S. 223.

Auch die marxistische Schillerforschung hat stets in der Untersuchung des Verhältnisses von Volk und Held in Schillers Dramen eine ihrer Hauptaufgaben erblickt, wobei sie freilich zu etwas anderen Resultaten gelangte als Börne, dem aber doch das Verdienst bleibt, als einer der ersten auf dieses Problem mit Nachdruck hingewiesen zu haben.

Manches in den „Dramaturgischen Blättern“ ist zu einseitig im Urteil, als daß man auch heute noch allen Kritiken der Sammlung vorbehaltlos zustimmen könnte, wie der junge Engels das getan zu haben scheint. Diese Einseitigkeit zeigt sich auch in Urteilen über Grillparzers „Ahnfrau“ und „Sappho“ oder auch über Schillers „Jungfrau von Orleans“ und „Maria Stuart“. Vielleicht war Engels damals schon in Einzelfragen anderer Ansicht als Börne, seine summarische Zustimmung bietet uns jedoch dafür keine näheren Anhaltspunkte. Wodurch die „Dramaturgischen Blätter“ so nachhaltig auf den jungen Engels wirkten, das war vor allem ihre politisch-erzieherische Grundhaltung, der hohe moralische und künstlerische Maßstab dieser Beiträge, die sich hoch über das Niveau der damaligen Tageskritik erhoben.

In dem bereits zitierten Brief vom Juli 1839 geht Engels ausführlicher auf Börne ein: „Er ist gefallen wie ein Held“¹⁶⁵, heißt es von diesem mutigen Kämpfer gegen Fürstenwillkür, die mit Hilfe des Bundestages Deutschland in Ketten hielt. Börne war für Engels Deutschlands getreuer Eckart, der sein Vaterland von allem Knechtsunwesen befreien würde.

Es war nicht nur die radikale Gesinnung, was den jungen Engels zu Börne hinzog, auch dessen Schreibart war von großem Einfluß auf den angehenden Publizisten. Er sah in ihr ein wichtiges Verbindungsglied zwischen der Klassik und jener „Modernität“, die er selbst anstrebte. In Börnes Verstandesklarheit und Heines Gefühlssubtilität sah Engels den Gipfelpunkt und die dialektische Synthese der bisherigen Entwicklung des deutschen Stils. Diese Ansicht äußerte er – beeinflusst wohl auch durch die jungdeutsche Stildiskussion – im Mai 1840. Sie gründet sich jedoch auf [154] Erkenntnisse, zu denen er schon früher, im Herbst 1839, durch Stilanalysen von Werken hervorragender Autoren der Goethezeit und seiner Gegenwart gelangt war. Damals hatte er auch Börnes Polemik gegen Menzel kennengelernt, die ganz danach angetan war, seine Begeisterung für Börne noch zu steigern: „O der Börne schreibt einen Stil, der über alles geht. ‚Menzel der Franzosenfresser‘ ist stilistisch das erste Werk Deutschlands, und zugleich das erste, wo es darauf ankommt, einen Autor ganz und gar zu vernichten ...“¹⁶⁶ Wenige Wochen später schreibt er an Friedrich Graeber: „Am liebsten möchte ich, Du könntest Börnes: Menzel der Franzosenfresser bekommen. Dieses Werk ist ohne Zweifel das beste, was wir in deutscher Prosa haben, sowohl was Stil als Kraft und Reichtum der Gedanken betrifft; es ist herrlich; wer es nicht kennt, der glaubt nicht, daß unsre Sprache solch eine Kraft besitze.“¹⁶⁷ Kurz darauf teilt er mit, daß er trotz Verbot heimlich Exemplare der Schrift nach Barmen sende und schreibt: „... die Grazie, die herkulische Kraft, die Gemühtiefe, der vernichtende Witz des Franzosenfressers sind unübertrefflich.“¹⁶⁸ Engels nahm sich vor, seine Freunde bei nächster Gelegenheit mit den Vorzügen des Polemikers Börne näher vertraut zu machen.

Wie Heine hatte auch Börne sich verpflichtet gefühlt, zur Verteidigung der jungdeutschen Schriftsteller gegen Wolfgang Menzel in die Schranken zu treten. „Menzel der Franzosenfresser“ ist Börnes gründlichste Abrechnung mit dem Renegaten und Denunzianten Menzel, dessen käufliche Gesinnung bloßgestellt wird. Hatte Menzel gegen den „fanatischen“ Demokraten Börne die „aristokratische Grazie“ des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau ausgespielt, so enthüllte Börne den wahren Charakter dieses adligen Schriftstellers, der über alles, was nach Liberalismus und Armut rieche, die Nase rümpfe, gleichzeitig aber auch Menzels Kriecherei vor dem Adel. In der Hinwendung eines Adligen zu einem so bürgerlichen Gewerbe wie der Schriftstellerei sah Menzel nämlich eine Auswirkung der Französischen Revolution. Börne zitiert die betreffende Stelle: „... seine (des Fürsten von Pückler-Muskau – V. M.) ganze literarische Erscheinung ist weit eher eine Konzession, welche die hohe

¹⁶⁵ MEGA, I/2, S. 535. [MEW, Bd. 41, S. 413]

¹⁶⁶ Ebenda, S. 540. [Ebenda, S. 420]

¹⁶⁷ Ebenda, S. 547. [Ebenda, S. 430]

¹⁶⁸ Ebenda, S. 551. [Ebenda, S. 434]

Aristokratie dem Zeitgeist macht, als eine Reklamation.“¹⁶⁹ Nach dieser Aus-[155]eindersetzung mit Menzels Urteil über Pückler richtet Börne seine Polemik gegen Menzels Apologie des „gesunden Pflanzenschlafs“ der Deutschen, die etwa in dem folgenden – ebenfalls von Börne zitierten – Satz zum Ausdruck kommt: „Die jetzige Stille ist der deutschen Art vollkommen angemessen, die Deutschen befinden sich wohl dabei.“¹⁷⁰ Börne erwidert: „Es war Frankreich, welches das deutsche feudale Staatsgebäude erschüttert, daß alle Stützen der Angst und der Vorsicht es nicht vor dem Einsturze bewahren werden.“¹⁷¹ Ein Feind Frankreichs ist deshalb für Börne gleichzeitig ein Feind der gesamten Menschheit. Mit zahlreichen Zitaten belegt er die Verfälschung seiner Gedanken durch Menzel, der behauptet hatte, sich in seiner Darstellung auf Börnes französische Aufsätze gestützt zu haben. Menzel hatte sich dabei darauf verlassen, daß diese Beiträge in Deutschland fast völlig unbekannt waren. Börne charakterisiert die Franzosen als Männer der Tat und die Deutschen als Vertreter des Gedankens: „Es ist die Aufgabe der Franzosen, das alte baufällige Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft zu zerstören und abzutragen; es ist die Aufgabe der Deutschen, das neue Gebäude zu gründen und aufzuführen.“¹⁷² Die Freundschaft und Zusammenarbeit beider Völker war für Börne ein unbedingt zu erstrebendes Ziel, und er unterstützte deshalb alle in diese Richtung weisenden Bemühungen. Das war seine Antwort auf die nationalistischen Tiraden des Franzosenfressers Menzel und die reaktionären Maßnahmen der Heiligen Allianz, deren wahrer Charakter durch Auszüge aus den Akten des Bundestages enthüllt wird. Was Engels an dieser polemischen Schrift Börnes fesselte, das waren vor allem Stil und Methode der Darstellung, die Harmonie von Wort und Gedanke: erschöpfende Darlegung der einzelnen Probleme, prägnante Zusammenfassung der Resultate, organische Überleitungen, und das alles ohne Pedanterie, in klar gestaffelten Perioden von mitreißendem Prosarhythmus, ohne die Jean-Paulsche Ornamentik der Frühschriften; Sicherheit in der Kunst des belegenden oder entlarvenden Zitats.

Die in dem Aufsatz zum Ausdruck kommende Gesinnung stimmte natürlich mit der des jungen Engels überein. Beiden war an einer Verteidigung des Jungen Deutschland gegen dessen Widersacher gelegen, hatte doch auch Engels in einem „Telegraph“-Artikel den Menzel in vie-[156]lem ähnlichen Joel Jacoby „ganz und gar vernichtet“. Die rückhaltlose Begeisterung des jungen Engels über Inhalt und Form der kleinen Schrift ist Ausdruck seiner völligen Übereinstimmung mit den politischen Ansichten Börnes. Sie zeigt uns jedoch auch sein damaliges Ideal einer literarischen Streitschrift, sah er doch hier alle Forderungen erfüllt, die er an eine kämpferische Polemik stellte: Vernichtung des Gegners, Widerlegung seiner Behauptungen, klare Darlegung des eigenen Standpunkts, alles nach der Maxime: Der Angriff ist die beste Verteidigung – Grundsätze, denen wir vornehmlich in den Streitschriften des *Kommunisten* Engels begeben.

Die intensive Beschäftigung des jungen Engels mit dem „Franzosenfresser“ fällt in den November 1839, aber noch im Sommer 1841 finden wir im Artikel über Arndt jenes Cid-Zitat, mit dem Börne die „stolzen Spanier“ sich gegen Beschwichtigungsversuche à la Menzel wenden läßt: „Lengua sin manos, cuemo osas fablar?“¹⁷³ (Zunge ohne Hände, wie wagst du zu fabeln?) Hervorzuheben bleibt, daß die hohe Einschätzung der Börneschen Streitschrift durch Engels bereits im Herbst 1839 erfolgt war, also unabhängig von Heine, der in seiner Schrift über Börne (1840) den „Franzosenfresser“ ebenfalls als den Gipfelpunkt Börnescher Prosa bezeichnet, wobei er noch erwähnt, daß diese Schrift in Deutschland wenig bekannt geworden sei.

Das Studium der Schriften Börnes beschäftigte Engels während der gesamten Bremer Zeit. In dem Artikel über die Volksbücher werden die „Briefe aus Paris“, die Börnes Ruf begründen halfen, als revolutionäres Buch erwähnt, gleichzeitig schreibt er an die Brüder Graeber: „Die beiden letzten Bände der Briefe aus Paris hatte ich noch nicht gelesen, sie sind herrlich.“¹⁷⁴ Auch dieses Buch sandte er trotz Verbot nach Preußen. Um seinen Freunden einen Begriff von Börnes Satire und Humor zu

¹⁶⁹ Börnes Werke in zwei Bänden, Zweiter Band, S. 305.

¹⁷⁰ Ebenda, S. 310.

¹⁷¹ Ebenda, S. 315/316.

¹⁷² Ebenda, S. 322.

¹⁷³ Ebenda, S. 345. Siehe auch MEGA, I/2, S. 101. [MEW, Bd. 41, S. 123; das Zitat wird hier wie folgt übersetzt: „Zunge ohne Hände, was erkühnst du dich zu sprechen?“]

¹⁷⁴ MEGA, I/2, S. 550. [MEW, Bd. 41, S. 434]

geben, beschreibt er ihnen eingehend die ironische Darstellung der Versuche des Wittelsbacher Griechenkönigs Otto, Griechenland in seine Gewalt zu bekommen, die verderblichen republikanischen Freiheiten zu beseitigen und aus seinen Untertanen gefügige Werkzeuge des Despotismus zu machen. Engels zitiert die Thronrede, die Börne den neuen König halten läßt, und fügt hinzu: „Diese ganze ironische Dichtung ist ein Meisterstück der beißendsten Satire, und in einem Stil, der göttlich ist.“¹⁷⁵

[157] Börnes „Briefe aus Paris“, die bereits jene Reife des Stils zeigen, die dann in „Menzel der Franzosenfresser“ ihre höchste Ausbildung erfährt, geben die besten Aufschlüsse über die politische Gesinnung ihres Verfassers. Geschrieben wurden diese 115 Briefe in den Jahren 1830 bis 1833. Börne war damals, kurz nach der Julirevolution, in Paris eingetroffen, ganz in dem Glauben, hier *das* Land der Freiheit anzutreffen. Je enger er jedoch mit der Wirklichkeit vertraut wurde, desto mehr wurde er ernüchtert, desto mehr Unzulänglichkeiten entdeckte er. Er mußte die bittere Erfahrung machen, daß der „Bürgerkönig“ im wesentlichen die volksfeindliche Politik seiner absolutistischen Vorgänger fortsetzte, nur an die Stelle der Geburtsaristokratie die nicht minder mächtige Geldaristokratie getreten war. Im 13. Brief aus Paris heißt es: „Da nun die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat ..., wird eine neue Revolution nötig werden ...“¹⁷⁶ Im 21. Brief: „... man hat wörtlich nicht Wort gehalten, man hat dem Volke nicht gegeben, was man ihm versprochen.“¹⁷⁷ Im 24. Brief: „Nach dem bis jetzt bestehenden Wahlgesetz wählen nur die Reichen, also die aristokratisch Gesinnten, und nur die Reichsten können Deputierte werden.“¹⁷⁸ Im 35. Brief: „Es herrscht eine allgemeine Mißstimmung unter dem Volke, unter der Nationalgarde. Frankreich sähe sich getäuscht und verlange die Freiheit, um die es im Juli gekämpft.“¹⁷⁹ Trotz alledem genieße man freilich in einem französischen Gefängnis mehr Freiheit als in Deutschland auf freiem Fuße.

Alle Ereignisse, auf die Börne in den „Pariser Briefen“ zu sprechen kommt, werden einer Wertung unterworfen: das politische Geschehen, kulturelle Ereignisse, Veränderungen in der internationalen Lage, kleine Vorfälle aus dem Pariser Alltagsleben – all das wird danach beurteilt, ob es der Freiheit dient oder schadet. Börne geht es vor allem um die Freiheit seines Vaterlandes, und er benutzt jede Gelegenheit, Anzeichen freiheitlicher Gesinnung in Deutschland zu begrüßen und die Feinde der Freiheit mit vernichtendem Spott zu überschütten.

Engels bildete sich an Börnes Schriften zum Radikalismus heran. Dafür zeugen nicht nur wiederholte Bekenntnisse, sondern auch die Ansichten des jungen Engels selbst. Börne bestärkte ihn in seinem natürlichen Hang [158] zu Freiheit und Unabhängigkeit, in seinem Haß gegen jegliche Art von Bedrückung, gegen Fürsten und Adel. Börnes „Briefe aus Paris“ haben in den Frühschriften von Engels deutliche Spuren hinterlassen; in den Briefen aus jener Zeit finden sich immer wieder typisch Börnesche Ausdrücke und Fügungen. Engels kannte Börnes Gesamtwerk, am höchsten schätzte er die „Briefe aus Paris“ und „Menzel der Franzosenfresser“. Seine Dankesschuld startete er durch ein im September 1840 im „Telegraph“ veröffentlichtes Gedicht ab, das dritte aus dem Zyklus „Der Abend“:

„Und ich bin einer auch der freien Sänger;
Die Eiche *Börne* ist's, an deren Ästen
Ich aufgeklimmen, wenn im Tal die Dränger
Um Deutschland enger ihre Ketten preßten.
Ja, einer bin ich von den kecken Vögeln,
Die in dem Äthermeer der Freiheit segeln;
Und wär' ich Sperling nur in ihren Zügen –
Ich wäre Sperling lieber unter ihnen,
Als Nachtigall, sollt' ich im Käfig liegen,
Und mit dem Liede einem Fürsten dienen.“¹⁸⁰

¹⁷⁵ Ebenda, S. 551. [Ebenda]

¹⁷⁶ Börnes Werke in zwei Bänden, Zweiter Band, S. 58/59.

¹⁷⁷ Ebenda, S. 94.

¹⁷⁸ Ebenda, S. 105/106.

¹⁷⁹ Ebenda, S. 173.

¹⁸⁰ MEGA, I/2, S. 84. [MEW, Bd. 41, S. 90–91]

Das ist ganz in Börnes Richtung gesungen, erfüllt noch von dem gleichen Freiheitsbegriff: enthusiastisch, aber – wie Heine spottet – „so allgemein als möglich“. Politisch war Engels damals noch nicht über die Forderungen Börnes hinausgegangen: eine auf revolutionären Wege herzustellende Republik ohne Standesprivilegien und mit allen Bürgerrechten. Das wichtigste Moment, das der junge Engels von Börne übernahm, war das Prinzip der Tat, der politischen Praxis, war dessen Vorrang vor aller Rede- und Debattierkunst. Jede Schrift Börnes sei eine Tat zum Nutzen der Freiheit.

Nicht nur Börnes Gesinnung, auch sein Stil wurde, wie schon angedeutet, zum Vorbild für den jungen Engels, einen bewußten Fortsetzer Börnescher Schreibart. Allerdings erscheint die verstandesklare Zielstrebigkeit der späten Prosa Börnes beim jungen Engels – vor allem in dessen Reiseskizzen und -briefen – gelockert durch emotional bedingte Assoziationen, wie sie Heine in den „Reisebildern“ mit nicht wieder erreichter Meisterschaft gehandhabt hatte. Ein typisches Beispiel für diese [159] Art von Wortkunst ist der bereits oben angeführte Abschnitt aus „Siegfrieds Heimat“ von Engels.

Den Versuch einer Deutung von Börnes Wesen brachte dann die im Dezember 1839 im „Telegraph“ veröffentlichte Beck-Kritik. Beck hatte in den „Nächten“ Börne als pathetischen, von hoffnungslosem Weltschmerz befallenen Träumer bezeichnet. Gegen diese Entstellung des wahren Wesens von Börne nimmt Engels nun entschiedene Stellung, ihr setzt er sein eigenes Börnebild entgegen: Börne, der schlichte, unerschütterliche, charakterfeste, tapfere Kämpfer, der nie dumpfer Verzweiflung oder modischem Weltschmerz erlegen ist, der sein Wort rein hielt von sentimentalem Geleier und hohlpathetischem Schwulst. Diese Ehrenrettung Börnes ist beredtes Zeugnis für die Verehrung, die der junge Engels dem unerschrockenen Kämpfer um Deutschlands Freiheit, seinem Vorbild, zollte: Nicht das Träumen sei kennzeichnend für Börne, sondern das Tun, die Tatkraft, das Streben nach Aktivität im Dienste des Volkes.

Diese der Zukunft zugewandte Tatkraft vor allem hatte Engels im Sinn, als er Börnes Namen zum Symbol der politischen Tat erhob und ihn dem Namen Hegel, dem Symbol theoretischen Denkens, an die Seite stellte, um zu einer Überwindung dieser Antinomie durch die Synthese von philosophischer Theorie und politischer Praxis aufzurufen. Diese Synthese müsse für die revolutionäre Bewegung der Zukunft der Ausgangspunkt sein. Dieser Gedanke, der zuerst in den „Retrograden Zeichen der Zeit“ entwickelt wird, ist als das wichtigste Denkresultat der Beschäftigung des jungen Engels mit den Ideen Börnes zu betrachten, er gibt uns den besten Aufschluß über das Wesen der geistigen Beziehungen des angehenden Publizisten zu seinem radikalen Vorbild.

Auf dem Börneschen Radikalismus beruht auch Engels' literaturgeschichtliche Prognose, man werde künftig Platen eher in die Nähe Börnes als in die Nachbarschaft Goethes rücken¹⁸¹, eine Einschätzung, die im Zusammenhang mit dem nach der Julirevolution immer entschiedener werdenden politischen Gehalt Platenscher Gedichte – vor allem der „Polenlieder“ – zu verstehen ist.

In seinem Aufsatz über „Modernes Literaturleben“ vergleicht Engels bei der Besprechung von Gutzkows dramatischer Skizze „Hamlet in Wittenberg“ Gutzkows Hamletbild mit dem Börnes. Gutzkow läßt [160] Hamlet in Wittenberg mit Faust zusammenkommen, von dem er die typisch deutsche Zweifelsucht annimmt. Engels erachtet eine solche Motivierung der Unentschlossenheit Hamlets als völlig überflüssig, denn dessen Skepsis sei kein Akzidens, sondern gehöre zum Wesen der Gestalt. Dabei beruft er sich auf Börne, der in seinem Hamlet-Aufsatz zu der Ansicht gelangt war, Shakespeares Dänenprinz verkörpere typisch deutsche Wesenszüge, vor allem durch seine Unentschlossenheit.¹⁸²

Auch Gutzkow war ein begeisterter Anhänger Börnes, und es dürfte nicht zuletzt diese Anhängerschaft gewesen sein, die den jungen Engels an Gutzkow gefesselt hat. Engels schreibt selbst: „Gutzkow trat von vornherein mit einer Begeisterung für den ‚modernen Moses‘ Börne auf, die noch immer als innige Verehrung in seiner Seele lebt ...“¹⁸³ Unterschieden sich doch die beiden jungdeutschen Gruppen, die

¹⁸¹ Ebenda, S. 68. [Ebenda, S. 34]

¹⁸² Börnes Werke in zwei Bänden, Erster Band, S. 206/207.

¹⁸³ Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 1960, Heft 1, S. 114. [MEW, Bd. 41, S. 50/51]

sich infolge einer gewissen Differenzierung herausgebildet hatten, unter anderem auch dadurch, daß die niederrheinisch-hamburgische Börne sich verpflichtet fühlte, während die Leipzig-Berliner Gruppe sich vor allem Heine zum Vorbild wählte. Engels gehörte während seiner kurzen jungdeutschen Entwicklungsperiode natürlich zu der ersteren und damit zu den Anhängern Börnes.

Den Höhepunkt der Beschäftigung des jungen Engels mit dem Werk und der Gestalt Börnes bilden die Jahre 1839 und 1840, aber auch danach kam er immer wieder auf diese Problematik zurück. Als er in seinem Arndt-Aufsatz ein Gegengewicht gegen den deutschen Nationalismus suchte, fand er es – ganz im Geiste Börnes – in den Sympathien der deutschen Jugend für das revolutionäre Frankreich und in ihrer Bereitschaft zu gegenseitiger Achtung. Der Aufsatz über Arndt zeigt in seinen politischen Ansichten deutlich Börnes erzieherischen Einfluß. Börne erscheint hier als der Mann der politischen Tat, der schonungslose Ankläger des deutschen Chauvinismus und des deutschen Kosmopolitismus, der unversöhnliche Feind von l'art pour l'art in jeder Form, der Schriftsteller, der sich mit Geist und Tat in den Dienst der Sache stellt. Börne habe die richtigsten Begriffe von den Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich. Es genüge nicht, die an Börne zuweilen hervortretende Befangenheit im rein Verstandesmäßigen lediglich zu konstatieren, man [161] müsse vielmehr ihr Wesen begreifen: „Die verstandesmäßige Einseitigkeit war Börnen so notwendig, wie Hegeln der übergroße Schematismus; aber statt dies zu begreifen, kommen wir nicht über die derben und oft schiefen Axiome der Pariser Briefe hinaus.“¹⁸⁴

Engels sah im Werk Börnes eine notwendige, unentbehrliche Komponente des deutschen Geistes, das Element der Tat, das praktische Pendant zur theoretischen Spekulation Hegels. Beide Komponenten seien Ausdruck der letzten Entwicklungsetappe des deutschen politischen Denkens, sie seien das Unterpfand für die weitere geistige Entwicklung Deutschlands, von der die gesamte übrige Entwicklung abhängt.

Eine vergleichende Betrachtung des vorliegenden Quellenmaterials ergibt eindeutig, daß das Verhältnis des jungen Engels zu Börne zunächst viel enger und unmittelbarer war als das zu Heine. Börnes Werk kannte Engels gründlicher; Börne war sein großes Vorbild als Mensch und Politiker. Bei Börne fand er zuerst jene tatkräftige Aktivität, die er dann auch als revolutionärer Vorkämpfer des Proletariats selbst bewies. Gerade diese Tatkraft schien ihm bei Heine zu fehlen, dessen isolierte Stellung unter den deutschen Emigranten in der Tat einen solchen Eindruck aufkommen lassen konnte. Börne hatte am Hambacher Fest teilgenommen, er hatte politische Emigranten mit Wort, Tat und Geld unterstützt, er hatte betont, er wolle nicht als Berufsschriftsteller angesehen werden, er schreibe nur, um der Sache der Freiheit zu dienen. Börne war für den jungen Engels das bedeutendste Beispiel dafür, daß es trotz des über ganz Europa lastenden Drucks auch noch Deutsche gab, deren Freiheitsbegeisterung sich nicht in leeren Worten erschöpfte.

Trotzdem war seine Börneverehrung durchaus nicht unkritisch. Vor allem bei der Einschätzung der „Briefe aus Paris“ verhehlte Engels keineswegs die gerade dort zuweilen auftretende Einseitigkeit der politischen Grundsätze. Diese Einseitigkeit war gegeben durch die Schranken des starren Börneschen Republikanismus mit seinem absoluten Primat der politischen Fragen vor den sozialen, mit seiner ausschließlichen Orientierung auf die Beseitigung des monarchischen Regimes, mit seiner völligen Unklarheit über die Weiterentwicklung nach dessen Vernichtung, mit seinem bei der bloßen Negation stehenbleibenden Freiheitsbegriff, wie er in „Menzel der Franzosenfresser“ formuliert ist: „Die Freiheit ist gar nichts Positives, sie ist nur etwas Negatives: die Abwesenheit der [162] Unfreiheit.“¹⁸⁵ ist nicht ausgeschlossen, daß Engels gerade diese Schranken des Börneschen Radikalismus vor Augen hatte, als er von den „derben und oft schiefen Axiomen der Pariser Briefe“ und von ihrer „verstandesmäßigen Einseitigkeit“ sprach.

Heine hatte diesen engen Standpunkt längst überwunden. „Am Herde des ehrlichen Tom im Ratcliff brodel schon die große Suppenfrage“, heißt es in der Vorrede zur dritten Auflage der „Neuen Gedichte“, und spätestens seit der Julirevolution stand für Heine fest, daß es weniger auf die Staatsform ankommt als vielmehr auf ihren sozialen *Inhalt*. Nicht zuletzt diese Erkenntnis war es, die zu Heines

¹⁸⁴ MEGA, I/2, S. 101. [Ebenda, S. 124]

¹⁸⁵ Börnes Werke in zwei Bänden, Zweiter Band, S. 356.

Freundschaft mit dem gleichgesinnten jungen Marx in Paris führte. Von dieser Warte aus mußte Börnes abstrakter Freiheitsenthusiasmus, dem auch der neunzehnjährige Engels bis zu einem gewissen Grade huldigte, mit Recht als unreif erscheinen.

Freilich wäre es verfehlt, der gängigen Ansicht, Börne hätte die „große Suppenfrage“ gar nicht gesehen, das Wort zu reden. Die „Briefe aus Paris“ gehen der sozialen Problematik keineswegs aus dem Wege: sie berichten zum Beispiel auch über die Bestrebungen der Saint-Simonisten, allerdings ohne – wiederum im Gegensatz zu Heine – hinter dem sektiererischen Mummenschanz Wesen und Bedeutung ihrer Grundideen zu erkennen. Im 60. Brief aus Paris ist von dem schrecklichen Kampf der Armen gegen die Reichen die Rede: alle Lasten der Gesellschaft seien dem Tagelöhner und dem Bauern aufgebürdet. Aber auch für diese Schichten hatte Börne kein anderes Programm als die „Abwesenheit der Unfreiheit“, die Benutzung der Freiheit müsse dann jedem einzelnen selbst überlassen bleiben: eine Konzeption, die in ihrer Verabsolutierung des rein politischen Aspekts der Revolution tief unter den Einsichten des revolutionären Demokraten Heine steht.

Ein weiterer Punkt, in dem der junge Engels nicht völlig mit Börne übereinstimmte, war dessen bornierte Kritik an Goethe, dem Börne zwar nicht „Talent“, wohl aber den „Charakter“ absprach. In Goethes äußerem Leben sieht Börne nichts als das Verhalten eines feigen Philisters, der sich bei dem leisesten Geräusch verkriecht, vor Hoheiten katzbuckelt, um nur ja ruhig und ungestört leben zu können. (Vgl. vor allem den 14. und den 51. der „Briefe aus Paris“.) Geistige „Konsuln“ wie Goethe und Schiller gäben das deutsche Volk dem Spott der Völker preis. Engels ur-[163]teilte in dieser Frage objektiver, er hielt sich frei von Börnes einseitiger Einschätzung des höfischen Kompromisses bei Goethe, und auch diese Meinungsverschiedenheit rückte ihn näher an Heine heran, der den Standpunkt der moralisierenden Goethekritik längst hinter sich gelassen hatte. Börnes Goethehaß, der konsequente Ausdruck seiner politischen weltanschaulichen Gesamthaltung, deren Schranken wir andeuteten, dürfte ebenfalls zu den Momenten zu zählen sein, die den jungen Engels veranlaßten, von der „Einseitigkeit“ Börnes zu sprechen. Die Konsequenzen dieser Einseitigkeit zeigen sich hier besonders deutlich; denn die moralisierenden Argumente der Goethekritik Börnes rücken ihn objektiv bedenklich in die Nähe der Hengstenberg und Menzel.

Die allgemein verbreitete Ansicht, Engels hätte die Schriften Börnes denen Heines absolut vorgezogen, hält einer näheren Prüfung nicht stand, sie ist zumindest nur eine Halbwahrheit. Engels sah von Anfang an in Heine einen der größten Dichter der deutschen Literatur, das bezeugt bereits ein Brief vom Januar 1839 an die Brüder Graeber. Die Kritik des jungen Engels bezog sich nicht auf die Dichtung Heines, sondern auf dessen private und politische Charakterdefekte und Kompromißversuche, deren materiellen Hintergrund freilich der junge Publizist nicht zu erkennen vermochte. Die Haltung Börnes bot da ein unproblematischeres Bild und Vorbild.

Die politischen und weltanschaulichen Parallelen und Divergenzen, die sich bei einer vergleichenden Betrachtung Börnes, Heines und des jungen Engels darbieten, reichen mit ihren Wurzeln tief unter die Oberfläche der Erscheinungen. Heine war um 1840 bereits revolutionärer Demokrat, seine philosophische Grundhaltung sensualistisch-materialistisch; Börne dagegen war starrer Republikaner, im Grunde ein verspäteter Jakobiner, weltanschaulich vertrat er einen entschieden idealistischen Standpunkt. Er sah zwar die sozialen Probleme, erkannte auch die Dringlichkeit ihrer Lösung, beschränkte sich aber in seiner Zielsetzung auf die Erringung der politischen Freiheit und die damit verbundene sittliche Erziehung des Volkes.

Der zwanzigjährige Engels besaß noch zuwenig menschliche und gesellschaftliche Erfahrung, um schon klar zu erkennen, auf wessen Seite die Zukunft stand. Das unkompliziertere, menschlich, weltanschaulich und politisch leichter zu erfassende Vorbild war Börne, von dem der junge Engels sich jedoch schon damals durch sein intensives Interesse für [164] die materiellen Lebensbedingungen des arbeitenden Volkes unterschied, ein Interesse, das ihn wiederum in die Nähe Heines rückte. Dieser Abstand von Börne mußte sich natürlich in demselben Maße und Tempo vergrößern, wie Engels sich zum revolutionären Demokraten entwickelte. Die ungeteilte Börne-Begeisterung am Anfang dieser Entwicklung war Ausdruck jugendlichen Freiheitsdranges, leidenschaftlicher Sehnsucht nach sofortiger Teilnahme am Kampf gegen den Feudalabsolutismus.

Bereits der letzte Abschnitt seiner Bremer Periode zeigt Engels in den gleichen Gedankenbahnen wie Heine. Nicht nur, daß er sich immer mehr vom Primat der „großen Suppenfrage“ überzeugte, auch die Bekanntschaft mit der Philosophie Hegels führte ihn zu Resultaten, die denen Heines verwandt waren. Für Börne war Hegel der „ungereimte Knecht“, das Pendant zu dem „gereimten Knecht“ Goethe, während Heine, wie Engels später hervorhob, bereits 1833 erkannt hatte, daß hinter der „königlich preußischen Staatsphilosophie“ Hegels sich die Revolution versteckte. Daß die Wandlung des Börnebildes beim jungen Engels keinen abrupten Meinungsumschwung darstellt, sondern die Etappen seiner Entwicklung zum revolutionären Demokraten widerspiegelt, beweist unter anderem die Tatsache, daß Engels auch nach seiner Emanzipation von den Ideen Börnes diesem doch immer ein dankbares Andenken bewahrte.

Aus all dem ergibt sich: Engels stand während seiner radikal-liberalen Periode Börne näher als Heine, eine Stellung, die seine gesamte weltanschauliche und politische Haltung wesentlich beeinflusste. Seine Entfernung vom Standpunkt Börnes verhielt sich direkt proportional zu seiner Annäherung an die Positionen der revolutionären Demokratie und damit an die Haltung Heines.

Das Verhältnis zu Börne war es unter anderem auch, was den jungen Engels Gutzkow zugeführt hatte, fühlte dieser sich doch als Erbe und Hüter des Börneschen Vermächnisses. Am deutlichsten zeigt sich dieses Gefühl der Kompetenz in der Polemik gegen Heines Schrift über Ludwig Börne.

In seinen Anfängen war es Gutzkow nicht gelungen, sich in der Gunst des Publikums über den Durchschnitt der modernen Autoren zu erheben. Zu einiger Berühmtheit gelangte er erst durch seinen Roman „Wally die Zweiflerin“, der keineswegs den Ruhm verdient hatte, von Menzel in seiner Denunziation als Hauptbeleg für die vom Jungen Deutschland [165] angeblich verbreitete Unsittlichkeit und Gottlosigkeit herangezogen zu werden. Gutzkow wurde daraufhin – noch vor Erlaß des Bundesbeschlusses vom 10. Dezember 1835 – festgenommen und in Haft gesetzt.

Bei all seinen Grenzen auf dichterischem Gebiet war Gutzkow doch ein fähiger Journalist, dem es trotz ständiger Überwachung und doppelter Zensur gelang, ein für damalige Verhältnisse recht fortschrittliches liberales Literaturblatt aufzubauen, das einen Kreis bedeutender Mitarbeiter um sich zu scharen verstand. So war zum Beispiel Friedrich Heibel ständiger Mitarbeiter des „Telegraph für Deutschland“, und gelegentliche Beiträge lieferten Immermann, Börne und Eichendorff. Nicht nur um Literatur- und Theaterkritik machte das Blatt sich verdient, auch dem Kampf der Junghegelianer gegen die staatliche Reaktion widmete es große Aufmerksamkeit. Korrespondenzen aus Frankreich, England und Rußland vermittelten einen Einblick in die Literaturentwicklung anderer Länder. Gutzkow selbst veröffentlichte hier Werke und Briefe aus dem Nachlaß Georg Büchners, den er bereits zu dessen Lebzeiten gefördert hatte. Später, als Engels an diesem Blatt nicht mehr mitarbeitete, berichtete er sogar über Wilhelm Weitling, den markantesten deutschen Vertreter des utopischen Gleichheitskommunismus.

Gutzkow war sich des hohen Ranges seines Blattes wohl bewußt, und den Hauptgrund seiner Überlegenheit über den Durchschnitt sah er darin, „daß der Telegraph in der gegenwärtigen deutschen Literatur kein verlorener Posten, sondern eine Schlachtlinie im mittelsten Treffen ist ...“¹⁸⁶

Der „Telegraph“, den Engels seit seiner Ankunft in Bremen regelmäßig las, war auch der Anlaß für das Zustandekommen der Bekanntschaft des jungen Engels mit Gutzkow. Da die im „Telegraph“ vertretenen Anschauungen im wesentlichen mit seiner eigenen Denkweise übereinstimmten, wandte sich Engels schriftlich an die Redaktion und bot ihr seine Mitarbeit an. Im Herbst 1839 schrieb dann Engels an Gutzkow selbst. Weder dieser Brief noch die Antwort Gutzkows sind erhalten. Daß sie positiv gelautet haben muß, beweist eine Wendung aus einem späteren Brief (Dezember 1840): „... nachdem ich von Gutzkow die Zusicherung erhalten, daß ihm meine Beiträge willkommen sind ...“¹⁸⁷. Gedichte und Artikel des jungen Engels wurden angenommen und veröffentlicht.

[166] Die Anschauungen des jungen Engels schienen jedoch dem Chefredakteur Gutzkow für einen Mitarbeiter zu selbständig zu sein. Die ersten Meinungsverschiedenheiten traten, wie bereits erwähnt,

¹⁸⁶ Telegraph für Deutschland, 1840, Nr. 1, S. 1.

¹⁸⁷ MEGA, I/2, S. 553. [MEW, Bd. 41, S. 437]

bei der Beurteilung der Werke von Karl Beck zutage. Engels hatte seinen Standpunkt, um sich die Freiheit des Urteils zu wahren, außerhalb des „Telegraph“ dargelegt. Während seines Besuchs bei Schücking, der auch am „Telegraph“ mitarbeitete, berichtete Engels über seine Differenzen mit Gutzkow, und Schücking wiederum schrieb darüber an Gutzkow, der sehr gereizt darauf reagierte: „Oswald kenn’ ich nicht persönlich. Telegraphiana hat er erzählt? Wahrscheinlich von seinem Artikel über Beck. Diese jungdeutschen Ladendiener, deren Teilnahme an unserem Wirken und Wollen ja nicht genug zu schätzen ist und die mir im vorliegenden Falle sich so freundlich bewährt hat, sind doch darin unausstehlich, daß sie einen Schwall von sesquipedalen* Worten an das Ephemere verschwenden. Wie kann ich diesen Commisenthiasmus über Karl Beck dulden? Wenn jeder Anfänger sein erstes kritisches Erbrechen von sich gibt, wer kann das grügelbe Zeug in einem honetten Blatt abdrucken?“¹⁸⁸ Öffentlich jedoch nahm Gutzkow in dieser Frage nicht Stellung. Er veröffentlichte weiterhin die Einsendungen seines jungen Mitarbeiters. Im zweiten Teil der „Briefe aus dem Wuppertal“, des ersten Beitrags des jungen Engels im „Telegraph“, wird Gutzkow als eine der führenden Persönlichkeiten des Jungen Deutschland bezeichnet. Gutzkows Werke begann Engels gleich nach seiner Ankunft in Bremen, also schon im Herbst 1838, zu lesen, und aus ihnen schöpfte er auch erste Belehrungen über die zeitgenössische Literatur und einige ihrer Autoren. Besondere Beachtung schenkte er Gutzkows Studie „Vergangenheit und Gegenwart. 1830–1838“, von der bereits in anderem Zusammenhang die Rede war. In einem Brief an die Brüder Graeber vom Januar 1839 lassen sich deutlich Spuren der Lektüre dieses Aufsatzes verfolgen, aus dem auch kritische Urteile übernommen sind. In demselben Brief wertet Engels Gutzkow zum erstenmal als Autor von überdurchschnittlichem Kunstverstand und Urteilsvermögen. Auch später kam er wieder auf „Vergangenheit und Gegenwart“ zurück. Als er im April 1839 den Brüdern Graeber eine Art „Literaturbrief“ über das Thema „Literatur der Gegenwart“¹⁸⁹ schrieb, ging er, ähnlich wie Gutzkow, von der [167] Julirevolution als dem letzten entscheidenden Einschnitt in der Literaturentwicklung aus.

Gutzkow selbst betont in „Vergangenheit und Gegenwart“, wie entscheidend die Nachricht von den Pariser Julikämpfen in seine Entwicklung eingegriffen hatte. Damals sei sein Interesse an gesellschaftlichen Problemen erwacht, damals sei Börnes Prophezeiung in Erfüllung gegangen. Darüber hinaus bespricht der Aufsatz Menzel, Laube, Mundt, den Einfluß Heines und Börnes, die Schwäbische Schule, das gesamte Junge Deutschland, Kühne, Wienbarg, Mundt und die übrigen, wobei das Hauptaugenmerk vor allem der Entwicklungslinie der einzelnen Autoren gilt.

Engels hielt angesichts dieses Artikels mit seiner Anerkennung nicht zurück: „Daß G.[utzkow] ein ganz ausgezeichnet ehrenwerter Kerl ist, beweist sein letzter Aufsatz im Jahrbuch der Literatur.“¹⁹⁰ Was hatte ihn an diesem Aufsatz Gutzkows so sehr angezogen, daß er nach einem Vierteljahr nochmals darauf zurückkam? Gewiß vor allem die darin enthaltenen politischen Anschauungen, die zur Klärung der Vorstellungen des jungen Engels beitrugen. Gutzkow, der zunächst mit den Burschenschaften sympathisiert hatte, machte sich unter dem Einfluß der Julirevolution die Forderung nach politischer Freiheit zu eigen und gelangte zu der Überzeugung, die Literatur müsse sich dem Leben, dem Zeitgeist anschließen. Wie Engels war auch er ein entschiedener Gegner des Pietismus (er veröffentlichte im „Telegraph“ eine Kritik pietistischer Gedichte aus dem Wuppertal, die bei Engels volle Zustimmung fand). Wie Engels, so suchte auch er einen Ausweg aus religiösen Zweifeln, wie sie etwa in „Wally“ zum Ausdruck kommen. Die Literatur, so meinte Gutzkow, müsse aus dem Geist der Wissenschaft neu geboren werden – Engels forderte später die wechselseitige Durchdringung von Literatur und junghegelianischer Philosophie. Diese Grundgedanken, die Charakterisierung der einzelnen Autoren, die stilistische Wendigkeit des Autors – all das konnte seine Wirkung auf den jungen Engels nicht verfehlen.

In Gutzkow sah Engels also damals den Hauptvertreter und -verfechter der neuen, aus den Menschenrechten abgeleiteten Ideen. In einem Brief an die Brüder Graeber wird Gutzkows Entwicklungsgang von den Universitätsjahren über die Auseinandersetzung mit Menzel bis zu den neuesten Polemiken

* hochtrabend – ¹⁸⁸ Gutzkow an L. Schücking, 9. Juni 1840 (zitiert nach dem Original).

¹⁸⁹ MEGA, I/2, S. 502. [Ebenda, S. 365]

¹⁹⁰ Ebenda, S. 503. [Ebenda, S. 367]

nachgezeichnet und dabei die Überlegenheit Gutz-[168]kows über seine Zeitgenossen hervorgehoben. Auch die in dieser Zeit für den „Telegraph“ geschriebenen Beiträge übernehmen noch vorbehaltlos Gutzkowsches Gedankengut.

Im Mai 1839 gab Engels den Brüdern Graeber eine knappe Einschätzung des ersten Teils von Gutzkows Roman „Blasedow und seine Söhne“.¹⁹¹ Der Held dieses komischen Romans, ein Landpfarrer, erscheint gleichsam als ein pädagogischer Don Quijote, der seine Söhne nach Blasedowschen Grundsätzen erziehen möchte, was ihm aber gründlich mißlingt. Engels kannte, als er den Brief an die Brüder Graeber schrieb, vorerst nur den ersten Teil, der ihm noch nicht die Möglichkeit gab, ein Urteil über das Ganze zu fällen; denn er berichtet eigentlich nur von den Erziehungs*grundsätzen* Blasedows, nicht von dessen Erziehungs*resultaten*. Der von Engels angestellte Vergleich mit dem Don Quijote von Cervantes mußte natürlich zuungunsten Gutzkows ausfallen. Bedingtes Lob erteilte Engels der Sprache, den gut erfundenen Situationen und einigen Gestalten des Romans. Die Geschichte der Bemühungen eines kauzigen Landpfarrers, von seinen vier Söhnen einen zum Bildhauer, einen zu einem Maler von Schlachtstücken, einen zum Volksdichter und einen zum Satiriker zu erziehen, entbehrt nicht einiger humoristischer Szenen. Das Kapitel, das berichtet, wie Blasedow zwei seiner Söhne in die Literatur einführt, bietet Gutzkow reichlich Gelegenheit, als Literaturkritiker *pro domo et mundo** zu sprechen. Unter anderem wird hier ein Problem berührt, das Engels zu seinen Hauptanliegen zählte: die wechselseitige Durchdringung von Literatur und Philosophie. Der Pfarrer, der seinen Beruf verfehlt hat, räsoniert auch noch über andere Probleme, die Engels damals interessierten: über Schleiermachers Religionsphilosophie und über Krummacher. Zum Adel verhält er sich – ebenso wie Gutzkow und Engels – scharf ablehnend, und seine Begegnung mit dem regierenden Herrn von der Neige gehört zu den gelungensten Partien des Romans.

In seiner Studie über Gutzkows Dramen kam Engels noch einmal auf „Blasedow“ zurück. Der Autor wird hier gegen den Vorwurf verteidigt, ein im Grunde tragisches Thema komisch durchgeführt zu haben. Engels beruft sich hier wiederum auf Cervantes, der den Helden seines Romans ebenfalls tragikomisch angelegt habe. Sowohl Don Quijotes als auch Blasedows Tragik liege in ihrem Anachronismus, nur sei Quijote ein zu spät, Blasedow dagegen ein zu früh Gekommener, der inmitten einer Welt [169] der Unfreiheit, des bürokratischen Schneckengangs und Schlendrians für seine Söhne völlige Freiheit in Beruf und Leben erstrebe. Gerade in der komischen Komponente des Blasedow sah Engels einen Vorzug gegenüber dem Talmi-Weltschmerz in den Prosawerken vieler Zeitgenossen.

In einem Brief vom Juli 1839 erwähnt Engels – wahrscheinlich mit Bezug auf „Blasedow“ – wiederum Gutzkow, „dessen höchstes Lebensziel ist, den Punkt aufzufinden, wo sich das positive Christentum und die Bildung unserer Zeit verschwistert darstellen ...“¹⁹² Gutzkows Name fällt hier in einer religiösen Auseinandersetzung mit Friedrich Graeber. Er sei ein Beispiel aufrichtiger Bemühung um die Überwindung von Glaubenszweifeln, was ihm unmöglich die ewige Verdammnis eintragen könnte. Engels sah hier eine Parallele zu seinem eigenen Kampf um Klarheit in seinem Verhältnis zu Gott und Bibel. Die Bedenken, die sich für ihn gegen die Dogmen der Kirche als ewige Wahrheiten und gegen die Bibel als Wort Gottes erhoben, waren in den Augen seiner theologischen Freunde ebenso viele Gründe zur Verdammnis, genau wie im Falle Gutzkow.

An das Erziehungsproblem traten Engels und Gutzkow von zwei verschiedenen Seiten heran, ohne jedoch einander zu widersprechen. Gutzkow betont im „Blasedow“ à la Rousseau vor allem die Forderung nach völliger Freiheit der Entwicklung, nach einem natürlichen Hineinwachsen in freie, aller Konventionen ledige Lebensverhältnisse. Engels dagegen hebt hier und anderswo als Haupthindernis einer jeden guten Erziehung den Umstand hervor, daß die Glaubenssätze der Bibel und der Kirchenväter den wissenschaftlichen Erkenntnissen widersprechen. Engels konnte hier auf eigene Kindheits-erfahrungen zurückgreifen.

In demselben Brief vergleicht Engels sein Verhältnis zur Religion mit dem Gutzkows. Beide verteidigten entschlossen die Vernunftwürde des Menschen, aber auch den Glauben an einen Gott als

¹⁹¹ Ebenda, S. 521. [Ebenda, S. 396] – * für das Haus und die Welt

¹⁹² Ebenda, S. 525. [Ebenda, S. 401]

Gefühlsbedürfnis. Trotzdem waren auch damit die Zweifel des jungen Engels noch nicht behoben, aber Gutzkow vermochte da nicht mehr weiterzuhelfen, und so schließen Engels' Erwägungen mit dem prophetischen Satz: „Ich hoffe, eine radikale Veränderung im religiösen Bewußtsein der Welt zu erleben ...“¹⁹³

Während der kurzen Etappe seiner Annäherung an Schleiermachers Religionsphilosophie im Sommer 1839 verwies er auf die Verwandtschaft [170] der gefühlsbestimmten Haltung in Glaubensdingen bei Gutzkow und Mundt, also in beiden Strömungen des Jungen Deutschland. Ihr Widerwille gegen Zwangsothodoxie und Buchstabenglauben erinnere an den Standpunkt Schleiermachers.

Entrüsteten Äußerungen der Freunde über Gutzkows „Vorstrafe“ antwortete Engels mit seiner völlig entgegengesetzten Wertung: die Verfolgungen der preußischen Regierung gereichten dem Freiheitskämpfer Gutzkow nur zur Ehre, betrachtete doch Engels auch seine eigenen Konflikte mit der Zensur als Auszeichnung.

Im Oktober 1839 hatte Engels bereits Gutzkows neues Bühnenwerk „König Saul“ gelesen und empfahl es den Freunden zur Lektüre. Die Analyse dieses Dramas folgte dann ein halbes Jahr später in dem Artikel über Gutzkows Dramen, der auch eine Charakteristik des „Skizzenbuchs“ enthält.

Auch in Engels' Analyse des modernen Stils nimmt Gutzkow einen Platz ein. Gutzkows Schreibart zeichne sich aus durch logische Folgerichtigkeit. Er verfüge nicht nur über die verstandesklare Nüchternheit, sondern auch über die frappierende Schwerelosigkeit französischer Prosaisten. In seiner in der „Mitternachtzeitung“ erschienenen ausführlichen Analyse hebt Engels vor allem den Sarkasmus als Hauptstilmittel Gutzkows hervor, während als Prototyp französischer Leichtigkeit Heine auftritt.

Anfang 1840 schrieb Engels eine umfangreichere Studie „Karl Gutzkow als Dramatiker“¹⁹⁴, die sich mit allen bis dahin bekanntgewordenen Dramen und dramatischen Fragmenten Gutzkows beschäftigt. Einleitend stellt er die Frage, warum keiner der zeitgenössischen Literaten auf den von Gutzkow in „Vergangenheit und Gegenwart“ angeschlagenen Ton objektiver Kritik eingehe. Der Grund liege in dem *circulus vitiosus* wechselseitiger Lobesversicherungen, den aus Egoismus keiner zu durchbrechen wage oder begehre. Engels war offensichtlich gewillt, diesen Kreis zu sprengen, um die Vorzüge und Mängel des Dramatikers Gutzkow objektiv und gründlich einzuschätzen. Zu diesem Zweck wählte er gerade das Drama, das die geringste Beachtung gefunden hatte, obwohl es 1839 bei Hoffmann & Campe erschienen war: „König Saul“.

Um das Bild des Dramatikers Gutzkow abzurunden, bezog Engels [171] auch zwei damals eben erst entstandene dramatische Fragmente in seine Betrachtung mit ein. Bei der Untersuchung des ersten Aktes von „Marino Falieri“ verweist Engels auf Gutzkows Begabung, aus einer dürftigen Fabel doch witzige und feine Dialoge hervorzuzaubern. Zwischen den Zeilen freilich gibt er zu verstehen, Gutzkow habe sich hier in der Stoffwahl vergriffen; denn das dramatische Element sei nicht stark genug, um eine bühnenwirksame Aufführung zu garantieren.

Von „Hamlet in Wittenberg“, dem zweiten, umfangreicheren Fragment, war bereits im Zusammenhang mit Börne die Rede. Engels kritisiert nicht nur die Inkonsequenz in der Charakterisierung des Titelhelden, sondern auch Gutzkows Neigung, sich bei unlösbaren Charakterproblemen oder Handlungskonflikten durch Notlösungen nach der Art des *Deus ex machina* aus der Affäre zu ziehen. Diese Kritik betraf nicht nur Hamlet selbst, sondern auch Faust. Engels forderte also innere Folgerichtigkeit in der Handlungsführung. Die dramatische Handlung müsse sich organisch aus der Situation und den Charakteren entwickeln. – Ophelia hebe sich vorteilhaft von den übrigen Gestalten ab, völlig verfehlt jedoch in ihrer Anlage sei die Gestalt des Mephisto, ein unbeholfener und schablonenhafter Abklatsch des Goetheschen Urbildes.

Der weitaus größte Teil des umfangreichen Artikels beschäftigt sich mit „König Saul“. Im Gegensatz zur dramatischen Durchschnittsproduktion vermeide dieses Drama Gutzkows abgenutzte Effekte, oberflächliche Rhetorik und weinerliche Sentimentalität. Der Wert des Stückes liege in seiner

¹⁹³ Ebenda, S. 526. [Ebenda, S. 402]

¹⁹⁴ Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 1960, Heft 1, S. 99–108. [Ebenda, S. 35–45]

schlichten Einfachheit und erschließe sich nur dem, der unter die Oberfläche der Handlung dringe. Kritiker, die Gutzkow auf Grund des „Saul“ dichterische Fähigkeiten absprechen möchten, gäben damit nur ihre eigene Oberflächlichkeit zu erkennen.

Engels vergleicht den Handlungsverlauf des Dramas mit dem der biblischen Vorlage und verteidigt die Freiheit des Dichters in der Auffassung und Anverwandlung historischer Stoffe. Er weist nach, daß sklavisches Festhalten am Buchstaben der Bibel das Drama unaufführbar gemacht hätte. Nicht zuletzt dürfte Gutzkows „Saul“ den jungen Engels auch deshalb beeindruckt haben, weil das biblische Thema sich mit der damals für ihn noch aktuellen religiösen Problematik berührte.

Sehr hoch bewertet Engels die Fähigkeit des Dramatikers Gutzkow, die Fabel dichterisch zu gestalten, zu straffen und sie um drei Gestalten zu gruppieren, die nicht nur charakterlich, sondern auch weltanschau-[172]lich voneinander abgehoben sind: Saul, David und Samuel. Engels charakterisiert dieses Werk als ein Schlüsseldrama von brennender Aktualität, das zeitgenössische soziale Kämpfe in einer leicht zu durchschauenden alttestamentarischen Verhüllung auf die Bühne bringe. Saul und Samuel, die Vertreter von Thron und Altar, seien, jeder auf seine Weise, Anachronismen inmitten ihrer Zeit. Sie hätten beide nicht begriffen, daß sie an der Schwelle einer neuen Geschichtsepoche stehen, deren Anbruch sie nicht werden verhindern können. Sieger wird der junge David, zwar noch ein Zögling Samuels, aber auch schon ein Verteidiger der freien Vernunft und ihrer Autonomie gegen die Autorität. David, beherzt und „des Saitenspiels kundig“, wurde für Engels zum Symbol der jungen Dichtergeneration, die eine neue Epoche verkündete, eine Epoche, die alle die Sauls und Samuels, die den Lauf der Entwicklung hemmen, aus dem Weg räumen würde.

Gutzkow hat dieses Drama später nicht in seine gesammelten Schriften aufgenommen. Das Urteil des jungen Engels, dem die Buchausgabe von 1839 vorlag, stand weitgehend unter dem Einfluß persönlicher Eingenommenheit für den verschlüsselten Gehalt des Dramas. Es fehlt jedoch auch nicht an Kritik elementarer Verstöße in der Handlungsführung und anderer für das Drama jener Zeit charakteristischer Entgleisungen. Einer der Haupteinwände Engels' betraf das Hineintragen moderner Elemente in eine biblische Fabel. In diesem Einwand macht sich ein ästhetisches Grundprinzip geltend, auf das Engels auch später noch zurückkommen sollte. Ein weiterer Mangel dieses Dramas bestand für Engels darin, daß in den letzten zwei Akten an die Stelle fortlaufender Handlung und dramatischer Spannung Reflexionen und Monologe treten, in denen die Helden über ihre Empfindungen und Absichten Bericht erstatten – eine Klippe, der ein angehender Dramatiker nur schwer auszuweichen vermag.

Die Sprache des Dramas lobt Engels im großen und ganzen, allerdings fänden sich einige Versholpigkeiten und Bildersprünge. Die größten Schwierigkeiten bereiteten Gutzkow die lyrischen Partien.

Ein zusammenfassender Rückblick auf das Urteil des jungen Engels über „König Saul“, den Hauptgegenstand der Untersuchungen in „Karl Gutzkow als Dramatiker“, muß uns in der Annahme bestätigen, daß Engels es nicht wagen konnte, diesen Aufsatz einem Blatt anzubieten, dessen Redakteur Gutzkow war. Beifall fanden bei Engels Gutzkows Stoffwahl, seine Bearbeitungstendenz, besonders die verschlüsselte Dar-[173]stellung zeitgenössischer geistiger Strömungen, deren Streit zugunsten der jungen Generation entschieden wird. Aus der Schlammflut der dramatischen Tagesproduktion ragte in der Tat Gutzkows Drama als überdurchschnittliche Leistung heraus. Aus diesem zeitbedingten Blickwinkel heraus ist auch die Würdigung der Originalität Gutzkows durch Engels zu verstehen. Die Rücksicht auf die Zensur verbot es Engels, Gutzkows Ausfälle gegen Kirche und Adel hervorzuheben. Auch der „Saul“ enthält neben jungdeutscher Rebellion gegen den despotischen Druck der in Saul verkörperten älteren Generation, ein weiteres jungdeutsches Ideenmotiv: die Verteidigung des Rechts der Frau auf Liebe.

Die Bejahung der politischen Grundhaltung des Dramas konnte Engels jedoch nicht abhalten, die ästhetischen Kriterien zu beachten, die für die dramatische Gestaltung historischer Vorlagen gültig sind. Wenn Gutzkow David zu den mit Saul verfeindeten Philistern überlaufen läßt, nur um satirische Seitenhiebe gegen das Philistertum des deutschen Spießers seiner Zeit anzubringen, dann sieht Engels darin mit Recht eine erzwungene, unorganische Aktualisierung des biblischen Stoffes, die in die Vorlage künstlich hineingetragen wird, anstatt aus ihr heraus legitim entwickelt zu werden. Die

Aktualisierung historischer Stoffe hat also nach Engels ihre Grenzen in der inneren Struktur dieser Stoffe, auf die inhaltlich, zeitlich und örtlich völlig unterschiedliche zeitgenössische Probleme sich nicht ungestraft aufpfropfen lassen.

Auch gegen Nebenfiguren des Dramas hat Engels Einwände vorzubringen, gegen die Gestaltung der Verse, gegen biblische Wendungen, gegen den viel zu statischen, überwiegend reflexiven Schluß des Stücks. Vorbehaltlose Anerkennung finden nur Einzelzüge. Die Nebenpersonen litten an farbloser Schematik, Rhetorik, deklamatorischer Sentimentalität und anderen verbreiteten Gebrechen, die am deutlichsten bei den beiden Kindern des Königs, Jonathan und Michal, zum Ausdruck kämen.

Trotz aller dieser Einwände erkennt Engels doch am Ende seines Aufsatzes dem Dramatiker das Verdienst zu, der jungen Literatur den Weg auf die Bühne gewiesen zu haben. Selbst das vernichtendste Urteil der Theaterkritik werde die gängige wertlose Konfektionsware nicht von der Bühne vertreiben, solange sie nicht durch neue und bessere Stücke ersetzt werden könne. „König Saul“ sei ein vielversprechender Schritt in dieser Richtung.

[174] Außerordentlich interessant wäre es, diese und andere Gedanken zur Dramaturgie mit der dramatischen Praxis des jungen Engels vergleichen zu können, das heißt mit dem bis jetzt als verloren geltenden Text eines Dramas, das Engels einige Jahre später in Brüssel für ein Arbeiterpublikum schrieb. Sicher ließe sich daraus auch noch mancher Aufschluß über die Sickingen-Debatte gewinnen.

Bemerkenswert bleibt, daß Engels sein zuversichtliches Urteil über die Bedeutung Gutzkows für die künftige Entwicklung gerade aus dem so gut wie unbeachtet gebliebenen „Saul“ ableitete, und nicht etwa aus dem weit berühmteren „Richard Savage“, der um die gleiche Zeit entstanden war. Aber gerade dieser Publikumserfolg machte Engels gegenüber „Richard Savage“ mißtrauisch. Einem Publikum, das Stücke von Müllner, Kotzebue und Konsorten beklatschte, hatte er wohl jegliches Urteilsvermögen über Wert oder Unwert einer dramatischen Produktion abgesprochen.

Eine Aufführung des Dramas über den englischen Bühnendichter Richard Savage hatte Engels damals noch nicht gesehen, und auch gedruckt war das Stück noch nicht erschienen. Sein Urteil stützte sich, wie er selbst bekannte, nur auf Teilabdrucke und Theaterkritiken. Auch dieses Stück faßte das damalige Publikum als Schlüsseldrama auf, und in dem stiefmütterlichen Verhalten der Mutter zu ihrem begabten Sohn sah man eine Parallele zu dem Verhältnis zwischen der preußischen Regierung und der jungdeutschen Generation. Engels nahm wenige Monate später noch einmal zu diesem Drama Stellung, nachdem er es im Bremer Stadttheater gesehen hatte.¹⁹⁵ Er beruft sich diesmal im wesentlichen auf die Kritik der „Hallischen Jahrbücher“ und übernimmt deren Einwände gegen die Haupthandlung, die auf dem Verhältnis zwischen Mutter und Sohn beruht. Darüber hinaus jedoch erklärt und begründet er Gutzkows Stoffwahl und melodramatische Effekte als notwendige Konzessionen an den Publikumsgeschmack. Freilich seien solche Konzessionen leichter zu verstehen als zu verzeihen, und trotz sichtlicher dramatischer Begabung könne das Stück einer gründlicheren Kritik nicht standhalten.

Mit „Karl Gutzkow als Dramatiker“ durch den Haupttitel „Modernes Literaturleben“ verbunden ist der Aufsatz „Moderne Polemik“, der in fünf Mainummern des Jahrgangs 1840 der „Mitternachtzeitung“ erschien. Von diesem Beitrag war bereits in anderen Zusammenhängen [175] mehrmals die Rede. Wir gehen hier nur auf diejenigen Stellen ein, an denen sich Engels über Gutzkow äußert.

Den Schlüssel zum Verständnis der Werke Gutzkows sah er in dessen scharf ausgeprägter Individualität. Ähnlich wie Gutzkow in Immermann, so deckte Engels in Gutzkow einen inneren Dualismus auf, der den lebendigen Schaffenskräften hinderlich im Wege stehe. Einerseits sei Gutzkow ein Mann des Verstandes, des klaren und präzisen Urteils. Daneben stehe jedoch eine „mächtige Hitze der Leidenschaft“, die sich seiner im Schaffensprozeß bemächtige und ihn oft zu unüberlegten Formulierungen dränge. Deshalb seien seine Werke nicht selten bloße Skizzen. Was aber keinen Anspruch auf Dauer erheben könne, bewähre sich doch im Wechsel des Tages, und so würden Dichternöte zu Journalistentugenden.

¹⁹⁵ MEGA, I/2, S. 121. [Ebenda, S. 75]

Zu diesen einander widerstreitenden Charakterzügen komme als ein weiteres hervorstechendes Merkmal noch Gutzkows Unabhängigkeitsbedürfnis, sein Widerwille gegen Gebundenheit in jeglicher Form, der seine polemische Leidenschaftlichkeit noch steigern und bis zu diktatorischen Anwandlungen führen könne. (Mit ähnlichen Gedanken endet auch der erste der beiden erhaltenen Briefe Engels' an Schücking.)

Es liegt auf der Hand, daß hier die Empfindlichkeit des jungen Publizisten gegen die Bevormundung der „Jüngsten“ durch Gutzkow mitspricht. Den Vorwurf wechselseitiger Lobeserhebungen, den Gutzkow den Angehörigen der Leipziger Gruppe gemacht hatte, gibt Engels ohne Zögern seinem Urheber zurück.

Der Umfang der beiden Studien über „Modernes Literaturleben“, in deren Mittelpunkt Gutzkow steht, hebt in der literarischen Entwicklung des jungen Engels das Frühjahr 1840 als die Periode seiner intensivsten Beschäftigung mit dem Jungen Deutschland heraus. Auch in den bald danach geschriebenen Briefen an Schücking taucht Gutzkows Name wieder auf. Im zweiten der beiden erhaltenen Briefe bezieht sich Engels unmittelbar auf die oben untersuchten Studien: „Ich habe an G[utzkow] wieder einiges geschickt und bin begierig, wie er es nach dem Artikel in der Mitt[ernacht-]Zeitung (Moderne Polemik) aufnehmen wird.“¹⁹⁶ Engels war sich also wohl bewußt, daß es Gutzkow sehr viel Selbstüberwindung kosten würde, eine schwer zu widerlegende, weil gut begründete Kritik aus der Feder eines soviel jüngeren Anfängers anzunehmen. Gutzkows verächtliche Worte über den „Commisenthiasmus“, die wir oben an-[176]führten, sind m. E. wohl eher aus dem Unwillen über die Kritik des eigenen Werkes als über Meinungsverschiedenheiten in der Einschätzung Becks zu erklären.

Diese Auffassung wird bestätigt durch einen Brief Gutzkows an Alexander Jung vom 6. Dezember 1842, der rückblickend folgende Darstellung seines Verhältnisses zu Engels gibt: „Das traurige Verdienst, den E. Oswald in die Literatur eingeführt zu haben, gebührt leider mir. Vor Jahren schickte mir ein Handlungsbevollmächtigter namens Engels aus Bremen Briefe über das Wuppertal. Ich korrigierte sie, strich die Persönlichkeiten, die zu grell waren, und druckte sie ab. Seither schickte er manches, das ich regelmäßig umarbeiten mußte. Plötzlich verbat er sich diese Korrekturen, studierte Hegel, legte sich den Namen Oswald bei und ging zu anderen Organen über. Noch kurz vor Erscheinen der Kritik über Sie hatte ich ihm 15 rx. nach Berlin geschickt. So sind diese Neulinge fast alle. Uns verdanken sie, daß sie denken und schreiben können, und ihre erste Tat ist geistiger Vätermord. Natürlich würde all diese Schlechtigkeit nichts sein, wenn ihr nicht die Rheinische Zeitung und Ruges Blatt entgegenkäme.“¹⁹⁷ Die Daten des Engelsschen Entwicklungsganges erscheinen hier durch den eifernden Gutzkow etwas verwirrt. In Wirklichkeit hatte Engels seit März 1839 für den „Telegraph“ geschrieben, im Herbst desselben Jahres das Pseudonym Oswald zu verwenden begonnen und erst im März 1840 sich an eine andere Zeitschrift gewandt, ohne jedoch mit dem „Telegraph“ zu brechen, an dem er noch 21 Monate danach mitarbeitete.

Nach einer Reihe von Beiträgen für den Jahrgang 1840 war der Name Friedrich Oswald sogar in der Liste der offiziellen Mitarbeiter des Blattes zu finden, und zwar in dem redaktionellen Werbeartikel „Fünfter Jahrgang des Telegraphen“, der gegen Ende des Jahres 1840 zweimal hintereinander – im November (Nr. 181) und Dezember (Nr. 201) – abgedruckt wurde. Zu Beginn des neuen Jahrgangs 1841 kam es dann zu einer direkten Zusammenarbeit von Gutzkow und Engels gelegentlich des dreiteiligen Artikels „Deutschlands Gegenwart“, von dem weiter oben bereits die Rede war. Aber diese zeitweilige Übereinstimmung betraf vor allem Randprobleme, beschränkte sich auf Einstimmigkeit in der Bewertung politischer Ereignisse der jüngsten Vergangenheit und konnte die [177] Gegensätzlichkeit der Anschauungen in grundlegenden Fragen, auch in der Bewertung literarischer Zeiterscheinungen, nicht vergessen machen. Dem jungen Engels genügte die verschwommene jungdeutsche Ideologie nicht mehr. Sein Tatendrang, der darauf gerichtet war, verändernd in ein Gesellschaftsgetriebe einzugreifen, das er nicht mehr bejahren konnte, ließ sich nicht mehr mit bloßen Worten

¹⁹⁶ Siehe Anhang, S. 324. [Ebenda, S. 448]

¹⁹⁷ Zitiert bei Gustav Mayer: Ein Pseudonym von Friedrich Engels. In: Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, Vierter Jahrg., Leipzig 1914, S. 88/89.

abspeisen. Als dann die Diskussionen und Debatten in Polemiken übergangen und sich das Junge Deutschland – soweit man für diese Zeit noch von einem Jungen Deutschland als einheitlichem literarischem Gebilde sprechen kann – nicht in der Richtung und in dem Tempo entwickelte, wie Engels es erhofft hatte, sondern stagnierte, distanzierte sich Engels noch entschiedener. Der Name Gutzkow wird bei Engels zuletzt im Sommer 1840 erwähnt. Obwohl die Mitarbeit am „Telegraph“ noch längere Zeit fortgesetzt wurde, hatten sich doch offensichtlich die Beziehungen zwischen Gutzkow und Engels um die Jahreswende 1840/1841 wesentlich gewandelt. Der Schüler hatte in rascher Entwicklung seinen Lehrer hinter sich gelassen, der ihm nichts mehr zu bieten vermochte, und hatte dessen Einfluß überwunden. Bis zur Übersiedlung nach Berlin finden wir Gutzkow weder in Briefen noch in Schriften des jungen Engels erwähnt.

Nur der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle auf die einzige Äußerung eingegangen, die wir in der älteren bürgerlichen Literaturgeschichtsschreibung über Engels haben finden können.

Sie bezieht sich auf Gutzkow, berücksichtigt aber nicht die Zusammenarbeit des jungen Engels mit den Jungdeutschen. In seiner gründlichen Monographie über das Junge Deutschland stellt Johannes Proelß im Zusammenhang mit Gutzkows im Gefängnis geschriebener Studie „Zur Philosophie und Geschichte“ folgendes fest: „Ein jüngerer Historiker vom Fach hat der Arbeit neuerdings eine besondere Betrachtung gewidmet ..., nachdem früher schon der Sozialphilosoph Engels das gleiche getan.“¹⁹⁸ Der Identität des jungen Engels mit dem Pseudonym Oswald, dem er bei seinen Forschungen sicher ebenso wie H. H. Houben des öfteren begegnet war, ist sich Proelß offensichtlich nicht bewußt geworden.

Wie aus der Fülle des hier und an anderen Stellen dieser Studie angeführten Materials hervorgeht, ist das Kapitel Gutzkow–Engels ein wichtiger Beitrag zum Verständnis der Entwicklung des jungen Engels und der Rolle, die er für kurze Zeit in der Restgruppe des Jungen [178] Deutschland um 1840 spielte. Eine kurze Zusammenfassung der für das Ziel unserer Studie wichtigen Ergebnisse ergibt folgendes Bild:

Gutzkow gebührt zweifellos das Verdienst, dem jungen Engels das publizistische Debut im „Telegraph“ ermöglicht zu haben. Mehr als der Leipziger neigte sich Engels der Hamburger Gruppe des Jungen Deutschland zu, an deren Spitze Gutzkow stand. Die regionalen Gründe dafür sind wahrscheinlich sekundärer Natur. Was ihn jedoch von Anfang an auf das entschiedenste dem Standpunkt Gutzkows annähern mußte, war die aufrichtige Bewunderung für Börne und dessen Werk. Auch trat die Gruppe um Gutzkow damals in politischen Fragen radikaler auf. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Gruppen hatten sich bereits bis zu feindlichen Polemiken gesteigert.

Engels war es, der erkannte, daß die junge literarische Generation der Moderne gegen Ende der dreißiger Jahre in ein polemisches Stadium eingetreten war, dessen Ursachen in unversöhnlichen literarischen und auch politischen Widersprüchen lagen, und daß diese polemische Note sich zu einem charakteristischen Zug dieser Bewegung entwickelt hatte, der sich in seinen Konsequenzen zersetzend auswirkte. Zentrifugale Kräfte waren im Jungen Deutschland ja von Anfang an am Werke gewesen. Seine Einheit war nur eine scheinbare, oberflächliche, gegeben durch die Sehnsucht junger Angehöriger der bürgerlichen Intelligenz nach einer Veränderung der herrschenden Zustände, nach einer Reform gesellschaftlicher Institutionen. Es fehlten jedoch ein klares Programm, ein einheitliches Ziel und eine feste Vorstellung, wie diese Reformen aussehen sollten. Diese Unklarheit wurde noch verstärkt durch die individualistischen Neigungen jedes einzelnen. Darüber hinaus mußte die künstliche Einheit, die durch die gemeinsame Position gegen den berüchtigten Bundesbeschluß mehr oder minder aufgezwungen war, als Reaktion eine starke Tendenz zur Differenzierung hervorrufen, sobald die wechselseitige Solidarität keine Notwendigkeit mehr darstellte.

Aus dem polemischen Inhalt leitete Engels eines der Hauptmerkmale des modernen jungdeutschen Stils ab, nämlich dessen kritische Note, die im Gegensatz zu der Behauptung Wihls kein zufälliges Element darstellte, sondern zum Wesen dieses Stils gehörte.

¹⁹⁸ Johannes Proelß: Das junge Deutschland, Stuttgart 1892, S. 697.

Engels erkannte sehr richtig, daß der polemische Charakter einen Grundzug gerade jener Entwicklungsetappe des Jungen Deutschland ausmachte, in der er selbst dessen Anhänger geworden war. Schon Titel und [179] Inhalt des Aufsatzes „Moderne Polemik“ zeugen von dem Nachdruck, mit dem Engels diese seine These vertrat. Er war zwar auf Grund seiner negativen Haltung gegenüber diesen polemischen Zersetzungstendenzen bemüht, dagegen anzugehen, vor allem dort, wo die literarische Polemik in persönliche Invektiven umzuschlagen drohte, aber gleichzeitig war er sich bewußt, daß er als einzelner an diesem Stand der Dinge nicht viel ändern konnte.

Engels sah jedoch auch eine nicht zu unterschätzende positive Seite an dieser Polemik, und gerade dadurch wurde er der Sprecher der jüngsten literarischen Generation, der Sprecher „des jüngeren Nachwuchses“, wie er es selbst nannte. Wir gehen sicher nicht fehl in der Annahme, daß er diese Feststellung bewußt in der Absicht traf, sich von der Generation Gutzkows, von den polemischen Zänkereien, an denen sich Gutzkow lange Zeit führend beteiligt hatte, eindeutig zu distanzieren. Engels betonte nämlich in seinem Namen und im Namen jenes „jüngeren Nachwuchses“, daß er sich keiner der beiden feindlichen Parteien anschleie und daß gerade der erbitterte Streit der Älteren es den Jüngeren ermögliche, ihren eigenen Weg zu verfolgen, sich fremder Einflüsse zu entledigen und selbständig zu werden. Unparteiischer kritischer Blick, selbständiges Urteil, Selbstvertrauen – das sind die Eigenschaften, die den zwanzigjährigen Literaturkritiker Engels auszeichnen. Mit ihrer Hilfe vermochte er die jungdeutsche Polemik und selbst Gutzkow zu überwinden. Der Polemik räumte er nur Bedeutung im Kampf gegen die Vergangenheit, gegen die Reaktion ein, während die zeitgenössische Literatur sich in erster Linie durch neue Dichtungen legitimieren müsse.

Der ganze Aufsatz und besonders sein Schluß ist eine Distanzierung von der Gutzkowschen Moderne, die Engels in dem Bewußtsein vornimmt, daß er diese Entwicklungsstufe bereits hinter sich gelassen hat, daß er in seiner weltanschaulichen Entwicklung bereits weiter ist. Diese neue Entwicklungsstufe ist für Engels und seine Altersgenossen gekennzeichnet durch eine Synthese der literarischen Errungenschaften der Moderne mit den ideellen Errungenschaften der Junghegelianer. (Daß Gutzkow sich dieser Tendenz wohl bewußt war, beweist eine Stelle aus einem Brief an Alexander Jung, wo er der Überzeugung Ausdruck gibt, daß Engels sich nie so schnell weltanschaulich hätte emanzipieren können, wenn die Junghegelianer ihm dabei nicht entgegengekommen wären.) Das Verhalten des jungen Engels in dieser Frage ist begreiflich. Hatte [180] doch gerade damals das Junge Deutschland endgültig erklärt, es sei nicht in der Lage, auf entscheidende Weise in den Kampf der Opposition gegen die Reaktion einzugreifen. Gleichzeitig jedoch traten die Junghegelianer mit ihren gegen die herrschende Ideologie gerichteten Schriften an die Öffentlichkeit und wurden so zeitweilig zur entscheidenden Kraft auch im politischen Kampf gegen die Reaktion. Eben das aber war es, was Engels bewog, sich ihnen anzuschließen.

Das Verhältnis zwischen Gutzkow und Engels machte also eine schnelle Entwicklung durch. Der literarische Novize Engels suchte und fand bei dem selbstherrlichen Führer des Jungen Deutschland um 1840 erste Belehrung über die damaligen literarischen Strömungen. Gewisse gemeinsame Züge in ihren Anschauungen (die hohe Einschätzung Börnes, Zweifel religiöser Natur, das Bestreben, die Literatur in den Dienst sozialer Reformen zu stellen usw.) förderten dieses Verhältnis. Gutzkow veröffentlichte anstandslos die geistreichen Artikel, literarischen Essays und Gedichte des Bremer „Handlungsbeflissenen“. Der geistige Reifeprozess des jungen Engels verlief jedoch außerordentlich schnell, und die weltanschaulichen Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden wurden immer größer.

Während die in „Wally“ ausgesprochenen Glaubenszweifel bei Gutzkow in einem Kompromiß versandeten, gelangte Engels bald zu einer gründlichen Klärung dieser Fragen auf außerkirchlichem und später auch auf wissenschaftlichem Boden. Während Gutzkow sein literarisches Programm den Durchschnittsbedürfnissen der bürgerlichen Öffentlichkeit anpaßte, präziserte Engels unausgesetzt seine literarischen Kriterien in Verbindung mit seinen sich vertiefenden literarischen, philosophischen und nicht zuletzt auch politisch-ökonomischen Einsichten. Während Gutzkow zu Beginn der vierziger Jahre sich zu den Junghegelianern zunächst gleichgültig und später geradezu feindlich verhielt – obwohl er ursprünglich die Aktivität dieser Schule mit Sympathie verfolgt hatte –, stellte Engels sich vorbehaltlos auf den Standpunkt dieser damals radikalsten Gruppe. Während also Gutzkow

in der jungdeutschen Ideologie befangen blieb, die in ihrer Schwundstufe nicht einmal mehr die progressiven Forderungen ihrer Anfänge erfüllen konnte, orientierte Engels sich zielbewußt auf die fortschrittlichsten Elemente deutschen Denkens in jener Zeit und formte sich daraus eine immer radikaler werdende eigene Weltanschauung.

[181] Die einzelnen Etappen dieses Distanzierungsprozesses haben wir weiter oben an Hand von konkretem Material belegt. Die konsequenteste Abrechnung des jungen Engels mit Gutzkow ist der Aufsatz „Modernes Literaturleben“. Engels kritisiert hier bei aller Anerkennung der Verdienste und Vorzüge Gutzkows dessen Dramen und Prosaschriften. Darüber hinaus richtet sich seine Kritik jedoch auch gegen Gutzkow als Literaturkritiker und Polemiker in dem Bestreben, ihm an allen einzelnen Elementen die tatsächliche Entwicklungstendenz und ihren Zusammenhang mit den politischen Problemen nachzuweisen. Wie aus Gutzkows Korrespondenz hervorgeht, war er ziemlich unwillig darüber, daß jener „Handlungsbeflissene“ so schnell über ihn hinausgewachsen war, aber er mußte wohl doch objektiv zugeben, daß Engels im Grunde recht hatte. Jedenfalls vermied er es, dem von der „Mitternachtzeitung“ veröffentlichten Artikel öffentlich zu widersprechen und brachte auch weiterhin Beiträge des jungen Engels im „Telegraph“, führte ihn in einer Liste der offiziellen Mitarbeiter des Blattes an und verfaßte schließlich zusammen mit ihm eine gemeinsame Programmklärung, womit er Engels als gleichberechtigten Schriftsteller anerkannte.

Die Mitarbeit des jungen Engels an anderen Blättern war Gutzkow nicht genehm, aber die Beziehungen zwischen beiden dauerten doch bis zu Engels' Übersiedlung nach Berlin an, wenn auch dessen Beiträge für den „Telegraph“ immer seltener wurden. Der endgültige Abbruch der wechselseitigen Beziehungen fällt in die Berliner Periode.

Die Zusammenarbeit mit Gutzkow vermittelte Engels wertvolle literarische Erfahrungen und hatte in publizistischer Hinsicht auch für Gutzkow große Bedeutung. Obwohl man Gutzkow nicht die absolut führende Rolle innerhalb des Jungen Deutschland zusprechen kann – hatten doch auch andere, vor allem Wienbarg, wesentlichen Anteil an Grundgedanken dieser Bewegung –, nahm er doch gerade in der Zeit der literarischen Anfänge des jungen Engels innerhalb der Hamburger Gruppe des Jungen Deutschland unbestritten eine führende Stellung ein. Schon allein dadurch, daß es ihm gelungen war, sein Blatt zu einem führenden Organ der fortschrittlichen bürgerlichen Ideologie zu machen. Das ist auch der Grund, weshalb wir zuerst die Wechselbeziehungen zwischen Engels und Gutzkow untersuchten und uns erst jetzt den übrigen Persönlichkeiten zuwenden, die man zum Jungen Deutschland zählt.

[182] Ludolf Wienbarg, den Taufpaten des Jungen Deutschland, erwähnt Engels zum erstenmal im April 1839 in einem Brief an die Brüder Graeber, der einen gedrängten Überblick über die damalige Literatur zu geben versucht. Die Erwähnung läßt keinen sicheren Schluß zu, ob Engels Wienbargs Arbeiten näher kannte. Er reiht ihn in die junge literarische Generation ein, die durch die Pariser Julirevolution ins Leben gerufen worden sei und an deren Wiege Börne gestanden habe. Später noch macht Engels die Freunde auf die Literaturkritiken Wienbargs aufmerksam und empfiehlt sie ihnen neben anderen jungdeutschen Schriften zur Lektüre. Im Herbst 1839 spricht Engels gelegentlich seiner Analyse des modernen Stils den Schriften Wienbargs eine führende Rolle im Prozeß der Umgestaltung älterer literarisch-stilistischer Tendenzen zu. Diesen Gedanken variiert er dann im Sommer 1840 bei seiner Analyse der Entwicklung des deutschen Stils in dem Aufsatz „Moderne Polemik“. Neben den bereits erwähnten Kennzeichen sieht er Wienbargs Eigenart vor allem darin, daß er in seinen Werken Schöpfung und Kritik, Poesie und Prosa organisch verbinde.

Wienbarg war der erste, der sich im Namen der jungen literarischen Generation der Öffentlichkeit gestellt und als erster in der Theorie die einzelnen Kunstgattungen vom Standpunkt der Jungen aus untersucht hatte. Seine 1834 veröffentlichten „Ästhetischen Feldzüge“ sind in der Tat eine Kampfschrift, in der die Ästhetik, obwohl im Titel enthalten, nicht das Hauptthema ist. Es handelt sich um 24 Vorlesungen, die Wienbarg als Universitätsdozent vor der fortschrittlich gesinnten Jugend Norddeutschlands gehalten hatte, in denen einige Fragen aufgeworfen und besprochen werden, die politischen Charakter tragen und damals, nach der Pariser Julirevolution, die öffentliche Meinung lebhaft beschäftigten: Gedankenfreiheit, Erziehung der Jugend zum Patriotismus, Kampf gegen romantische Anschauungen in Geschichte und Literatur, gegen Philistertum in jeder Form, gegen dogmatische

Erstarrung, Anteil des Volkes an der Regierung, das Heldentum der polnischen Revolutionäre – diesen und anderen Gedanken begegnen wir in Wienbargs ästhetischen Vorlesungen. Er geht von der These aus, daß der Zweck des Lebens das Leben selbst sei, und da er nicht die Kunst über das Leben stellt, wie das die Mehrzahl der von ihm verspotteten Katheder-Ästhetiker zu tun pflegte, setzt er sich in erster Linie mit damaligen Lebensauffassungen auseinander. Den Schwerpunkt dieser außerordentlich bedeutenden Schrift, die bis zu [183] einem gewissen Grade das Credo der jungen bürgerlichen Intelligenz werden sollte, bildet Wienbargs weltanschaulicher Kampf gegen die feudal-kirchliche Reaktion, den er als die Grundvoraussetzung zur Lösung der literarischen Fragen betrachtete. Mit leidenschaftlicher Parteinahme für den Fortschritt ruft er der studentischen Jugend zu: „Was sagt sie (die Moral – V. M.) uns von der Moralität oder Unmoralität unserer Staatseinrichtung, was hat sie für ein Urteil über Freiheit und Knechtschaft? ist es moralisch oder unmoralisch, oder gleichgültig, sich in den Kampf der Zeit einzulassen, das Schwert für Recht und Freiheit zu zücken, das Bollwerk der Privilegien, die Mißbräuche des Kastenwesens anzugreifen? ist es ein moralischer oder unmoralischer Zustand, daß unser Volk kein vaterländisches, verständliches Recht hat, daß es in so vielen Ländern noch keine Stimme führt, wo es ihre vornehmlichsten und heiligsten Interessen betrifft?“¹⁹⁹ Solchen und ähnlichen Anschauungen begegnen wir auch später bei der Mehrheit der Jungdeutschen, nur in verworreneren Formulierungen, und auch der junge Engels hätte sie ohne Zweifel unterschrieben. Wienbarg verkündete sie in der begeisterten Sprache eines Volkstribunen und war zum Unterschied von gewissen jungdeutschen Leisetretern fest und kompromißlos in seiner Gesinnung. Der mitreißende Ton der Aufsätze Wienbargs bewog Engels, diesen Publizisten zu den besten Stilisten der neueren Zeit zu zählen.

In theoretischer Hinsicht interessant ist Wienbargs entschiedene Ablehnung naturalistischer Tendenzen in allen Kunstgattungen (16. Vorlesung). Seine Auffassung der einzelnen Literaturgattungen demonstrierte er am Werk Goethes, Byrons und Heines. (Bereits 1833, also noch bevor Heine den Höhepunkt seines Schaffens erreicht hatte!) Wienbarg bietet keinen systematischen Überblick über einzelne literarische Gattungen und ihre Rangordnung. Das lag gar nicht in seiner Absicht, erklärt er doch selbst im Vorwort, es handle sich hier um „flüchtige Ergüsse wechselnder Aufregung, aber alle aus der Sehnsucht des Gemüts nach einem besseren und schöneren Volksleben entsprungen.“²⁰⁰ Aber auch an diesen Gedankenfragmenten läßt sich eine, man kann ohne Übertreibung sagen: materialistische ästhetische Konzeption ablesen, nach der eine jede künstlerische Äußerung durch konkrete Lebensimpulse und durch den Gegenstand der Darstellung beeinflusst ist.

[184] Die Lyrik verwarf Wienbarg keineswegs, und wenn Gegner des Jungen Deutschland das behaupteten, dann konnten sie das nur, indem sie bestimmte Äußerungen Wienbargs aus ihrem Zusammenhang rissen. Auch hier zeigt Engels ein richtiges Verständnis der wahren Meinung Wienbargs, wenn er in seinem Artikel über Karl Beck bei der Erörterung in den Beziehungen des Jungen Deutschland zur Lyrik sich auch auf Wienbarg bezieht: „Wienbarg machte bittere Bemerkungen über die alltägliche Lyrik und ihr ewiges Einerlei ...“²⁰¹ Wienbarg, der für seine ästhetischen Vorlesungen gerade Goethe, Byron und Heine als Vorbilder aufgestellt hatte, war sich der hohen Bedeutung der Lyrik sehr wohl bewußt und stellte gerade deshalb hohe Anforderungen an den lyrischen Dichter: „Gott sei es geklagt, jede Leipziger Messe bringt uns einige Scheffel von diesen Klingklang und Singsangsachen deutscher Musenjünglinge, die es nicht verantworten zu können glauben, ihren Namen der Nachwelt vorzuenthalten.“²⁰²

Wienbarg forderte von der Literatur seiner Zeit revolutionäre Gesinnung. Zu dieser Forderung war er auf natürlichem Wege, über die Beobachtung des Tagesgeschehens gelangt: In einer Zeit, in der der Kampf der Gegenwart gegen die Vergangenheit, der Kampf um die Beteiligung des Volkes (das heißt des Bürgertums, dessen Sprecher auch Wienbarg war) an allen öffentlichen Belangen zum Hauptproblem aller geworden sei, dürfe kein deutscher Dichter abseits stehen, müsse jeder den Kampf der

¹⁹⁹ L. Wienbarg: Ästhetische Feldzüge, Hamburg 1834, S. 168.

²⁰⁰ Ebenda, S. VI.

²⁰¹ MEGA, I/2, S. 37. [MEW, Bd. 41, S. 22]

²⁰² Wienbarg: Ästhetische Feldzüge, S. 276.

Gesellschaft auch zu seiner eigenen Sache machen: „Der Dichter müßte blind sein, oder kalt, oder gefühllos, oder heuchlerisch, oder *kein großer Dichter*, der mit seiner Leier über den ungeheuren Riß hinweghüpft, welcher die Gegenwart von der Vergangenheit trennt, er müßte nicht der Dolmetscher der Natur und Menschheit sein, wenn er nicht das Ringen und den Schmerz dieser Menschheit verstände, fühlte und in den Wogen der Poesie dahin brausen ließe.“²⁰³ Diese an den Dichter gestellte Forderung, sich dem Geist der Revolution zu öffnen, beweist am besten, welche große Bedeutung Wienburg gerade der Lyrik beimaß. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Engels in seiner Verteidigung der Lyrik sich gerade durch Wienburg bestätigt gefühlt hat.

In seiner Studie „Zur neuesten Literatur“ würdigt Wienburg Goethe [185] als den Wegbereiter einer neuen fortschrittlichen Weltliteratur. Er zitiert die Goetheworte: „Poesie und Leben sind Inseparabeln* ... Wer die Poesie vom Leben trennt, trennt das Leben von der Poesie“, macht sie sich zu eigen und bezeichnet sie als Grundvoraussetzung aller künftigen Literatur.²⁰⁴ Eine Ergänzung erfährt diese These bei Wienburg durch einen polemischen Ausfall gegen die Romantik. In Kapiteln über Pückler-Muskau, über das deutsche Theater, über Immermann, Heine und andere Schriftsteller der Zeit formuliert Wienburg für damalige Verhältnisse beachtenswerte ästhetische Grundsätze, die der jungen Generation ein festes theoretisches Fundament hätten vermitteln können.

Gerade Wienburg war es, den Engels als literarisch-kritische Persönlichkeit und als Kämpfer vor allen anderen Jungdeutschen hervorhob: „Wienburg, der herrlichste Charakter des jungen Deutschlands, zog sich zurück“²⁰⁵, schreibt er in der unwilligen Schilderung der Polemik, die zwischen Jungdeutschen ausgebrochen war.

Bei der Analyse der Gutzkowschen Dramen beruft sich Engels im Frühjahr 1840 auf ein Urteil Wienburgs. Dagegen stimmt er in sprachlichen Fragen mit Wienburg nicht überein. Wienburg hatte mit Recht die Zersplitterung Deutschlands für das größte Hemmnis einer fortschrittlichen Entwicklung gehalten. Als eine der Erscheinungsformen dieser Zersplitterung galt ihm auch die sprachliche Uneinheitlichkeit, und deshalb forderte er die Ausschaltung des Plattdeutschen. Engels dagegen erläuterte in einem besonderen Artikel und durch Randbemerkungen die Schönheit des Niederdeutschen sowie dessen historische Berechtigung und Lebenskraft, obwohl er Wienburgs Standpunkt kannte, wie aus einem am 31. Juli 1840 im „Morgenblatt für gebildete Leser“ veröffentlichten Artikel hervorgeht.²⁰⁶ Mit Wienburg beschäftigte sich Engels erst wieder in Berlin. In welchem Umfang Engels an Gedanken Wienburgs anknüpfte, um sie weiterzuentwickeln, läßt sich schwer sagen. Schriftliche Belege dafür gibt es nicht, und ähnliche Gedanken lagen damals sozusagen in der Luft, mußten sich angesichts der vormärzlichen Verhältnisse geradezu aufdrängen. Kennzeichnend für Wienburgs Anschauungen über den Zustand und die Zukunft der Ästhetik sind folgende Worte, die diesen Abschnitt abschließen sollen: „Also, es gibt keine Ästhetik im angegebenen Sinn, es kann keine echte Ästhetik geben, wer sie schriebe, müßte vorher (neue Religion, eine neue Moral) eine neue Kunst, ein neues Leben herbeischaffen.“²⁰⁷

In unserer zusammenfassenden Betrachtung der jungdeutschen Autoren darf Heinrich Laube nicht fehlen, obwohl er an der Spitze der Gruppe stand, die sich zu dem Kreis um Gutzkow in Opposition befand. Schon im Januar 1839 urteilt Engels nicht gerade sehr schmeichelhaft über ihn: „Und dieser Heinrich Laube! Der Kerl schmiert in Einem fort Charaktere, die nicht existieren, Reisenovellen, die keine sind, Unsinn über Unsinn, es ist schrecklich.“²⁰⁸ Hier ist ein typischer Zug Laubes getroffen, nämlich dessen sinn- und rücksichtslose Vermischung einzelner literarischer Gattungen. An anderer Stelle kritisiert Engels Laubes unselbständigen Stil: Zuerst habe er Heine nachgeahmt, dann Goethe, und das nicht einmal direkt, sondern über Varnhagen, den großen Goethe-Verehrer.

²⁰³ Ebenda, S. 277. – * Untrennbares

²⁰⁴ Ludolf Wienburg: Zur neuesten Literatur, Hamburg 1838, S. 5.

²⁰⁵ Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 1960, Heft 1, S. 115. [MEW, Bd. 41, S. 51]

²⁰⁶ MEGA, I/2, S. 125. [Ebenda, S. 79]

²⁰⁷ Wienburg: Ästhetische Feldzüge, S. 135.

²⁰⁸ MEGA I/2, S. 497. [Ebenda, S. 354]

Engels dürfte Laubes Schaffen wohl hauptsächlich an Hand der Cottaschen „Zeitung für die elegante Welt“ verfolgt haben, die Laube redigierte. Ob er auch die dickleibigen und ermüdenden Romane Laubes kannte, ist nicht sicher. Erwähnungen Laubes in den literarischen Studien des jungen Engels stehen vor allem im Zusammenhang mit der Polemik zwischen Laube und Gutzkow, die vor allem in Zeitschriften ausgetragen wurde. Es scheint, daß Engels mit Laube in dieser Zeit die wenigsten Berührungspunkte hatte, obwohl er doch bei näherem Hinsehen auch Gemeinsames hätte entdecken können, etwa die Tatsache, daß Laube aktiver Burschenschaftler gewesen war, daß er in der Presse öffentlich die Predigten F. W. Krummachers kritisiert und sich für die sozialen Probleme des Saint-Simonismus interessiert hatte. Engels erwähnt ihn fast nur zusammen mit den übrigen Jungdeutschen der Vollständigkeit wegen.

Theodor Mundt war weder ein besonders hervorragender noch ein besonders origineller Autor des Jungen Deutschland. Das hatte Engels schon im Februar 1839 festgestellt, als er in einem Brief an die Brüder Graeber Mundt vernichtend kritisierte. Im April 1839 charakterisierte er ihn als einen völlig unbedeutenden Literaten, der obendrein in seiner Polemik [187] mit Gutzkow seinem eigenen Ruhm geschadet habe. Engels wirft Mundt vor, daß er die Lyrik ablehne und die Prosa als alleiniges literarisches Darstellungsmittel propagiere, daß er also durch seine Haltung die allgemein verbreitete Ansicht vom feindschaftlichen Verhältnis des Jungen Deutschland zur lyrischen Dichtung unterstütze.

Auch mit der Art und Weise, wie Mundt die Hegelsche Philosophie in die Literatur einzuführen suchte, stimmte Engels nicht überein. Mundt beschränkte sich nämlich auf die formale Verwendung Hegelscher Begriffe, die er ab und zu mit ernster oder auch ironischer Absicht in seine Texte einschob. Auf diese Weise verwandelten sich die Hegelschen Gedanken in literarische Floskeln ohne tiefere Bedeutung, was bei Engels, dem angehenden Junghegelianer, Abscheu erregen mußte. Überhaupt hielt Engels die Phrasenhaftigkeit für einen charakteristischen Zug bei Mundt und äußerte sich sehr sarkastisch über dessen dichterischen Weltschmerz. Gerade das Bestreben Mundts, philosophische Ideen in die Literatur einzuführen, dürfte Engels zu der ironischen Bezeichnung „Dichterdenker“ veranlaßt haben.

In dem Artikel „Moderne Polemik“ gibt Engels eine eingehendere Charakteristik Mundts: „Mundt ist ein echt deutscher Charakter, der eben darum aber auch sich selten hoch über das Gewöhnliche aufschwingt und oft genug ans Prosaische streift. Er ist liebenswürdig, deutschgründlich, grundehrlich, aber kein Dichter, dem es um eine künstlerische Durchbildung zu tun ist.“²⁰⁹ Engels verfolgte Mundts Werk und Entwicklung und gab auch in dem oben angeführten Aufsatz Einschätzungen einzelner Bücher Mundts. Die erste größere Arbeit Mundts sind die „Modernen Lebenswirren“ (1834), von denen Engels sagt, daß sie reich seien „an gutem Humor und schönen Einzelheiten, aber als Kunstwerk wertlos und als Roman langweilig“²¹⁰. Dieses Urteil des jungen Engels ist auch heute noch gültig, allerdings drängt sich dem heutigen Leser auch noch ein anderer Gesichtspunkt für die Bewertung dieses Buches auf. Mundt verkörpert in exemplarischer Weise die weltanschauliche und politische Verwirrung jener bürgerlichen Durchschnittsintelligenz, die zu Beginn der dreißiger Jahre versucht hatte, sich geistig zu emanzipieren. Die „Modernen Lebenswirren“ – ein sehr bezeichnender Titel – schildern in fragmenta-[188]rischer Briefform, wie der Held unter dem Eindruck der französischen Julirevolution in den Strudel des öffentlichen Lebens hineingezogen wird, seinen unklaren Drang, etwas zu tun, nicht abseits zu stehen und sich an der politisch-gesellschaftlichen Umgestaltung des Lebens zu beteiligen: „Ich habe den Zeitpolyp ... ich bin ein Unruhiger, und weiß doch nicht, was ich will und soll! ... auf dem Streitroß meiner kriegführenden Gedanken möchte ich als ein Held ausziehen in das Schlachtgetümmel der Geschichte!“²¹¹

Es folgt nun die allmähliche Entwicklung des Helden vom begeisterten Liberalen zum nationalistischen Legitimisten. Bald jedoch wendet er sich auch von diesen Ideen ab und will nun ganz der Dichtung leben, freilich nicht der für die damalige Zeit charakteristischen reflexiven Reimerei, sondern wirklicher Erlebnisdichtung in Form der Prosa-Novelle. Abgestoßen von beiden politischen

²⁰⁹ Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 1960, Heft 1, S. 113. [Ebenda, S. 50]

²¹⁰ Ebenda. [Ebenda]

²¹¹ Mundt: Moderne Lebenswirren Leipzig 1834, S. 11–13.

Extremen, entschließt der Held sich für die „goldene Mitte“, für das Juste-Milieu, aber auch hier findet er nicht das Ziel seiner Sehnsucht und so kommt er zu dem Schluß: „Ich bin Nichts! ... Ich habe keine Liebe, keine Freude und keinen Glauben mehr ... O was ist denn wahr? Was ist Wahrheit der Zeit? ... Vergangenheit! Gegenwart! Zukunft! und der Mensch die Wetterfahne zwischen die Mächte dieser drei Weltorkane mitten hineingestellt!“²¹²

Esperance, die Dame seines Herzens, zeigt dem Helden, in welcher Richtung er den Ausweg zu suchen habe: „O Freund, laß uns doch auf die Zukunft hoffen! *Fortschritt, Freiheit, Zukunft!* sind und bleiben die schönsten Worte der Menschheit. Sie sind unser Aller Gebet.“²¹³

Die Verworrenheit und Unklarheit der jungen bürgerlichen Intelligenz, das Flattern von einer Gesinnung zur anderen und schließlich die hektische Schwärmerei von einer freien Zukunft – das alles sind Elemente, die für das ideologische Milieu des Jungen Deutschland charakteristisch sind. Mundt bringt, wenn auch ungewollt, so doch überzeugend zum Ausdruck, daß die Lieblingsschlagworte Fortschritt, Freiheit und Zukunft für das deutsche Bürgertum jener Zeit lediglich Wort ohne konkreten Inhalt bleiben und zum Fetisch werden mußten. Die „Modernen Lebenswirren“ bestätigen das abschätzigste Urteil über die Originalität und Erfindungskraft des Autors. Die Kehrseite, eine für die Literaturwissenschaft beachtenswerte Kehrseite dieser negativen Eigenschaften ist jedoch, daß in Mundts Anschauungen gleichsam Wachsabdrücke der wichtigsten zeitgenössischen Ideen vorliegen, daß in ihnen das geistige Klima einer der Vorbereitungsstadien der deutschen bürgerlichen Revolution festgehalten ist.

Ein Jahr nach den „Modernen Lebenswirren“ erschien Mundts Roman „Madonna“ mit dem Untertitel „Unterhaltungen mit einer Heiligen“, der für uns auch dadurch interessant ist, daß er sich zum größten Teil in Nordböhmen abspielt, das Mundt bereist hatte. Mundts Begeisterung für die neuen „Ideen des Jahrhunderts“ ermöglichen ihm zwar einen dichterischen Aufschwung, der die „Madonna“ zu seinem besten Werk macht, trotzdem ist auch dieser Roman, wie Engels richtig feststellt, kein Kunstwerk, sondern enthält „nur einen Haufen guter Gedanken und herrlicher Bilder“²¹⁴.

In der Tat handelt es sich in diesem Roman um verworrene Reflexionen über die Frauenemanzipation, über das Recht auf freie Liebe, über das Wesen des Glaubens und der Religion, über historische Ereignisse, willkürlich vermischt mit Hegelschen, Rousseauschen und kirchlichen Reminiszenzen oder auch ausgesprochenen Unsinnigkeiten. Der Autor gibt selbst im Nachwort dem Gefühl Ausdruck, das ein jeder Leser nach der Lektüre dieses Buches haben muß: es sei ein Fragment, es wolle nicht die Begebenheiten der Zeit vermitteln, sondern deren Stimmung und Atmosphäre, es sei die Skizze einer Zeit, die sich auf dem Marsch befinde – deshalb trage es auch die Bezeichnung „Buch der Bewegung“. Die Uneinheitlichkeit des Stils und der Konzeption verbirgt sich unter der Briefform. Wie alle Frauengestalten Mundts, so trägt auch die Titelheldin der „Madonna“ Züge von Charlotte Stieglitz, der Frau eines sich unverstanden glaubenden Berliner Dichters, die durch ihren Freitod den Gatten zu einem großen Werk hatte anspornen wollen.

Mundts weiteres Schaffen bietet das Bild eines Verfallsprozesses. Mundt machte immer mehr das Tagesfeuilleton zu seiner ausschließlichen Domäne; sein Stil verlor immer mehr an Anschaulichkeit und Leben. Die Vorhersage des jungen Engels, daß über kurze Zeit von dem Dichter Mundt nicht mehr die Rede sein werde, erfüllte sich sehr schnell. Mundt entwickelte sich zu einem gemäßigten, immer zu Kompromissen bereiten [190] Tagesschriftsteller, den Engels dann unter die geistigen Vorläufer des wahren Sozialismus einreichte: „Der bescheidene deutsche Hamlet bekräftigte seine Gefährlosigkeitsbeteuerungen durch unschuldige kleine Novellen, in denen die Ideen der Zeit mit gestutztem Bart und gekämmtem Haar auftraten und im Supplikantenfrack* eine alleruntertänigste Bittschrift um gnädigste Realisation einreichten.“²¹⁵

²¹² Ebenda, S. 231, 233, 237.

²¹³ Ebenda, S. 261 (Hervorhebungen von mir – V. M.).

²¹⁴ Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 1960, Heft 1, S. 113. [MEW, Bd. 41, S. 50]

* Suplikant = Bittsteller – ²¹⁵ Ebenda. [Ebenda]

Dieses Urteil ergänzte Engels dann später gelegentlich seiner Kritik an Alexander Jung durch die Feststellung, Mundt sei überhaupt nicht fähig, Hegel zu verstehen. Das schöngeistige Philosophieren Mundts stieß bei Engels auf entschiedene Ablehnung.

Gustav Kühne, ein Freund Mundts, beschäftigte den jungen Engels nicht minder. Bereits im Januar 1839 findet er in einem Brief an die Brüder Graeber Worte erbarmungsloser Kritik: „Dieser Kühne, Mundts Agent in Leipzig, redigiert die Zeitung für die elegante Welt, und die sieht jetzt aus wie eine Dame, deren Körperbau für einen Reifrock eingerichtet, und die jetzt in ein modernes Kleid gesteckt wird, daß bei jedem Schritt die holdselige Krümmung der Beine durch das schmiegsame Kleid sichtbar wird. Es ist köstlich!“²¹⁶ Engels konnte es weder Mundt noch Kühne verzeihen, daß sie einander emporlobten. Jedoch schätzte er die Freundestreue Kühnes, als dieser zur Verteidigung Mundts gegen Gutzkow auftrat.

Auch Kühne nimmt in Engels' Analyse des modernen Stils einen Platz ein, allerdings keinen bedeutenden. Als Stilisten stellt Engels Kühne neben Gutzkow, nur macht er ihm eine Tendenz zum Idealisieren zum Vorwurf: „Kühne schreibt gemütlich-ausmalend, mit etwas zu viel Licht und zu wenig Schatten ...“²¹⁷ Dieses Urteil wird dann zwei Monate später gelegentlich der Analyse der Beckschen Gedichte präzisiert. Engels gibt hier seiner Überzeugung Ausdruck, die schiefen dichterischen Bilder Becks müßten gerade unter dem Einfluß Kühnes entstanden sein.

Die Freundschaft zwischen Kühne und Mundt fand unter anderem auch darin ihren Ausdruck, daß Kühne ähnlich wie Mundt versuchte, Hegel auf seine Weise in die Literatur einzuführen. Gegen einen solchen philosophischen Dilettantismus protestierte Engels natürlich auch hier, [191] denn, so schreibt er sarkastisch, man könne eine solche Hegelübersetzung ohne Kenntnis des Originals nicht verstehen.

Eingehender befaßte Engels sich mit der literarischen Wirksamkeit Kühnes in seinem Artikel „Modernes Literaturleben“. Vielleicht wollte er das allzu oberflächliche Urteil Gutzkows, das gleich eingangs erwähnt wird, neutralisieren. Der eigentliche Grund, weshalb er ausführlicher über Kühne schrieb, war die Tatsache, daß Kühne in der Polemik mit Gutzkow die Rolle seines zum Schweigen gebrachten Freundes Mundt übernommen hatte. Wie bereits erwähnt, betrachtete Engels die polemische Note der jungdeutschen Auseinandersetzungen für ein charakteristisches Zeichen der Zeit und widmete ihr deshalb auch einen besonderen Artikel. Ähnlich wie für Mundt waren auch für Kühne und seine literarische Entwicklung zwei Momente von Bedeutung gewesen: einmal die Beschäftigung mit Hegel und zum anderen das Milieu der Berliner Gesellschaft, aus der er hervorgegangen war. In den literarischen Salons Berlins gab vor allem Varnhagen von Ense den Ton an, und das blieb auch nicht ohne Einfluß auf den jungen Kühne.

Engels wendet sich – wie schon ein Jahr vorher – dem Stil Kühnes zu und untersucht kritisch dessen Quellen. Das Hauptkennzeichen der literarischen Ausdrucksform Kühnes sieht Engels in dem französischen Esprit, in dem mit Phantasie gepaarten geistreichen Assoziationsvermögen. Diese im Grunde positiven Elemente treibe Kühne jedoch bis ins äußere Extrem, bis zur Phrasenhaftigkeit, in der er eine ungewöhnliche Meisterschaft erreicht habe. Oberflächliche, inhaltsleere Metaphern könne man allenfalls noch in einem Zeitungsartikel hinnehmen, aber in Werken, die Anspruch auf dauernden Wert erhöhen, seien sie nicht zu entschuldigen. Als Journalist und Chefredakteur der „Zeitung für die elegante Welt“, die er nach Laube übernommen hatte, habe es Kühne auf diesem Gebiet viel weiter gebracht als sein Vorgänger. In seinen Kritiken konzentriere Kühne sich gewöhnlich auf einen geistvollen Einfall und erkläre von hier aus alle Aspekte des zu untersuchenden Gegenstandes. Eine solche Methode der Beurteilung ergebe zwar interessant zu lesende Feuilletons, entspreche aber nicht den Forderungen, die an eine Kritik gestellt werden müßten.

Engels unterscheidet bei Kühne zwei Entwicklungsetappen. In der ersten könne man noch keine selbständigen Züge feststellen, Kühne befinde sich hier noch in zu großer Abhängigkeit von den Doktrinen

²¹⁶ MEGA, I/2, S. 497. [Ebenda, S. 354]

²¹⁷ Ebenda, S. 540. [Ebenda, S. 421]

[192] Hegels, und den Anschauungen Mundts, unter dessen Leitung Kühne seine ersten Arbeiten für die Zeitschrift „Literarischer Zodiacus“ geschrieben hatte. In den Jahren 1835/36 habe sich dann Kühnes geistige Emanzipation vollzogen. Kühnes Roman „Die Quarantaine im Irrenhause“ (1835) sei ein Versuch, einen Ausweg aus der Verwirrung zu finden, in die ihn das Studium Hegels gestürzt habe, und die weltanschaulichen Kämpfe zu beschreiben, die um den Begriff Liberalismus entbrannt waren. Die Thematik sei also mit der von Mundts „Modernen Lebenswirren“ sehr verwandt. Engels stellt mit Recht an dieser Arbeit Kühnes fest, daß sie trotz ihrer geistreichen, drei Viertel des Buches einnehmenden Betrachtungen beim Leser schließlich doch den Eindruck der Langeweile hinterlasse. Der Charakter des Titelhelden und auch der übrigen Gestalten des Buches sei ohne Profil, zeige nur allgemeinste Umrisse ohne individuelle Züge, und so müsse auch die Handlung in unbestimmten Konturen bleiben. Auch hier zeigt sich wieder, wie der ideologischen Unklarheit der Zeit eine verworrene Form des literarischen Ausdrucks entspricht.

In der Auseinandersetzung zwischen Heine und Gutzkow hatte Engels von Kühne größere Zurückhaltung in jener „Hundepolemik“ erwartet, die er für den größten Schandfleck in den damaligen Literaturfehden hielt.

Unter der großen Zahl der jungen Literaten sprach Engels Kühne trotz dessen Unzulänglichkeiten einen bedeutenden Einfluß zu. Er hatte dabei offensichtlich vor allem Kühnes langjährige Tätigkeit als Journalist im Sinne.

Engels bewertete sowohl Mundt als auch Kühne ihrer Bedeutung entsprechend. Ihr Werk hat in der deutschen Literatur keinerlei bemerkenswerte Spuren hinterlassen und ist heute völlig der Vergessenheit anheimgefallen, ein Beweis, daß Engels' ablehnende Kritik durchaus berechtigt war. Die ideologische Verworrenheit dieser beiden Literaten war typisch für die intellektuellen Kreise einer Klasse, die zwar gern Machtpositionen erobert hätte, gleichzeitig aber die übrigen Klassen fürchtete und von vornherein Kompromißlösungen anstrebte. Ihre literarischen Werke, die bereits zur Zeit ihrer Entstehung der Kritik nicht standhalten konnten, haben heute nur noch den Wert von historischen Dokumenten.

Ähnlich verhält es sich mit zahlreichen anderen Autoren, die man gewöhnlich dem weiteren Umkreis des Jungen Deutschland zuzuordnen pflegt. Bei Engels finden wir gelegentlich auch Ludwig Wihl, Hermann Marggraf, August Lewald Theodor Creizenach und andere erwähnt, doch [193] lassen diese Stellen keinerlei Schlüsse auf die Einschätzung dieser Autoren durch Engels zu. Des öfteren erscheint auch in den Artikeln des jungen Engels der Name des Literaturpapstes Wolfgang Menzel, jedoch immer nur zur Kennzeichnung der reaktionären Tendenzen, die dieser Vertreter einer terroristischen Kritik, Verteidiger der kirchlichen Orthodoxie und Anhänger der feudalen Reaktion vertrat, der zu einem dankbaren Objekt für die Satire Börnes geworden war.

In diesem Kapitel über die Beziehungen des jungen Engels zum Jungen Deutschland und zu dessen einzelnen Mitgliedern²¹⁸ ging es uns vor allem um den Nachweis, daß der junge Engels trotz anfänglicher Vorbehalte gegen das Junge Deutschland sich ihm deshalb genähert hatte, weil es in damaliger Zeit die einzige, wenn auch recht zahme oppositionelle Stimme gegen die herrschende Reaktion war, weil es wenigstens durch das Wort die Prinzipien der Freiheit, des Fortschritts und der Beseitigung der feudalen und kirchlichen Konventionen vertrat. Von Anfang an jedoch war sich Engels der politischen Inkonsequenz und der künstlerischen Schranken dieser Bewegung wohl bewußt, er bemühte sich, auf kritischem Wege diesen Standpunkt zu überwinden und eine höhere Entwicklungsstufe zu erreichen. Von den beiden regionalen Gruppen des Jungen Deutschland stand ihm die rheinische (später die norddeutsche), deren Haupt Gutzkow war, am nächsten. Gutzkow gebührt auch das Verdienst, dem angehenden Literaten Oswald die Spalten seiner verhältnismäßig bedeutsamen Zeitschrift für Gedichte, Reisebilder, Literaturkritiken und kämpferische politische Artikel geöffnet zu haben. Hier entwickelte Engels seine publizistischen Fähigkeiten und konnte bald feststellen, daß seine Stimme zu denen gehörte, die mit Interesse vernommen wurden. Seine Beiträge wurden regelmäßig

²¹⁸ Vgl. auch Walter Dietze: Junges Deutschland und deutsche Klassik, Berlin 1957.

abgedruckt, die Redaktion nahm ihn in das Verzeichnis ihrer offiziellen Mitarbeiter auf, und Gutzkow wählte ihn als Mitautor einer großen politischen Programmerkklärung für einen neuen Jahrgang der Zeitschrift. Gleichzeitig aber wurde Engels auch Korrespondent anderer Blätter, vor allem des „Morgenblatts“ und der „Mitternachtzeitung für gebildete Leser“. Gründlich kritisierte Engels die publizistische und literarische Tätigkeit einzelner jungdeutscher Autoren, untersuchte vor allem das Werk Gutzkows und [194] in einem umfangreichen Artikel die jungdeutsche Polemik, in der er ein mehr zersetzend als positiv wirkendes Charakteristikum der letzten Phase dieser Bewegung erblickte. Engels distanzierte sich von Anfang an von diesen Streitigkeiten und persönlichen Invektiven, und zwar im Namen der jüngsten literarischen Generation, deren Antritt er verkündete. Als das Neue dieser Generation, durch das sie sich vom Jungen Deutschland unterscheiden sollte, empfand Engels – und hier sprach er vor allem im eigenen Namen – die Aneignung der Hegelschen Philosophie in der Interpretation der junghegelianischen Linken, durch die das nebelhafte Programm des Jungen Deutschland durch eine feste ideologische Grundlage ersetzt werden sollte, um die Literatur zu einer aktiven Teilnahme am Kampf um die Reform der Gesellschaft zu befähigen.

Die Bewunderung für Heine und Börne, die beiden Ahnherren des Jungen Deutschland, überlebte diese seine jungdeutsche Periode. Seine Hochachtung vor Heine wuchs mit jedem weiteren Werk dieses großen Dichters, obwohl er ihm zunächst noch aus Gründen der politischen Entwicklung ferngestanden hatte. Börne wurde für ihn zu einem ewigen Symbol der Tat, der politischen Praxis, die er beim Jungen Deutschland so sehr vermißte und die er deshalb bei den Junghegelianern suchte.

Die Periode der absoluten Übereinstimmung des jungen Engels mit den Grundsätzen der jungdeutschen Bewegung beschränkt sich demnach auf einige Monate des Jahres 1839, in denen er seine ersten literarischen Arbeiten schrieb. Sehr bald jedoch erkannte er die Unzulänglichkeit dieser Prinzipien und überwand dieses Anfangsstadium. Die Kritik am Jungen Deutschland bedeutete für den schnell sich entwickelnden jungen Schriftsteller nicht nur eine Ablehnung von Ideen, sondern auch den Weg zu neuen Perspektiven. Noch in Bremen begann Engels sich mit der Hegelschen Philosophie zu beschäftigen, und zwar nicht auf eine dilettantisch-literatenhafte Weise à la Mundt oder Kühne, sondern im Geist der Junghegelianer. Aber noch immer betrachtete er die Literatur als seine Lebensaufgabe; deshalb setzte er auch nach seiner Analyse des Jungen Deutschland, die in dem großen zweiteiligen Artikel „Modernes Literaturleben“ einen vorläufigen Abschluß erfahren hatte, seine publizistische und literaturkritische Tätigkeit weiter fort. [195]

Übersetzungen

Wir erwähnten bei der Besprechung der journalistischen Arbeiten des jungen Engels den Artikel „Modernes Literaturleben“, der in zwei Teilen (im März und Mai 1840) in der „Mitternachtzeitung“ erschienen war. Um die gleiche Zeit unternahm Engels die ebenfalls bereits erwähnte Westfalen-Reise, auf der er Levin Schücking und die Droste kennenlernte. Damals beschäftigte er sich auch intensiv mit lyrischen Übersetzungen aus mehreren Sprachen.

Aus einem Brief an die Brüder Graeber wissen wir, daß er schon im Sommer 1839 etwas aus Shelleys Dichtungen übersetzt hatte und mit einer Veröffentlichung dieser Übersetzungen rechnete. Ob es dazu gekommen ist oder nicht, ließ sich bisher nicht feststellen. Das Interesse des jungen Engels an den revolutionären Dichtungen von Percy Bysshe Shelley erkaltete jedoch nicht, und Shelley wurde, wie erhaltene Briefe beweisen, das Hauptmotiv für das Zustandekommen eines persönlichen Kontaktes zwischen Engels und Schücking. Aus dem Brief vom 18. Juni 1840, den Engels nach der Rückkehr von seiner Reise an Schücking sandte²¹⁹, entnehmen wir, daß beide eine gemeinsame Shelley-Übersetzung planten, an der sich noch Hermann Püttmann, ein rheinischer Schriftsteller und Journalist, beteiligen sollte. Engels suchte in Bremen einen Verleger für dieses Unternehmen zu gewinnen, aber ohne Erfolg, da diesem die ganze Sache reichlich unrentabel erschien. Darauf unterbreitete Engels Schücking Pläne zu Verhandlungen mit weiteren Verlegern und schrieb gleichzeitig an Püttmann (Brief nicht erhalten), der früher schon einem Leipziger Verleger eine Übersetzung von Queen Mab

²¹⁹ Anhang. [MEW, Bd. 41, S. 444–446]

angeboten und ihm sogar den ersten Gesang zugesandt hatte. Engels bat Püttmann in diesem Brief, er möge sein Angebot um weitere Gedichte erweitern. Am 2. Juli schreibt Engels an Schücking²²⁰ wiederum über die geplante Shelley-Übersetzung. Da auch Verhandlungen mit anderen Verlagen gescheitert waren, schlug Engels vor, Püttmann solle im Namen aller drei Beteiligten die Sache in die Hand nehmen, da er bei den Verlegern bereits als Autor eines selbständig erschienenen Buches bekannt sei.

Im Laufe des Jahres 1840 brachten jedoch zwei der Verleger, die Engels und Schücking in Betracht gezogen hatten, [196] anderer Übersetzer heraus. Nach Engels' Urteil handelte es sich dabei jedoch größtenteils um handwerksmäßige Übersetzungen von niedrigem Niveau, während ihm gerade daran lag, dem deutschen Leser eine Vorstellung von den hohen dichterischen und politischen Qualitäten dieses Lyrikers zu vermitteln.

Der Plan einer Ausgabe der Werke Shelleys in Übersetzungen von Engels, Püttmann und Schücking dürfte sich im Laufe der Zeit zerschlagen haben, denn wir finden ihn nie und nirgends wieder erwähnt. Allerdings ist es nicht ausgeschlossen, daß Engels selbst in der einen oder anderen der vielen literarischen Zeitschriften jener Zeit Übersetzungen von Gedichten Shelleys veröffentlicht hat. Vorläufig jedoch läßt sich nicht einmal feststellen, *welche* Gedichte Shelleys von Engels übersetzt worden sind. (Sicher *nicht* „Queen Mab“, die damals gerade von Püttmann übersetzt wurde.) Mit Sicherheit wissen wir dies nur von dem Gedicht „The Sensitive Plant“. Adäquaten Übersetzungen der radikalen Gedichte des englischen Reformators dürften sich auf ihrem Weg in die Öffentlichkeit ähnliche Schwierigkeiten in den Weg gestellt haben wie der Veröffentlichung ihrer Originale in England. Später, im Jahre 1843, fand Engels in seinen für die Zeitschrift „Schweizerischer Republikaner“ geschriebenen Briefen aus England die Erklärung für diese Tatsache in der damaligen Klassensituation: Shelley sei nur eine Lektüre für die Armen, die Proletarier, die als einzige in der Lage seien, diesen Dichter völlig zu verstehen. Der gleiche Gedanke taucht dann 1845 wieder auf, in dem berühmten Werk „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“. Hier bemerkt Engels, daß die Bourgeoisie nur kastrierte „Familienausgaben“ („family editions“) dieses genialen Dichterpropheten besitze.

Shelleys Name taucht in den gedruckten Arbeiten des jungen Engels aus der Bremer Periode im ganzen viermal auf. Kein Wunder, daß er sich auch in dem Reisebild „Landschaften“ findet, hatte Engels sich doch gerade während seiner Westfalen-Reise mit diesem Dichter sehr intensiv beschäftigt.

In den „Landschaften“ würdigt Engels die einfache Größe der durchgeistigten Landschaftsdarstellungen Shelleys. Bei seinem Lob der Gedichte der Droste führt er als *tertium comparationis** wiederum Shelley an, dessen Gefühlsinbrunst und zarte, originelle Naturdarstellung. Auch Shelleys zweite Gattin, die freisinnige Mary, wird im Zusammenhang mit der westfälischen Dichterin erwähnt, was die Vermutung nahelegt, [197] daß Engels auch das bewegte persönliche Schicksal dieses von der Gesellschaft verfolgten Dichters gekannt haben mag.

Einen Monat später, im August 1840, brachte der „Telegraph“ einen Zyklus von acht Gedichten des jungen Engels unter dem Titel „Der Abend“. Eine Analyse dieses Zyklus werden wir später vornehmen, in diesem Zusammenhang sei aber schon erwähnt, daß das Motto dieser Gedichtfolge ebenfalls Shelley entnommen ist, und zwar der Dichtung „Queen Mab“.

Aber auch im Zyklus selbst spürt man den Einfluß Shelleys, in dem Pathos der revolutionären Perspektive, in der Begeisterung, mit der Engels von dem heraufdämmernden Morgen der Freiheit, von einer besseren, von gegenseitiger Liebe erfüllten Menschheit spricht. Engels hatte auf seinen literarischen Streifzügen in diesem Dichter eine starke Persönlichkeit angetroffen und war beeindruckt von Shelleys Gedanken einer revolutionären Umgestaltung der Gesellschaft.

1888 und 1892 veröffentlichte die von Karl Kautsky redigierte „Neue Zeit“ Studien über Shelley, beide von Edward Aveling und Eleanor Marx-Aveling, der Tochter von Karl Marx: „Shelley als Sozialist“ und „Shelley und der Sozialismus“. Beide Beiträge bringen Proben aus Dichtungen Shelleys nach verschiedenen deutschen Übersetzungen, wobei der Name des Übersetzers meist nicht angegeben wird. Eine Fußnote gibt dazu folgende Erläuterung: „Die Zitate aus Shelley's Dichtungen sind

²²⁰ Anhang. [Ebenda, S. 447–448] – * [der] Vergleichspunkt

zum Teil der Strodtmannschen Übersetzung entnommen, ‚Shelleys ausgewählte Dichtungen‘, 1866; zum Teil von einem dichtkundigen Freunde besorgt.“²²¹ Obwohl vorläufig noch nähere Hinweise fehlen, nehmen wir doch an, daß mit diesem Freund kein anderer als Engels gemeint war, der damals enge freundschaftliche Beziehungen zu den Avelings in London unterhielt und ihnen für ihre Beiträge seine alten Übersetzungen aus den vierziger Jahren zur Verfügung gestellt haben mag.

Engels beschränkte sich damals nicht nur auf dichterische Übersetzungen aus dem Englischen. Um die gleiche Zeit lernte er auch die spanische Literatur im Original kennen, wie unter anderem aus dem siebenten Teil des oben erwähnten Zyklus ‚Der Abend‘ hervorgeht, der Calderon und seinen Dramen gewidmet ist. Im gleichen Jahr erschien in dem dickleibigen Gutenberg-Album zur 400-Jahrfeier der Erfindung der Buckdrucker-[198]kunst (30. Juli 1840) die Übersetzung eines umfangreichen spanischen Gedichts, der Ode ‚A la invención de la impremta‘ von José Manuel Quintana. Der Titel der deutschen Übersetzung lautet ‚Die Erfindung der Buchdruckerkunst‘²²². Das Gedicht fand seinen Platz auf 18 Quartseiten dieses mit Beiträgen überladenen Albums, das in der damaligen Presse keinen großen Widerhall fand.

Dieses ‚Den Manen Gutenbergs‘ gewidmete ‚Gutenbergs-Album‘ war herausgegeben worden von Dr. Heinrich Meyer, der es auch in seinem Braunschweiger Verlag veröffentlichte, und zwar in Zusammenarbeit mit dem Londoner Verlag C. & H. Senior und dem Verlag von J. G. Wesselhöft in Philadelphia. Mit seiner prächtigen Ausstattung, seinen Kupferstichen, farbigen Abbildungen und Initialen, in Goldschnitt und Ledereinband dürfte es wohl die prunkvollste der vielen zu Ehren des deutschen Erfinders erschienenen Jubiläumsschriften gewesen sein. Aus der Tagespresse jener Zeit entnehmen wir, daß der Herausgeber für diese Publikation durch den König von Württemberg mit einer Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet wurde.

Das Buch besteht aus drei Teilen: 1. Eine Einleitung mit einer Lebensbeschreibung Gutenbergs, die auch dessen Beziehungen zu Johannes Fust (Faust) erwähnt, und eine Geschichte des Buchdrucks; 2. deutsche Beiträge; 3. ausländische Beiträge zur Ehrung Gutenbergs. Deutsche Beiträge in Versen oder in Prosa sandten unter anderen Berthold Auerbach, Eduard Beurmann, La Motte-Fouqué, von der Hagen, Heinrich König, Hermann Marggraf, Friedrich Rückert, Gustav Schwab und Georg Wigand ein.

Im dritten Teil wird Gutenberg in insgesamt 48 Sprachen bzw. Dialekten gefeiert, deren Anordnung nach der sprachlichen Verwandtschaft vorgenommen ist. (Auch ‚Altslawisch‘, ‚Slawisch‘ und ‚Böhmisch‘ sind vertreten, der ‚böhmische‘ Text stammt von W. Hanka.) Alle diese ausländischen Beiträge sind jeweils auf den linken Seiten im Original angeführt, auf den gegenüberliegenden Seiten in deutscher Übersetzung; so auch bei dem Beitrag des jungen Engels. Der Titel des Gedichts ist nicht angeführt, es beginnt sofort unter der Kennzeichnung ‚Spanisch‘ inner-[199]halb der Gruppe ‚Lateinischer Sprachstamm‘. Es umfaßt 13 Strophen and insgesamt 217 (die Übersetzung 214) Verse. Ihr Autor, ein bekannter und beliebter, damals noch lebender spanischer Schriftsteller, hatte sie bereits im Jahre 1800 verfaßt, und erst die Übersetzung von Engels wurde auf das Gutenberg-Jubiläum bezogen. Zum Inhalt hat sie die Verherrlichung der unsterblichen Taten der Menschheit, und zwar nicht solcher Taten, die Könige durch Opfer und Kriege erkaufte, sondern solcher, deren Unsterblichkeit in dem Fortschritt liegt, den sie für die Entwicklung bedeuten. Ebenso wie die Entstehung der Sprache die Menschheit auf eine neue Stufe gehoben habe, so bezeichne auch die Erfindung der Schrift eine unauslöschliche Tat in der Geschichte ihrer Entwicklung. Erst von diesem Zeitpunkt an seien den bis dahin sterblich gewesenen Gedanken Flügel gewachsen, sie hätten zum Eigentum aller werden können. Erst die Erfindung des Buchdrucks habe das Fundament für die Herrschaft von Wahrheit und Vernunft in der Welt geschaffen, er sei zum Bollwerk der Wissenschaft gegen das mittelalterliche Dunkelmännertum geworden, habe den Menschen das Tor zur Zukunft geöffnet und die Wahrheit,

²²¹ Die Neue Zeit, 1888, S. 541.

²²² MEGA, I/2, S. 11–16. [MEW, Bd. 41, S. 110–115] – Siehe auch Herbert Koch: Die Ode auf die Erfindung der Buchdruckerkunst von José Manuel Quintana und Friedrich Engels. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena, 1952/53, Heft 4, S. 19–23.

daß der Mensch ein freies Geschöpf ist, Wirklichkeit werden lassen. Mit einer überschwenglichen Verherrlichung Gutenbergs endet die Ode. Sie ist ein poetischer Preisgesang, der den Dichter so weit emporträgt, daß er dem Buchdruck das Verdienst zuspricht, Liebe und Frieden zwischen den Menschen eingeführt, Sklaverei und Tyrannei abgeschafft, Kriege und andere Landplagen beseitigt zu haben. Dieser Überschwang beeinträchtigt jedoch nicht den künstlerisch wirksam herausgearbeiteten Grundgedanken des Gedichts, den Gedanken des ewigen Fortschritts der Menschheit, der in reichen dichterischen Bildern und mit einem Pathos von allgemein menschlicher Gültigkeit entwickelt wird. Die Übersetzung des jungen Engels wirkt gekonnt, glatt, kultiviert und hält sich treu an ihre spanische Vorlage. Im folgenden Jahr brachte auch die von Lewald herausgegebene Zeitschrift „Europa“ eine Übersetzung dieser Ode, allerdings nicht den vollen Wortlaut, sondern um einige Strophen gekürzt. Diese von Adolph Ebert stammende Übersetzung erreicht weder in der Wiedergabe des Gehalts noch in seiner Gestaltung das hohe Niveau der Engelsschen Übertragung.

Obwohl wir die Vorgeschichte der Shelley-Übersetzungen des jungen Engels kennen, wissen wir nichts über die Resultate der oben erwähnten Pläne zu einer Veröffentlichung. Bei der Gutenberg-Ode liegen die Dinge [200] gerade umgekehrt. Wir kennen die Publikation, wissen aber nichts über Motive und Umstände der Veröffentlichung.

Wahrscheinlich erfolgte die Übersetzung auf Bestellung, die Vermittlerrolle dürfte Wihl gespielt haben, Gutzkows Redaktionsgehilfe, der ebenfalls mit einem Beitrag am Gutenberg-Album beteiligt war. Möglich aber auch, daß der Redakteur Eduard Brinckmeier von der „Mitternachtzeitung“ den jungen Engels auf Quintana aufmerksam gemacht hat. Brinckmeier beschäftigte sich mit spanischer Dichtung und stand im Frühjahr 1840 mit Engels in brieflicher Verbindung.

Der Beitrag für das Gutenberg-Album ist für uns nicht zuletzt dadurch interessant, daß Engels hier zum ersten Mal mit seinem wirklichen Namen zeichnete, obwohl er auch später noch Pseudonyme und Abkürzungen verwendete. Die anspruchsvolle Ausstattung des Albums, der würdige Gehalt des Gedichts, die Tatsache, daß es sich hier nicht um ein eigenes Gedicht, sondern um eine Übersetzung handelte – alle diese Umstände mögen den jungen Engels zu diesem Entschluß bewogen haben.

Reisebilder

Im Juli 1840 brachte der „Telegraph“ (Nr. 122 u. 124) die Reiseskizze „Landschaften“, die Ausbeute der im Frühjahr unternommenen Reise des jungen Engels durch Nordwestdeutschland und nach England, wiederum unter dem Pseudonym Friedrich Oswald. Einiges aus diesem Beitrag wurde bereits oben bei anderen Gelegenheiten angeführt.

Engels spricht in diesem Reisebild bemerkenswerte Gedanken über den Zusammenhang zwischen Religion und Landschaftscharakter aus. Dem alten Hellas mit seiner harmonischen Naturschönheit habe der heidnische Pantheismus entsprochen, dem heimatlichen Rheinland das Christentum, der melancholischen norddeutschen Heide die jüdische Religion, dem herben Holland der orthodoxe Calvinismus. Die Beschreibung der drei nördlichen Landschaften ist sehr treffend, wenige Worte zaubern ein plastisches Bild dieser Landschaften vor unser geistiges Auge. Ziel der Skizze war unter anderem eine Ehrenrettung der öden und wilden, unfruchtbaren und sandigen Landstrecken Norddeutschlands. Engels verwies auf den eigentümlichen, versteckten poetischen Zauber des Heidelandes und der Torfmoore, auf den Zauber der alten Sagen und Gespen-[201]tergeschichten, dieser Schöpfungen der Volksphantasie. Einen längeren Abschnitt über Volkssagen und die Volksmärchen der Brüder Grimm haben wir bereits weiter oben angeführt.

Er blieb jedoch nicht bei einer bloßen Landschaftsbeschreibung stehen. Ein Wegweiser in den hannoverschen Landesfarben gibt ihm Anlaß zu Bemerkungen über die Zwieschlächtigkeit der hannoverschen Politik, über die preußische Bürokratie und den volksfeindlichen Absolutismus. Die Schilderung der holländischen Landschaft erhält einen satirischen Ton durch Anspielungen auf die prosaische Trockenheit der geistlosen Orthodoxie. Befreiung aus der kleinbürgerlichen Beschränktheit bringt schließlich das Meer mit seinen unbegrenzten Räumen für die freie Entfaltung des Geistes, seiner Monumentalität, vor der alle Gedanken an die hinterhältigen Angriffe der ewig Gestrigen

zurücktreten und nur das sichere Gefühl eines künftigen Sieges des Menschengeistes zurückbleibt. Dieses Gefühl nun verbindet Engels mit dem pantheistischen Gottesbegriff Hegels.

Nach Überquerung des Kanals betrat Engels zum erstenmal englischen Boden, empfing aber von diesem sehr kurzen Besuch nur flüchtige Eindrücke von der malerischen, friedlichen und stillen Schönheit der englischen Landschaft. Nach kurzem Aufenthalt kehrte er zurück, um in Münster Levin Schücking zu besuchen, der Engels als Friedrich Oswald kannte. Gegen Ende seines Reisebildes erfüllt Engels sein Levin Schücking gegebenes Versprechen, bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit öffentlich über die zu Unrecht mit Schweigen übergangenen Gedichte der Droste zu sprechen. Über Einzelheiten, auch über den Vergleich der Droste mit Shelley, war bereits die Rede. Der Beitrag schließt, wie es für Engels mittlerweile schon zur Regel geworden war, mit der Perspektive des Sieges der jungen Generation und der neuen Ideen.

In Wort und Gehalt schließt sich dieser Aufsatz der beliebten Gattung der Reisebilder an, hebt sich aber aus der Menge des Durchschnitts, der damals alle Zeitungen und Zeitschriften füllte, vorteilhaft heraus. Die Schreibweise ist geistreich und flüssig, der Autor vermittelt eine neue Auffassung des Landschaftscharakters. Poetische Schilderungen der Naturschönheiten wechseln ab mit aggressiven Anspielungen auf die Reaktion. Auch eine literaturkritische Skizze ist eingefügt, und das Ganze endet mit einem Ausblick auf den künftigen Sieg des freien Geistes. So erfüllte Engels die Anforderungen, die von den jungdeutschen [202] Publizisten an diese literarische Gattung zwar gestellt, von ihnen selbst aber keineswegs immer erfüllt wurden.

Im gleichen Jahr schrieb er noch ein anderes Reisebild („Eine Fahrt nach Bremerhaven“), angeregt durch einen Sonntagsausflug, den er, wie aus einer brieflichen Mitteilung an die Schwester Marie hervorgeht, am 5. Juli 1840 unternommen hatte. Veröffentlicht wurde diese Skizze allerdings erst ein Jahr später, im August 1841, und zwar anonym in fünf Nummern des „Morgenblatts für gebildete Leser“ (Nr. 196–200). Es war eine Reise zu Schiff auf der Weser, von Bremen nach Bremerhaven, dem damals noch jungen Überseehafen. Das Milieu, das ihn auf dieser Reise umgab, war rein kleinbürgerlicher Natur. Das Bremer Kastenwesen machte sich auch auf dem Schiffsdeck geltend und gab Engels reiche Gelegenheit zu humorvollen Betrachtungen. Ein Dauerregen und der trostlose Anblick der Sanddünen waren nicht gerade geeignet, zu Landschaftsschilderungen anzuregen, und so wandte Engels sich dem Problem der deutschen Auswanderung nach Amerika zu. Er besichtigte einige im Hafen vor Anker liegende Überseedampfer, die Auswanderer an Bord hatten. Auch hier waren die vermögenden Bürger von dem Plebs des Zwischendecks abgesondert, die unter trostlosen Bedingungen die Überfahrt durchzumachen hatte. Die Sympathien des jungen Engels gehörten natürlich den Ärmsten, die als einzige auch in der Fremde die Liebe zum Vaterland zu bewahren pflegten, während die Angehörigen der bürgerlichen Schichten bestrebt seien, möglichst schnell im amerikanischen Milieu unterzutauchen und ihre Herkunft zu verschleiern. Der politische Ton dieses Artikels ist versöhnlicher als in den Beiträgen für den Hamburger „Telegraph“. Zurückzuführen ist das wohl nicht nur auf den viel zahmeren Charakter des Cottaschen „Morgenblatts“, einer seriösen bürgerlichen Zeitung, sondern auch auf eine strengere Zensur. Andererseits jedoch ermöglichten es gerade diese territorialen Unterschiede dem jungen Engels, gegen Ende seines Beitrags die Bemerkung einzufügen, daß ein so kleiner Staat wie die Freie Stadt Bremen historisch bereits überlebt und nicht mehr lebensfähig sei.

„Eine Fahrt nach Bremerhaven“ ist vielleicht nur ein Teil einer ganzen Serie von Bremer Korrespondenzen, die Engels im Sommer 1840 dem Stuttgarter „Morgenblatt“ anbot. Die Verbindung mit der „Mitternachtzeitung“ hatte er selbst gelöst, und so suchte er wohl andere Möglichkeiten, um nicht völlig von Gutzkows „Telegraph“ abhängig zu sein. [203] Vielleicht wollte er auch den Versuch machen, ob die Beiträge eines zwanzigjährigen Handlungsgehilfen, der sich insgeheim mit literarischen Plänen beschäftigte, von dem offiziellen Organ des süddeutschen Bürgertums veröffentlicht werden würden. In der Tat hatte das „Morgenblatt“ in Bremen keinen eigenen Korrespondenten, und so erschienen vom Juli 1840 bis zum Januar 1841 in zwangloser Folge Korrespondenzen aus Bremen, die von Friedrich Oswald der Redaktion eingesandt wurden. Die Mitarbeit an diesem Blatt währte also sieben Monate, wenn wir die Reiseskizze „Eine Fahrt nach Bremerhaven“ unberücksichtigt lassen, deren Veröffentlichung sich aus uns nicht bekannten Gründen bis zum August 1841 verzögerte.

Die Korrespondenzen des jungen Engels für das „Morgenblatt“ weisen keine besonderen Züge auf, die sie von dem journalistischen Durchschnitt der damaligen Zeit unterschieden. Engels konnte in ihnen seine radikalen Anschauungen nicht voll zum Ausdruck bringen, und so beschränkte er sich auf eine reine Berichterstattung, die dreimal, jeweils nach einem längeren Zeitabstand, erfolgte. Im Juli 1840 brachte das „Morgenblatt“ in zwei aufeinanderfolgenden Nummern „Bremen. Theater. Buchdruckerfest“ und „Literatur“ als die ersten dieser F. O. gezeichneten Beiträge. Engels berichtet hier nicht gerade sehr lobend über Bremer Theateraufführungen, unter anderem auch über Gutzkows „Richard Savage“ und ein längst verschollenes Stück von Blum über den Pietismus. Engels zeigt sich ehrlich bemüht, die Vorzüge und Schwächen der beiden Stücke gegeneinander abzuwägen, er erwähnt das erfolgreiche Auftreten auswärtiger – unter anderem auch tschechischer – Schauspieler. Von der Gutenbergfeier in Bremen berichtet Engels, sie habe sich entgegen dem ursprünglichen Plan in ein Volksfest verwandelt. Aus dem Bericht über die Jubiläumsfeierlichkeiten in anderen Orten geht hervor, daß sie oft gleichsam zu radikal-liberalen Kundgebungen „ausgeartet“ und deshalb von den Behörden nur widerwillig zugelassen worden waren. Nach dem Bericht des jungen Engels aus Bremen lagen die Dinge in der Hansestadt zwar etwas anders, doch hatten sich auch hier bei den Vorbereitungen Schwierigkeiten eingestellt.

In dem Bericht über das literarische Leben in Bremen spricht Engels mit kaum verhohlener Verachtung von der kleinbürgerlichen Beschränktheit des dortigen Patriziertums und des besitzenden Mittelstandes, dem das Geschäft alleiniger Lebensinhalt sei. Deshalb finde man auch kaum ein [204] ernsthaftes Interesse an der Literatur. Abgesehen von orthodoxen pietistischen Traktaten weiß Engels nur von fünf Blättern der Lokalpresse zu berichten: die „Bremer Zeitung“ zeichne sich nicht gerade durch Freisinnigkeit aus, ihre Beilage, das „Bremische Conversationsblatt“, sei wegen Mangels an Beiträgen eingegangen. Auch der „Patriot“ habe sich in seinem Bestreben, eine schöngeistige Zeitschrift zu werden, nicht lange gehalten. Das „Bremische Unterhaltungsblatt“ sei ein täglicher Anzeiger, der mißratene poetische Früchte eines plattdeutschen Dichters abdrucke, und der „Bremer Kirchenbote“ gehe in seiner pietistischen Orthodoxie sogar so weit, daß er der Zensur unterworfen werde. Die Haupttendenz dieses Blattes sei der Kampf gegen den Rationalismus, gegen Hegel und dessen jüngere Schüler. Nicht erwähnt werden von Engels der „Bürgerfreund“ und die „Bremer Nachrichten“²²³, nicht erwähnt wird auch der „Stadtbote“, der zwei Jahre vorher die anonymen Reimereien des jungen Engels veröffentlicht hatte. Der dürftige Inhalt der „Literatur“ überschriebenen Korrespondenz gibt gerade durch die Tatsache, daß eigentlich nichts berichtet wird, die beste Vorstellung von dem ungemein dürftigen Niveau des literarischen Lebens dieser Hansestadt. Es ist erstaunlich, wie Engels in dieser Umgebung eine so ungewöhnlich schnelle Entwicklung durchmachen konnte. Gerade angesichts dieser trostlosen literarischen Zustände hatte der Kontakt des jungen Engels mit den literarischen Problemen anderer Teile Deutschlands grundlegende Bedeutung.

Drei Monate später, im Oktober 1840, erschienen im „Morgenblatt“ wiederum F. O.-Korrespondentenberichte aus Bremen: „Bremen. Rationalismus und Pietismus“ (Nr. 243) und „Schiffahrtsprojekt. Theater. Manöver“ (Nr. 250). Der erste Teil enthält eine Darstellung der Streitigkeiten um das Auftreten F. W. Krummachers in Bremen, ein Streit, der im wesentlichen um die beschränkte oder tolerantere Auffassung des Christentums ging und von dem bereits gelegentlich der Darstellung der religiösen Entwicklung des jungen Engels ausführlicher die Rede war. Auch hier tritt das bemerkenswerte Bemühen des Korrespondenten hervor, eine objektive Darstellung des wahren Sachverhalts zu liefern. Die kurze Theaternachricht betrifft das erfolgreiche Auftreten auswärtiger Schauspieler in Bremen. Sehr humorvoll wirkt der Bericht über die Manöver der vereinigten hanseatischen Miniaturarmee.

[205] Die dritte, im Januar 1841 anonym erschienene Serie von Berichten für das „Morgenblatt“ umfaßt drei Artikel: „Bremen Kirchlicher Streit“ (Nr. 13 und 14), „Verhältnis zur Literatur. Musik“ (Nr. 15) und „Plattdeutsch“ (Nr. 16). „Kirchlicher Streit“ ist eine Fortsetzung des Berichts vom Oktober 1840 über den Streit zwischen Rationalismus und Pietismus, der sich jetzt bereits in

²²³ Vgl. Ludwig Salomon: Geschichte des Deutschen Zeitungswesens, Dritter Band, Oldenburg und Leipzig 1906, S. 381.

gemäßigeren Formen bewege. Engels betont, daß derartige Fragen keinen Anspruch mehr auf eine wissenschaftliche Lösung erheben könnten. Obwohl er mehr auf der Seite der Rationalisten stehe, gebe er doch die großen Schwächen Paniels, des Hauptes der rationalistischen Partei, ohne Zögern zu. Paniel habe im literarischen und rednerischen Duell mit dem weit fähigeren Krummacher verlieren müssen. Der Grund für den Mißerfolg der Rationalisten in dieser lokalen, allmählich im Sande verlaufenden Auseinandersetzung liege jedoch tiefer, sei seinem Wesen nach ein politischer Grund: die Halbschlichtigkeit der Auffassungen auf beiden Seiten in der Frage, ob die Bibel Offenbarung und damit die Grundlage des Glaubens sei. Engels stellt hier nur Fragen. Antworten auf diese Probleme gab er bei anderer Gelegenheit.

Nach einem weiteren Vierteljahr wandte Engels in seinen Berichten sich wiederum dem unerfreulichen Problem der Bremer Literatur zu. Diesmal verwies er auf das ungewöhnlich rege geistige Leben der benachbarten Hansestädte Hamburg und Lübeck und verfolgte wohl auch noch andere Ziele, wenn er zu bedenken gab, wie günstig die Lage Bremens für die Schaffung eines literarischen Zentrums in Nordwestdeutschland sei und wie leicht es wäre, mit Hilfe fähiger Bremer Verleger hier eine Zeitschrift zu gründen, die auf die kulturelle Entwicklung der weiteren Umgebung einen wesentlichen Einfluß nehmen könnte. Erwägungen dieser Art legen die Vermutung nahe, daß Engels sich selbst bereits mit der praktischen Seite eines solchen Projekts befaßt hatte. Erfreulicher fiel die Bilanz des Bremer Musiklebens aus, denn es gab eine Reihe ausgezeichnete Vokal- und Instrumentalvereinigungen von hohem Niveau. Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung wurden hier Aufführungen klassischer deutscher und moderner französischer und italienischer Musik veranstaltet.

Der Artikel „Plattdeutsch“ ist Engels' erste größere linguistische Studie, wenn wir von einigen kürzeren Betrachtungen über den Charakter verschiedener germanischer und romanischer Sprachen absehen. Engels unterscheidet im Niederdeutschen verschiedene Mundarten, in [206] denen die ursprüngliche Reinheit des Dialekts durch Einflüsse benachbarter Mundarten oder Dialekte getrübt sei. Gerade in der Bremer Mundart sieht Engels die reinste Fortsetzung der alten niedersächsischen Schriftsprache und tritt für ihre lexikalische und grammatische Erfassung ein. Die Wichtigkeit des Plattdeutschen leitet Engels hier nicht nur aus der historischen Sprachentwicklung und dem Vorhandensein schriftlicher Denkmäler ab, sondern auch aus der Tatsache, daß die hochdeutsche Schriftsprache sich in diesem Gebiet überhaupt noch nicht eingelebt habe, weil das Niederdeutsche auf dem Lande noch tief verwurzelt sei und sich auch in der Stadt die lebendige Fähigkeit der Assimilierung fremder und der Bildung neuer Wörter bewahrt habe. Schon von dieser Zeit also datiert sein Interesse an der historischen Sprachentwicklung, das ihn später zu zusammenfassenden und speziellen Studien auf diesem Gebiet führen sollte (vgl. seine 1881/82 geschriebene Arbeit über den fränkischen Dialekt²²⁴).

Die Novelle „Der Ratsherr von Bremen“, die im Dezember 1840 im „Morgenblatt“ abgedruckt wurde (Nr. 306–309), stammt nicht – wie man bisher annahm²²⁵ – von Engels, sondern von dem Freiherrn Alexander von Ungern-Sternberg.²²⁶

Karl Immermann

Die Beiträge des jungen Engels für das „Morgenblatt“ beschränkten sich nicht nur auf Nachrichten aus Bremen. In die Zeit der Mitarbeit an diesem Blatt fällt auch die Veröffentlichung des Gedichtes „Bei Immermanns Tod“ (Nr. 243 vom Oktober 1840), unterzeichnet: Friedrich Oswald. Karl Immermann war unerwartet am 25. August 1840 gestorben. Die vielen damals erschienenen Nekrologe zeugen übereinstimmend davon, daß gerade im Laufe der letzten Jahre vor dem Tode Immermanns das Verhältnis des Publikums – vor allem der jungen Generation – zu diesem Autor enger geworden war, nicht zuletzt durch die Wirkung der „Epigonen“ und des „Münchhausen“, der beiden großen Romane [207] Immermanns. Auch Engels gehörte zu denen, die den Tod des Dichters als einen großen Verlust

²²⁴ Siehe Marx/Engels: Über Deutschland und die deutsche Arbeiterbewegung, Bd. 1, Dietz Verlag, Berlin 1961, S. 109–134. [MEW, Bd. 19, S. 494–518]

²²⁵ MEGA, I/2, S. 132–140. [Siehe Hinweis des Dietz-Verlages in MEW, Bd. 40, S. XXIII]

²²⁶ Siehe Bruno Kaiser: Eine unbekannte Jugendarbeit von Friedrich Engels. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 1960, Heft 1, S. 97.

empfangen. Wie nachgewiesen werden soll, hatten Werk und Persönlichkeit Immermanns keinen geringen Einfluß auf den jungen rheinischen Literaten.

Den Kommentar zu dem Gedicht „Bei Immermanns Tod“ bildet der umfangreiche Artikel „Immermanns Memorabilien“, den Engels gegen Ende seines Bremer Aufenthalts schrieb und der im April 1841 – wiederum unter dem Pseudonym Friedrich Oswald – im „Telegraph“ (Nr. 53 bis 55) erschien. Bei Erscheinen des Beitrags befand Engels sich bereits wieder in Barmen. Der Aufsatz beleuchtet die Beweggründe, die Engels zu seinem Gedicht und zur Gestalt Immermanns überhaupt geführt hatten. Wir wollen deshalb beide Beiträge, die auch zeitlich nicht weit auseinanderliegen, im Zusammenhang betrachten.

Der Artikel im „Telegraph“ war ursprünglich als Rezension des ersten Bandes der Immermannschen Selbstbiographie angekündigt, der posthum im Herbst 1840 bei Hoffmann & Campe in Hamburg erschienen war. Er geht jedoch weit über diesen angekündigten Bereich hinaus. Er ist eine Gesamtwürdigung von Immermanns Persönlichkeit, Charakter, politischen Anschauungen, Werken, vor allem aber eine Darstellung seiner komplizierten Beziehungen zur Gegenwart.

Engels legt vor allem dar, warum gerade die jungen Literaten Immermanns Hingang zu beklagen haben. Mehr als durch sein Werk habe Immermann durch seine Persönlichkeit gewirkt. Gerade im Laufe der letzten Jahre sei Immermann zu einer literarischen Zentralgestalt geworden, um die die rheinische und westfälische Jugend sich geschart habe. Gebürtiger Hamburger, war Immermann im Jahre 1827 nach Düsseldorf gekommen, zunächst auf Grund einer Amtsversetzung, und im Rheinland heimisch geworden, nachdem er bereits vorher einige Jahre in Münster zugebracht hatte. Zu seinen Verdiensten um das literarische Leben in Düsseldorf traten dann noch seine bedeutenden Leistungen als Bühnenleiter, und die Beziehungen zu jungen Dichtern gestalteten sich immer fester. Freiligrath, Laube, Gutzkow, Wienbarg sind nur die bedeutendsten Namen einer ganzen Reihe von Dichtern und Schriftstellern, die zu ihm mit Ehrfurcht emporblickten als einem Vermittler zwischen regionaler und gesamtdeutscher Literatur. Engels sah in Immermann vor allem das Haupt einer zukünftigen rheinisch-westfälischen Dichterschule, zu der seine eigene Entwicklung tendierte.

[208] Die Tragik des Dichters Immermann liegt in der Zerrissenheit seines Charakters, von der sowohl Gutzkow als auch Engels spricht. Erzogen worden war er im Geiste der Ehrfurcht vor dem Preußentum, der Geschichte und dem militaristisch-bürokratischen Geist. Er war ein Mann der Ordnung und der festen Grundsätze. Seine literarischen Sympathien lockten ihn jedoch lange Zeit in eine andere Richtung, hin zur Romantik. Als Dichter konnte er lange nicht seine eigene Note finden. Die Nachahmung vieler gegensätzlicher Vorbilder brachte ihm keinen Erfolg, und seine Dichtungen und Dramen blieben lange Jahre ohne Widerhall im Publikum. Wegen einiger recht zahmer Epigramme, die er auf Heines Wunsch im zweiten Teil der „Reisebilder“ veröffentlicht hatte, wurde er zur Zielscheibe des Spottes in Platens aristophanischer Komödie „Der romantische Ödipus“. Sein ganzes Leben lang sehnte er sich nach einem aufrichtigen Freund – vergebens. Sein ganzes Leben lang sehnte er sich nach einem geregelten Familienleben, nach tiefer Gattenliebe, aber seine Freundin konnte sich lange Jahre nicht zu einem Ehebündnis entschließen. Als er schließlich im Alter von 43 Jahren diesen seinen lang ersehnten Wunsch doch noch erfüllt sah, konnte er sich seines Glückes nicht lange erfreuen. Ein Jahr später starb er. Die Tragödie des Menschen und des Dichters Immermann war eine beständige Quelle seines Pessimismus, der Grund für seine langjährige Vereinsamung und Unzufriedenheit.

Obwohl Engels die Umstände und Verhältnisse, unter denen Immermann sich entwickelt hatte, nicht genau kannte, erfaßte er doch sehr richtig die Wurzeln und Grundzüge der Persönlichkeit dieses Dichters. Die reaktionäre Weltanschauung Immermanns war durch die Julirevolution schwer erschüttert worden, und die darauffolgende stürmische Entwicklung der dreißiger Jahre trug noch mehr zu ihrer Zersetzung bei. Immermanns Abneigung gegen die chauvinistische Teutomanie, die er bereits in seiner Jugend verabscheut hatte, und seine Toleranz in Religionsfragen brachten ihn in die Nähe der fortschrittlichen Intelligenz. Aber erst seine beiden großen Romane führten im Verhältnis der jungen Generation gegenüber Immermann einen Umschwung herbei und befreiten ihn endgültig aus seiner isolierten Stellung. Erst durch diese Werke zeigte Immermann, worin seine eigentliche Sendung

bestand, erst durch sie wurde er zum Geschichtsschreiber der Gegenwart. Der erste dieser beiden Romane, die „Epigonen“, fand noch keinen großen Widerhall, konnte ihn auch noch nicht finden, denn er war durch seine Abrechnung mit der Vergan-[209]genheit erst die Vorbereitung zu einer umfassenderen Darstellung der Gegenwart. Der Autor, der hier mehr oder weniger noch selbst auf der Position der Vergangenheit steht, erfaßt jenes matte Epigontum der Zeit vor der Julirevolution, einer Zeit, die unter dem Druck der Reaktion an ihrer eigenen taten- und ideenarmen Unzulänglichkeit litt, einer Zeit der literarischen Bedeutungslosigkeit, in der die „Kunstperiode“ ihrem Ende entgegenging. In seinem Gedicht zum Tode Immermanns bezeichnet Engels die „Epigonen“ als ein „Grablied dem Geschlechte, das vergangen“²²⁷, während er von Immermanns letztem vollendetem Roman sagt, er ruhe bereits „ganz auf der Basis moderner Dichtungsweise“²²⁸. Die jungen Literaten erkannten damals als erste, welch großen Schritt nach vorn Immermann in künstlerischer und politischer Hinsicht mit seinem „Münchhausen“ getan hatte. Handelte es sich doch um einen Roman über den schon zum geflügelten Wort gewordenen „Zeitgeist“, um einen satirischen Roman über die damalige deutsche Gegenwart, über die deutschen Zustände in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, über Literatur, Zeitungen, Zeitschriften, Bühnenwesen, Philosophie, Religion, Politik, Gesellschaftsleben des damaligen Deutschland, über die absterbenden und neu antretenden Gesellschaftsklassen und ihre Vertreter, über deren Charakter und deren Eigenschaften. Seiner Verspottung der letzten skurrilen Nachfahren des Adels innerhalb der modernen Gesellschaft gibt Immermann ein Gegengewicht in den „Oberhof“-Kapiteln, in denen er ein poetisches Bild des patriarchalischen deutschen Dorflebens entwirft, das sich noch positive Traditionen und Nationalbewußtsein bewahrt habe. Engels berücksichtigt vor allem die satirischen Partien des Romans, die unter dem Einfluß moderner Ideen entstanden waren, woran nach seiner Meinung auch dem Jungen Deutschland ein gewisses Verdienst gebührte.

Immermann gehörte von Anfang an zu denjenigen literarischen Gestalten, denen die Liebe des jungen Engels galt. Schon in den ersten für die Brüder Graeber im Frühjahr 1839 entworfenen Skizzen der modernen Literaturentwicklung erscheint der Name Immermann unter den Namen derjenigen Dichter, deren Bedeutung nach Engels' Meinung nach der Julirevolution gewachsen war, und es ist nicht ausgeschlossen, daß Engels bereits in Elberfeld von Immermann gehört hatte, wo in den Som-[210]mermonaten Gastspiele des unter Immermanns Leitung stehenden Düsseldorfer Theaters stattzufinden pflegten. Aus Börnes „Dramaturgischen Blättern“ führt Engels als treffend auch die Rezensionen zweier Dramen von Immermann an („Cardenio und Celinde“ und „Andreas Hofer“). In der Platen-Studie von 1840 werden Platen, Chamisso und Immermann miteinander verglichen und bei allen drei Dichtern gemeinsame Züge festgestellt: starke Individualität, fester Charakter, Schärfe des Verstandes, wobei letztere allerdings nicht selten das poetische Talent in den Hintergrund dränge. Diese verstandesmäßige Einseitigkeit betrifft jedoch unseres Erachtens weniger Chamisso als die beiden Rivalen Platen und Immermann, die Engels trotz ihrer Feindschaft nebeneinanderstellt, vor allem wegen ihrer im Grunde verwandten politischen Grundhaltung. Der Widerspruch zwischen Verstandesschärfe und Dichtertum ist nichts anderes als die literarische Erscheinungsform jenes Dualismus in der Gestalt Immermanns, von dem bereits die Rede war. Engels sagt darüber in seinem Artikel über Platen: „... bei Immermann bekämpfen sich diese beiden Eigenschaften und bilden jenen Dualismus, den er selbst anerkennt und dessen äußerste Spitzen seine starke Persönlichkeit wohl zusammenbiegen, aber nicht vereinen kann.“²²⁹ Auch in dem Gedicht zu Immermanns Tod findet sich dieser Gedanke:

„Du wolltest einsam mit dir selber ringen,
In deiner eignen Brust den herben Zwist,
Mit dem du aufgewachsen, zu bezwingen.“²³⁰

Engels gedachte also nach dem Tode Immermanns des verstorbenen Dichters sowohl durch ein Gedicht als auch durch eine kritische Würdigung. Mit dem Inhalt des Gedichts haben wir uns bereits im

²²⁷ MEGA, I/2, S. 127. [MEW, Bd. 41, S. 97]

²²⁸ Ebenda, S. 112. [Ebenda, S. 142]

²²⁹ Ebenda, S. 67. [Ebenda, S. 33]

²³⁰ Ebenda, S. 127. [Ebenda, S. 97]

Zusammenhang mit Freiligrath beschäftigt und dabei Abhängigkeit und Unterschied von dessen Gedicht „Bei Grabbes Tod“ gezeigt. An dieser Stelle nun sei noch einmal betont, daß Engels auch für sich sprach, wenn er sich im Namen der jungen Dichtergeneration nach Jahren der Nichtbeachtung und Isolierung zu Immermann bekannte. Er gehörte zu denjenigen, die die Spreu vom Weizen zu scheiden wußten, die neben Werken, die der Überzeugung der jungen Generation fremd bleiben mußten, auch andere sah, die verwandte Gedanken aussprachen: [211]

„Du sahst uns deinem Haus voll Ehrfurcht nahn,
Du sahst uns sitzen still zu deinen Füßen,
Wie wir in dein begeistert Auge sahn,
Und hörten deiner Dichtung rauschend Fließen.“²³¹

Und in diesem Augenblick, in dem die junge Generation in Immermann einen ihrer Lehrer und Führer erkennen und verehren lernte, starb der Dichter. Gegen Ende des Gedichts hebt Engels als Vorbild für sich die Eigenschaften hervor, die er an Immermann am höchsten schätzte: Patriotismus, Festigkeit, Unbeugsamkeit und Geradlinigkeit des Charakters.

Engels bekannte sich zum Vermächtnis Immermanns als einer derjenigen jungen Literaten, die entschlossen waren, eine rheinisch-westfälische literarische Schule zu gründen, deren Merkmale sich in jenen Jahren herauszubilden begannen. Er trat bewußt als Sprecher der jüngsten Dichtergeneration auf, und zwar zu einer Zeit, da seine literarischen Pläne noch nicht von Zweifeln gefährdet waren, als der Name Friedrich Oswald in literaturkritischen Kreisen bereits einen gewissen Klang hatte, als seine publizistischen und dichterischen Arbeiten in mehreren verbreiteten Zeitschriften erschienen.

Das Gedicht „Bei Immermanns Tod“ wurde nicht nur im „Morgenblatt“ veröffentlicht. Selbst berufenen Kennern der Frühwerke des jungen Engels ist entgangen, daß dieses Gedicht ein Jahr nach seiner Erstveröffentlichung in die vom Verlag A. Krabbe in Stuttgart herausgegebene Anthologie „Lieder der Zeit“ aufgenommen wurde, zusammen mit Beiträgen bekannter und bedeutender Autoren. Gerade die Umgebung, in der das Gedicht hier erscheint, erhöht den Wert unserer Entdeckung.²³²

Die anonym redigierte Sammlung „Lieder der Zeit“ enthält insgesamt 53 thematisch, gedanklich und formal sehr voneinander verschiedene Gedichte. Sie ist gleichsam ein getreues Abbild der auf politischer Zersplitterung basierenden literarischen Zersplitterung jener Zeit, die es nicht erlaubt, bei dieser Anthologie von einer einheitlichen Grundhaltung zu sprechen. Gedankliche Einheit finden wir auch dort nicht, wo man sie eigentlich erwarten sollte, in der „Widmung“, in H. Stieglitz' Gedicht „Unsere Zeit“ oder wenigstens in dem angefügten Artikel „Pia vota für [212] Deutschland“, einem Abdruck aus der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“. Als einziger gemeinsamer Nenner vieler Gedichte ergibt sich die Sehnsucht nach kühnen Taten, der jugendliche Drang nach vorn. Von den bekannten Dichtern sind hier Ferdinand Freiligrath, Nikolaus Lenau, Karl Gutzkow, Anastasius Grün, Ludwig Uhland, August von Platen, Georg Herwegh und andere vertreten. Es ist uns gelungen, im „Telegraph“ (Nr. 114, Juli 1841) auch eine Rezension der Anthologie zu finden. Sie ist mit -m gezeichnet, trägt den Titel „Vermischte Schriften“ und führt unter anderen Autoren auch Friedrich Oswald anerkennend an. Neben der Nachdichtung der spanischen Ode ist dieses das zweite Gedicht des jungen Engels, das über den Bereich der Tagespresse hinaus seinen Weg in die Öffentlichkeit fand.

In seiner Rezension der Memorabilien gelangt Engels, ausgehend von einer Würdigung der Gesamtpersönlichkeit des Dichters, zur Wertung des autobiographischen Werkes selbst. Als aufmerksamer Leser des „Telegraph“ hatte er sicher die bereits dort unter dem Titel „Aus meinem Leben“ im Oktober 1839 in Fortsetzungen veröffentlichten Kindheitserinnerungen Immermanns gelesen. Schon der Titel dieses Teilabdrucks deutet auf eine Abhängigkeit Immermanns von Goethes „Dichtung und Wahrheit“. Ob er vom Autor, von der Redaktion des „Telegraph“ oder vom Verleger Campe stammt, mit dem Immermann zerfallen war, läßt sich nicht mit Eindeutigkeit sagen. In seiner Rezension hält

²³¹ Ebenda. [Ebenda, S. 98]

²³² Vgl. meinen Beitrag in: Časopis pro moderní filologii [Zeitschrift für moderne Philologie] (Prag), 1957, Heft 4, S. 240–242.

Engels sich an den Titel des ersten Bandes der Buchausgabe von 1840, von der weitere Bände dann nicht mehr erschienen.

Immermann unterläßt es seinem Charakter gemäß auch hier nicht, bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Leser zu belehren und zu erziehen. Der Text ist oft mehr beschreibend und reflexiv als dichterisch, vielleicht deshalb, weil der Autor sich auf seine Tagebücher stützte, die er von Kindheit an geführt hatte. Gerade die künstlerische Bearbeitung des Stoffes ist der Punkt, in dem Immermann sich von seiner Vorlage, der Autobiographie Goethes, am weitesten entfernt. Der erste und einzige Band trägt den Titel „Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren“ und umfaßt einige auf ungewöhnliche Weise aneinandergereihte Kapitel: Knabenerinnerungen, Familie, Oheim, Lehre und Literatur, Fichte, Jahn, Despotismus, Jugend. Die Titel sind keineswegs ein sicherer Maßstab für die Bedeutung der einzelnen Kapitel, und oft wird das Tatsächliche völlig von Reflexionen überwuchert. Der einleitende Avisbrief erklärt die nicht gerade sehr [213] originelle Methode, die der Autor bei der Verbindung seiner persönlichen Erlebnisse mit den historischen Ereignissen verfolgt hat: „Ich werde ... nur erzählen, wo die Geschichte ihren Durchzug durch mich hielt.“²³³ Die Bezeichnungen der Kapitel sollen also die hauptsächlichsten privaten und öffentlichen Einflüsse kennzeichnen, die auf ihn als einen Vertreter der jungen Generation um 1815 gewirkt hatten.

An Inhalt und Form dieses letzten großen Fragments von Immermann läßt sich sehr gut erkennen, welche Fortschritte in Richtung auf eine progressive Weltanschauung der Autor in seinen letzten Lebensjahren gemacht hatte, gleichzeitig aber auch, wie schwer ihm der Bruch mit seinen alten Anschauungen gefallen war. Engels hat diesen Sachverhalt sehr klar erkannt. Die Autobiographie Immermanns erfülle einige der Forderungen der modernen Literatur, inhaltlich vor allem bei der Schilderung des Milieus seiner Jugendjahre, der Familie, seines Vaters – eines typischen strengen und pedantischen preußischen Beamten –, bei der Darstellung der antifranzösischen Stimmung jener Zeit bleibe er jedoch völlig im Banne des Preußentums. Seine Begeisterung für die Befreiungskriege kenne keine Grenzen, doch betone er vor allem die entscheidende Bedeutung des Volkes für den Ausgang dieser Bewegung, obwohl das wiederum nur für deren erste Phase zutrefte. Engels leitet aus seiner Auffassung von der Rolle des Volkes den Gedanken des Selbstbestimmungsrechtes der Völker ab. Ob die Gedanken Immermanns über die nationale Selbständigkeit der Völker sich in der gleichen Richtung weiterentwickelt hätten, läßt sich angesichts der Kompliziertheit seiner Entwicklung schwer entscheiden.

Immermanns Verhältnis zu Jahn und dem Chauvinismus der Burschenschaften ist klar: „... ich habe nicht mitgeturnt und nach dem Freiheitskriege keine überschwengliche Reden gehalten ...“²³⁴ Den Wahrheitsgehalt dieser Worte beweist auch sein Streit mit der „Teutonia“, gegen die er für einen Kollegen eintrat, dem durch Angehörige dieser Verbindung Unrecht zugefügt worden war, was ihm dann die Verbrennung seiner Schriften beim Wartburgfest 1817 eintrug.

Im einleitenden Avisbrief stellt Immermann aber auch jene Kräfte in Deutschland an den Pranger, die damals angesichts des napoleonischen Siegeszuges durch Europa jegliches Selbstvertrauen verloren hatten und [214] sich ganz ihrer Knechtseligkeit hingaben: „Dreißig Millionen Menschen fürchten!“²³⁵ schreibt er, und Engels weiß diese Haltung wohl zu würdigen. Im Gegensatz zu diesen Anschauungen jedoch, die Engels in seinem Artikel unter dem Begriff des Modernen zusammenfaßt, stehen andere, die auf die tiefe Verwurzelung Immermanns in seiner monarchistisch-preußischen Erziehung hindeuten. Engels erwähnt zum Beispiel die „so frostige, gleichgültige Erwähnung der konstitutionellen Bestrebungen in Deutschland“²³⁶, aber das ist noch eine sehr gelinde Charakteristik der rückhaltlosen Verteidigung der absoluten Monarchie durch Immermann. Obwohl also Immermann sich mit seinen Erinnerungen ausdrücklich an die fortschrittliche Jugend wendet und teutonische, nationalistische und kosmopolitische Tendenzen verurteilt, bleibt er doch ein treuer Verteidiger des Preußentums, des Militarismus und der „fritzischen“ Gesinnung. Obwohl er die Rolle des Volkes in

²³³ Immermanns Werke, 5. Band, Leipzig und Wien [1911], S. 239.

²³⁴ Ebenda, S. 229.

²³⁵ Ebenda, S. 237.

²³⁶ MEGA, I/2, S. 113. [MEW, Bd. 41, S. 143]

der Erhebung gegen die französischen Eroberer positiv einschätzt, verurteilt er das gleiche Volk, sobald es sich zur Forderung einer Verfassung bekennt. Immermann erscheint auch hier erfüllt von inneren Widersprüchen, in seiner Weltanschauung kämpfen fortschrittliche mit reaktionären Elementen, zukunftsweisende Ideen mit einer nicht überwundenen Klassengebundenheit. Seine weltanschauliche Entwicklung war durch seinen Tod gewaltsam beendet worden, und Engels ist wohl mit Recht der Meinung, daß sie auch weiterhin in der bisherigen Richtung, das heißt in Richtung auf eine liberale Demokratie, verlaufen wäre.

Der Avisbrief der Memorabilien ist jedoch noch durch eine andere Tatsache bemerkenswert, die von Engels unbeachtet blieb. Immermann rechnet unter die allgemeinen Faktoren, die die Entwicklung des damaligen Geisteslebens beeinflussten, auch die neuen ökonomischen Momente, die, wie er sagt, sich im Rahmen einer großen, notwendigen und gesetzmäßigen gesellschaftlichen Entwicklung durchsetzten. Als Symbole dieser neuen Ökonomie des aufsteigenden Kapitalismus – Immermann verwendet allerdings nicht diesen Terminus – gelten ihm Eisenbahn, Dampf, Maschine und Geldsack. Immermann bleibt jedoch nicht bei der bloßen Feststellung stehen, sondern entwickelt aus ihr auch Konsequenzen für das geistige Leben: „Gewiß ist ferner, daß durch jene Tendenzen in vielen Menschen eine gewisse Versandung entstand und eine Trocknis der See-[215]lenkräfte.“²³⁷ Wenn wir die später vom Marxismus getroffene Feststellung des grundsätzlich feindschaftlichen Verhältnisses zwischen Geistesleben und kapitalistischer Wirtschaftsordnung uns vor Augen halten, dann müssen wir den Scharfblick bewundern, mit dem Immermann bereits damals unter die Oberfläche der Zeitercheinungen zu dringen vermochte.

Die eigentliche Lebensbeschreibung beginnt erst nach dem Avisbrief mit dem Kapitel „Knabenerinnerungen“, dem künstlerisch überzeugendsten und geschlossensten Kapitel des ganzen Buches. Die Zentralgestalten dieses Abschnitts sind die Gegenstände der kindlichen Heldenverehrung Immermanns, Gustav Adolf von Schweden und Friedrich II. von Preußen, der letztere im Gewande der reaktionären Fridericus-Legende, deren Wahrheitsgehalt Engels durch eine satirische Bemerkung sehr in Zweifel zieht: „Mit der Wiedergeburt Preußens ist es aber eine eigne Sache. Die erste Wiedergeburt durch den großen Friedrich ist bei Gelegenheit des vorigjährigen Jubiläums so gepriesen worden, daß man nicht begreift, wie ein zwanzigjähriges Interregnum schon wieder eine zweite nötig machen konnte.“²³⁸ Anerkennend spricht Engels von dem idyllischen Bild, das Immermann von seiner Familie entwirft. Die Unzufriedenheit des Autors mit den neuen Formen des Familienlebens bringt Engels wieder auf den Hauptnenner der Vorurteile Immermanns gegen den Geist der Moderne. Mußten sich doch die neuen Anschauungen und die gesellschaftlichen Forderungen jener Epoche in irgendeiner Form auch in der kleinsten Zelle der Gesellschaft, in der Familie, widerspiegeln, die die alte Form dem neuen Inhalt, der sich ihr auf drängte, noch nicht hatte angleichen können. In der Engelsschen Analyse der sich verändernden Familienbeziehungen zeichnen sich deutlich eigene Erlebnisse ab, seine Einschätzung der Familienbeziehungen im Elternhause, die ebenfalls den Anforderungen und Vorstellungen der mit Macht ins öffentliche Leben drängenden jungen Generation nicht mehr entsprachen.

Schon diese Betrachtungen über die Familie stehen nicht mehr auf der Höhe des ersten Kapitels. Das dritte Kapitel, „Der Oheim“, ist ein Genrebild, erfüllt von gutmütigem Humor. Die folgenden Kapitel enthalten Betrachtungen über Jugenderziehung durch Lehre und Literatur. Nach sehr knappen Bemerkungen über Literatur, an denen lediglich bemerkenswert ist, daß sie gegenüber dem verhaßten Pietismus das lebensvolle Heiden-[216]tum Goethes und Schillers hervorheben, geht Immermann zur Philosophie über. Eröffnet wird dieser Abschnitt durch ein Kapitel über Fichte, dessen Einfluß auf die Jugend der Befreiungskriege zweifellos sehr groß war, durch einen flüchtigen Überblick über die Geschichte der Philosophie von der Antike über das christliche Mittelalter bis zu den Anfängen des Rationalismus und schließlich zur klassischen deutschen Philosophie. Engels bemerkt sehr richtig und zeigt dies auch an einigen Beispielen, daß es schwerfallen dürfte, dilettantischer von Philosophie zu sprechen, als es Immermann tut. Aber auch in den nachfolgenden literarischen Charakteristiken

²³⁷ Immermanns Werke, 5. Bd., S. 236.

²³⁸ MEGA, I/2, S. 113. [Ebenda, S. 143–144]

konstruiert Immermann sehr gewaltsam antiromantische Wurzeln der modernen deutschen Philosophie, vielleicht, wie Engels bemerkt, aus schlechtem Gewissen, um seine eigene romantische Herkunft zu verdecken.

Auch dem Despotismus, der durch Napoleon verkörpert war, spricht Immermann eine große Bedeutung für die Charakterbildung seiner Altersgenossen zu. Engels konnte dieser pseudoobjektiven Einschätzung eines gedemütigten Preußen nicht zustimmen. Seine Einstellung zu Napoleon, der damals zu den umstrittensten geschichtlichen Persönlichkeiten gehörte, wird uns weiter unten bei der Besprechung seiner beiden Napoleongedichte noch zu beschäftigen haben.

Im Anschluß an die Beurteilung der Memorabilien führt Engels den Gedanken aus, daß nur die Abwendung von seiner eigenen reaktionären Anschauung Immermann befähigt habe, aus seiner Isolierung herauszutreten und in die Öffentlichkeit zu dringen, in der damals die junge Generation den Ton angab. Des weiteren stößt Engels zu den Quellen der Immermannschen Romantik vor und stellt eine interessante These auf, die sich sicherlich durch eine eingehende Analyse des Immermannschen Gesamtwerks beweisen ließe: Die Romantik war nur von Einfluß auf Immermanns Formen; von einem Eindringen romantischer Elemente in den Gehalt seiner Dichtung blieb der Dichter durch die Nüchternheit seines Preußentums bewahrt. Ein Beweis für diese These, der sich uns geradezu anbietet, ist Immermanns religiöse Indifferenz, die der Romantik völlig fremd war.

Engels gelangte also zu dem Ergebnis, daß Immermann durch sein biographisches Fragment sein aufrichtiges Bemühen bewiesen hatte, mit der Entwicklung seiner Zeit Schritt zu halten, daß es ihm jedoch nicht möglich gewesen war, alles das aus seinem Bewußtsein zu löschen, was sich in den [217] langen Jahren seiner Befangenheit an reaktionärer Ideologie festgesetzt hatte und ebenfalls in seinem Buch zum Ausdruck kommt. Diese Rezension des jungen Engels ist eine musterhafte Analyse einer komplizierten literarischen Gestalt, in deren Werk reaktionäre und fortschrittliche Elemente miteinander im Kampfe liegen, und zwar nicht nur auf ideeller, sondern auch auf formaler und stilistischer Ebene; einer Gestalt, die auf allen Gebieten eine große Entwicklung zurückgelegt hatte. Mit geringen Vorbehalten, auf die wir bereits aufmerksam gemacht haben, kann auch heute diese Studie einer richtigen literaturkritischen Wertung und literarhistorischen Einordnung Karl Immermanns als Grundlage dienen.

Gegen Ende seines Artikels schließt Engels an Immermanns Charakteristik der Jugend der Befreiungskriege seine eigene Ansicht von den Perspektiven der Jugend um 1840 an, die in der Öffentlichkeit das Wort ergriffen habe und von der es abhängen werde, auf welche Weise die ständig sich zuspitzenden gesellschaftlichen Widersprüche in Zukunft gelöst werden können. Die Garantie dafür, daß die junge Generation den richtigen Weg geht, sieht Engels in ihrem Ringen um die Aneignung der Hegelschen Philosophie, in die ein jeder eindringen müsse, der mit Überzeugung für den Sieg der Freiheit kämpfen wolle. Der Abschluß des Artikels „Immermanns Memorabilien“ ist ein Beweis für die weltanschauliche Entwicklung des jungen Engels zu einer höheren Entwicklungsstufe, auf der er vor allem zu der Überzeugung von der Wichtigkeit einer philosophisch fest fundierten weltanschaulichen Grundlage gelangte und den Schwerpunkt seiner Aufmerksamkeit von der Literatur auf die Hegelsche Philosophie verlagerte. Diese unsere These bildet die Grundlage für die noch folgende Darstellung der Berliner Zeit.

Neue Gedichte und Reisebilder

Wenden wir uns nun nach der Untersuchung der Beiträge des jungen Engels für das „Morgenblatt“ wieder den Artikeln für den „Telegraph“ zu, von denen wir aus den letzten Monaten des Bremer Aufenthalts vorläufig nur den Aufsatz über Immermanns Memorabilien erwähnt haben. Im August 1840 veröffentlichte Engels hier unter seinem üblichen Pseudonym einen Zyklus von acht Gedichten mit dem Titel „Der Abend“, den wir bereits bei anderer Gelegenheit erwähnten. Engels hatte ihn ge-[218]schrieben, als er so stark unter dem Einfluß Shelleys stand, daß er Gedichte aus Shelleys Werken übersetzte und sich um die Popularisierung dieses Dichters in Deutschland bemühte. Motto und Geist dieser Gedichte sind Shelley verpflichtet. Aber auch die Liebe zu Börne, der ihm die erste Kunde der Freiheit gebracht hatte, klingt hier deutlich durch. Auch davon war bereits an anderer Stelle die Rede.

Das Gedicht enthält die Darstellung eines ruhigen, stillen Abends in der Natur, der gedeutet wird als Vorbereitung eines frohen, strahlenden Sonnenaufgangs, des Symbols der Hoffnung auf den Morgen der Freiheit, der mit seinen segenspendenden Strahlen die ganze Menschheit erleuchten wird. Aufgabe der Dichter sei, Kündler und Sänger der neuen Sonne der Freiheit zu sein. Mit der Vorstellung eines neuen Weltzustandes verbindet Engels dauerhaften Frieden, wechselseitige Liebe und Freundschaft zwischen den Völkern, Beseitigung der Fürsten und des Adels, göttergleiche Freiheit des Geistes; dann werde ein neuer Dichter erstehen, der mit der künstlerischen Kraft Calderons stolz den Sieg über die blutigen Tyrannen feiern werde. Von dem unpersönlichen, allgemeinen Enthusiasmus heben sich einige Verse des letzten, des achten Gedichts ab, in denen die drangvolle Ungeduld des Autors durchbricht:

„Wann wird die alte Zeit zusammenkrachen?
 ...
 Wie lang wird uns die finst're Nacht umdachen?
 ...
 Wir, die wir wachen, tapfen wie die Blinden.“²³⁹

Diese Anwandlung von Ungewißheit wird jedoch sofort überdeckt durch die dichterische Darstellung des letzten Augenblicks kurz vor dem Heraufsteigen der Morgensonne.

Geschrieben sind die Gedichte in sorgfältig gefeilt fünfhebigen Jamben mit Kreuzreim oder umarmendem Reim, und sie fanden gewiß in ihrer Zeit Widerhall. Ein Teil von ihnen wurde sogar noch im Jahre 1920 anlässlich des hundertsten Geburtstags von Friedrich Engels als Einleitung einer österreichischen Festschrift unter der Überschrift „Aus einer Jugendarbeit von Friedrich Engels“ wieder abgedruckt.²⁴⁰

[219] Für unsere Untersuchung ist die Feststellung wichtig, daß Engels sich in diesem Zyklus vorbehaltslos zu den jungen revolutionären Dichtern bekannte, die ihr Ziel darin sahen, durch ihre Dichtungen die endgültige Niederlage der Reaktion herbeiführen zu helfen.

„Der Abend“ erschien im August 1840. Der Vollständigkeit halber sei noch einmal wiederholt, daß dann im September der „Telegraph“ eine anonyme Notiz von Engels über zwei Predigten Krummachers in Bremen brachte. Sie trägt keine Überschrift und steht in der Rubrik „Kleine Chronik“. In der Marx-Engels-Gesamtausgabe hat sie den Titel „Zwei Predigten von F. W. Krummacher“.

Zu dem Zyklus „Der Abend“ gehört thematisch noch das Gedicht „Nachtfahrt“, das Friedrich Oswald in der Zeitschrift „Deutscher Courier“ im Januar 1841 veröffentlichte.²⁴¹ Es handelt sich hier wohl um eine verspätete Frucht der zu Beginn des Jahres 1840 unternommenen Reise durch Norddeutschland, die unter anderem auch die Skizze „Landschaften“ angeregt hatte. Auch in diesem Gedicht ist von dem herauf dämmernden Morgen der Freiheit die Rede. Im Ton entfernt es sich jedoch mehr von dem pathetischen Enthusiasmus Shelleys; es ließe sich eher von einer Heineschen Note sprechen, besonders in der Gegenüberstellung der schlaftrunkenen Umgebung mit den stürmischen Gedanken des Wanderers. Auch das Motiv des Erwachens aus dem Traum fehlt nicht. Der eben erst zwanzigjährige Engels hat hier noch keine eigene dichterische Note gefunden, dennoch ist seine Fertigkeit, mit der er sich verschiedener literarischer Ausdrucksformen bedient, erstaunlich.

Ein weiterer Beitrag für den „Telegraph“ (Nr. 191, November 1840) ist das wiederum unter dem Pseudonym Friedrich Oswald veröffentlichte Gedichtfragment „Sanct Helena“. Auch Engels hatte sich mit der Gestalt Napoleons auseinandergesetzt, dessen Charakter und Schicksal lange Jahre für Deutschland im Zentrum des öffentlichen Interesses stand. Die Heinesche „Napoleonsanbetung“ lehnte er ab, zugleich aber auch Arndts Napoleonhaß und Immermanns Verkleinerung des Korsen. Engels sah in Napoleon einen großen Geist von außerordentlichem Weitblick, dessen europäische Feldzüge für Deutschland segensreich gewesen seien. Zwar habe Deutschland dadurch längere Zeit seine Souveränität

²³⁹ Ebenda, S. 86. [Ebenda, S. 93]

²⁴⁰ Siehe Friedrich-Engels-Brevier, Verlag der Arbeiter-Buchhandlung, Wien 1920.

²⁴¹ MEGA, I/2, S. 17/18. [MEW, Bd. 41, S. 116–117]

verloren, aber die demokratischen Reformen, Resultate des Code Napoleon und einer radikalen Zentralisierung, hätten die Überreste der Vergangenheit so [220] gründlich hinweggeschwemmt, daß sie selbst nach Napoleons Fall nicht mehr zu restaurieren gewesen wären. Von diesem politischen Klassenstandpunkt aus würdigte Engels Napoleons Bedeutung und tadelte alle, die die gesellschaftlichen Reformen in Deutschland nur deshalb ablehnten, weil Napoleon sie eingeführt hatte.

Aus dieser Haltung erwuchs das zweistrophige Fragment über die Insel Sanct Helena, wo der Kaiser gestorben war, und auch noch ein zweites, etwas später unter dem Namen Friedrich O. veröffentlichtes Gedicht „Der Kaiserzug“. In einem Brief an die Schwester schreibt Engels, er möchte in Paris sein, wenn man seinen Kaiser zum zweitenmal beerdigen werde. Die poetische Darstellung des Begräbnisses zeigt neben tragischen Tönen auch programmatische Züge von liberaler Tendenz: Um den Kaiser, den Gott Frankreichs und die Geißel Europas, trauern das einfache Volk, die Vertreter der Republik und auch die polnischen Emigranten, die verfolgten Kämpfer des Polenaufstandes. Das Gedicht umfaßt dreizehn Strophen, die metrische Form ist wiederum der fünfhebige Jambus.

Im Dezember 1840 brachte der „Telegraph“ (Nr. 197) noch eine weitere Reiseskizze von Friedrich Oswald: „Siegfrieds Heimat“. Es ist eine Schilderung des rheinischen Xanten, der Geburtsstätte Jung-Siegfrieds, der für Engels das Vorbild der deutschen Jugend war. Von Erinnerungen an das römische Altertum geht Engels hier über zum Mittelalter, zum Nibelungenlied, aus dem er eine Strophe als Motto des Artikels zitiert. Auch den Baudenkmälern, die mit seinem Thema im Zusammenhang stehen, gilt seine Aufmerksamkeit. Er beschreibt zwei unbekannte Basreliefs, die auf einem Klostertor Szenen aus Siegfrieds Leben darstellen, und der Anblick des mächtigen Dorns inspiriert ihn zu Betrachtungen über den gotischen Stil und über die Macht des Geistes. Er geht schließlich zur Gegenwart über, um seine radikalen Anschauungen aussprechen zu können. Er empört sich gegen die kirchlichen und staatlichen Institutionen, gegen die Schulen, in denen die Schüler wie Gefangene gehalten werden, gegen die polizeiliche Bespitzelung eines jeden Schrittes, gegen die Einkerkierung der Studenten, gegen die Bestechlichkeit der Richter, gegen den geistigen Druck in jeder Form. Hier hat wahrscheinlich selbst die milde Hamburger Zensur sich zu einem Eingriff veranlaßt gefühlt und den Artikel zu unterdrücken versucht.²⁴² Es gereicht Gutzkow zur Ehre, [221] daß er sich für die Freigabe einsetzte. Das Motiv für diese scharfe Anklage der gesellschaftlichen Verhältnisse war für den jungen Engels der Drang nach Taten, mit denen die deutsche Jugend sich ihrer Haut wehren und den morschen Bau der Monarchie angreifen sollte. Auch hier, wie so oft bei Engels, schließt der Artikel mit der Perspektive des Sieges, mit einem Ruf nach Taten, die des 19. Jahrhunderts würdig sind.

Ernst Moritz Arndt

Engels benutzte seine Prosabeiträge im „Telegraph“ bewußt zu literarischen Attacken gegen die Reaktion in Staat und Kirche. Diese Literaturfehde war ihm ein vorläufiger Ersatz für den ersehnten politischen Kampf. Der Grad seines Radikalismus und das Maß, in dem dieser Radikalismus sich publizistisch äußerte, stiegen von Monat zu Monat, und gegen Ende seines Bremer Aufenthalts kam es bereits zu Konflikten mit der Zensur, womit die Grenze des Erlaubten erreicht war. An dieser Grenze bewegt sich auch der im Januar 1841 im „Telegraph“ erschienene Artikel „Deutschlands Gegenwart II. Ernst Moritz Arndt“, der letzte größere Beitrag des jungen Engels für den „Telegraph“. Mit Rücksicht auf die Tatsache, daß es sich bei diesem Artikel um eine zusammenfassende Darstellung der politischen und gesellschaftlichen Anschauungen handelt, zu denen Engels gegen Ende seines Aufenthalts in Bremen gelangt war, haben wir auf die darauf bezüglichen Aspekte bereits hingewiesen und auch betont, daß dieser Aufsatz als mittlerer Teil eines zusammen mit Gutzkow verfaßten dreiteiligen Überblicks über die zeitgenössischen deutschen Zustände den besten Beweis dafür liefert, daß Engels es verstanden hatte, sich unter den Mitarbeitern des „Telegraph“ eine geachtete Stellung zu erringen.

Die Gestalt und das Werk Ernst Moritz Arndts sind ein eindringlicher Beweis dafür, daß in der damaligen Epoche der Vorbereitung der bürgerlichen Revolution die Probleme von Literatur und Leben

²⁴² Siehe MEGA, I/2, S. XXXI.

unmittelbar und mit Notwendigkeit miteinander verschmelzen mußten, daß sich keine literarischen Probleme finden lassen, die man von den damaligen Tagesfragen abstrahieren könnte. Lange Jahre seines Lebens hatte Arndt ohne Rücksicht auf persönliche Erfolge oder Vorteile konsequent und mannhaft für seine Überzeugung als deutscher Patriot gekämpft. Ein bedeutender [222] Teil seines Schaffens diente unmittelbar den Bedürfnissen des Staates, wurde sogar häufig auf Bestellung geschrieben, wie zum Beispiel der „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“, eine kleine Agitationsschrift anläßlich der Aufstellung der Landwehr, und verschiedene Flugblätter, Aufrufe und Lieder. Arndt war ein unermüdlicher und furchtloser Kämpfer, dessen Charakter Engels schätzte, wenn er auch mit seinen Ansichten nicht immer übereinstimmen konnte. Es ließen sich viele Ähnlichkeiten zwischen den Ansichten Arndts und denen des jungen Immermann finden, und auch der Standpunkt des jungen Engels war im großen und ganzen der gleiche.

Der Artikel über Arndt war ursprünglich – ähnlich wie schon der über Immermann – ebenfalls eine Rezension des autobiographischen Werkes. Er wuchs jedoch in viel größerem Ausmaß als im vorhergehenden Falle über diesen Rahmen hinaus. Zwar bildeten Arndts „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“, die im Jahre 1840 erschienen waren, den eigentlichen Gegenstand des Artikels; da Arndt selbst jedoch nicht bei der Beschreibung seiner Kindheit geblieben war, sondern als politischer Schriftsteller es als seine Pflicht erachtet hatte, seine Anschauungen darzulegen, zu verteidigen und sogar vorzuschlagen, welche Richtung die Innen- und Außenpolitik Deutschlands in Zukunft nehmen sollte, hielt auch Engels sich an eine ähnliche Konzeption, widerlegte Arndts reaktionäre Ansichten als Ganzes und in einzelnen Punkten und stellte ihnen seine eigenen Anschauungen entgegen, die radikalen Anschauungen eines Anhängers der demokratischen Verfassung.

Und noch ein Moment wirkte bei der politischen Gestaltung dieser Literaturkritik mit. Engels schrieb sie im Dezember 1840 als Abrechnung mit dem verflossenen Jahr. In dieses Jahr hatten die Liberalen und vor allem die liberale Jugend große Hoffnungen gesetzt. Dem schwachsinnigen Friedrich Wilhelm III. war sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. gefolgt, dessen persönliche und politische Opposition gegen die Prinzipien seines Vaters bekannt war. Allgemein hatte man von ihm eine Änderung des Kurses in der Innen- und Außenpolitik erwartet, und einige seiner ersten selbständigen Schritte waren dazu angetan gewesen, diesen Erwartungen recht zu geben. Aber sein reformerischer Elan hatte sich bald erschöpft, und gegen Ende des Jahres 1840 stand es bereits für jeden außer Zweifel, daß der Sohn das Vermächtnis seines Vaters treu erfüllen und in gewisser Hinsicht dessen reaktionären militaristisch-bürokratischen Despotismus [223] überbieten würde. Diese Erkenntnis führte zu einer Distanzierung von der Regierung, zur Einigung der antiabsolutistischen Opposition und beeinflusste auch den stürmischen Charakter der literarischen Polemik.

Ernst Moritz Arndt war einer der drei gefeierten Dichter der Befreiungskriege gewesen und hatte seine Gefährten Körner und Schenkendorff um vieles überlebt. Sein Bild in der bürgerlichen Literaturgeschichte stimmt – abgesehen von kleinen Abweichungen – im wesentlichen mit der Auffassung Heinrich Meisners überein, dessen Arndt-Monographie²⁴³ beginnt und endet mit den Worten: „ein echter deutscher Charakter“. Die biographischen Daten aus seiner Jugend zeigen, daß er erst unter dem Einfluß des Zusammenbruchs von 1806 zum deutschen Patrioten geworden war, denn bis dahin hatte er sich als treuer schwedischer Untertan – seine Heimat Rügen gehörte damals zu Schweden – und als Verehrer des Schwedenkönigs gefühlt.

Der Ausgangspunkt für die politische Gesinnung Arndts war sein Haß gegen den tyrannischen Usurpator Napoleon und die Verehrung für den „aufgeklärten“ Herrscher Friedrich II. Von diesem Zeitpunkt an arbeitete er sein Programm aus, das er dann bis ins hohe Alter, selbst noch als achtzigjähriger Abgeordneter im Frankfurter Parlament, konsequent vertrat. Er wollte eine mächtige, einheitliche deutsche Ständemonarchie mit Preußen an der Spitze schaffen, mit starker Hand ihrem Hauptfeind, Frankreich, linksrheinische Gebiete entreißen, Belgien und Holland zurückerobern sowie die slawischen Gebiete im Osten germanisieren, den reichen Landadel stärken, den besitzlosen Adel ausrotten

²⁴³ Ernst Moritz Arndts ausgewählte Werke in sechzehn Bänden, hrsg. von Heinrich Meisner u. Robert Geerds, Erster Band, Leipzig 1908, S. 7 u. 85.

und dem Bauernstand als dem einzigen Gegengewicht gegen das radikale Industrieproletariat bessere Lebensmöglichkeiten geben. Mit fortschreitenden Jahren wurden seine Anschauungen immer konservativer. Den Begriff der politischen Freiheit, den er in seiner jugendlichen Begeisterung mit dem Tyrannenhaß verbunden hatte, legte er später als die höchste Stufe des wahren Christentums aus.

Seine Erinnerungen, eine der vielen in der Nachfolge von Goethes berühmtem klassischem Vorbild entstandenen Schriften, schrieb er, um dem Verdacht patriotischer, staatszersetzender Tätigkeit zu begegnen, der ihm seit seiner Entlassung als Universitätsprofessor anhaftete. Er ahnte nicht, daß er gleichzeitig mit dem Druck seiner Memoiren seine Rehabili-[224]tierung und die Wiedereinsetzung in seine früheren Ämter und Würden durch den neuen preußischen König erfahren würde.

Das mehr als dreihundert Seiten umfassende Buch läßt sich seinem Inhalt nach in drei Teile gliedern: Der erste umfaßt die lebhaft, farbige Schilderung der idyllischen Kindheit Arndts, seiner Jugendjahre, seiner Familie, seiner Freunde und des Milieus, in dem er lebte, der Schönheiten der unberührten Natur, der der ungestüme Knabe den Vorzug vor den Annehmlichkeiten einer verweichlichenden Zivilisation gab. Es ist ein schönes Bild des gastfreien patriarchalischen Landlebens, voll Frömmigkeit und voll Ehrfurcht vor den Mächtigen, unproblematisch, die Freiheit der Persönlichkeit und den Stolz des Freien zugleich verherrlichend. Engels bemerkt zu diesem Teil, es sei überflüssig, literarische Idyllen zu erfinden, solange es noch solche Idyllen im wirklichen Leben gebe. Aus der Art der Schilderung fühlt man heraus, mit welchem Vergnügen der alte Arndt sich den sonnigen Tagen seiner Kindheit zugewandt hatte, welche Freude ihm diese Erinnerungen gewesen sein mußten.

Ruhe und Idylle rücken jedoch in den Hintergrund mit dem Beginn des Theologiestudiums. Die ersten religiösen Zweifel Arndts, die sich allerdings nicht auf den Glauben selbst, sondern auf den weltlichen Wandel der kirchlichen Würdenträger bezogen, brachten ihn nach abgelegtem Theologieexamen von der Priesterlaufbahn ab. Es begannen seine Wanderjahre, und mit dem Kennenlernen neuer Länder präzisierten sich auch seine Anschauungen. Seine verschwommene, mit Tyrannenhaß verbundene Freiheitsliebe verwandelte sich in einen Haß gegen Napoleon und nahm bald die Form einer unveröhnlichen Feindschaft gegen alles Französische an. Seine Anschauungen und Gefühle als deutscher Patriot tragen vom Augenblick ihres Entstehens an nationale, häufig aber auch chauvinistische Züge. Er wurde politischer Schriftsteller mit dem Ziel, den deutschen Nationalismus zu unterstützen („Germanien und Europa“). Den Franzosen als Volk schrieb er die schlimmsten Eigenschaften zu, den Deutschen dagegen die besten. Er rechtfertigte die Ausrottung oder Unterwerfung der Slawen durch die Germanen. Er verteidigte die Berechtigung deutscher Aggressionen gegen Frankreich, namentlich die Rückeroberung des Elsaß und Lothringens. Eingehend begründet er diese seine Anschauung im ersten Teil seiner Schrift „Geist der Zeit“ im Jahre 1806, nach dem Zusammenbruch Preußens. Diese Anschauungen Arndts bewogen einen der reaktionärsten deutschen Literaturhistoriker, Adolf [225] Bartels, zu einem begeisterten Lob, bei ihm wird Arndt sogar zu einem Vorläufer Bismarcks und zu einem Vorkämpfer des faschistischen Deutschland gestempelt.

Arndts Flucht vor den französischen Soldaten aus der Universität Greifswald, an der er Professor für Geschichte war, ist sicherlich nicht geeignet gewesen, seine antifranzösische Haltung zu ändern. Nach Ausführung verschiedener patriotischer Missionen begab er sich nach Petersburg und stellte sich dem Reichsfreiherrn vom Stein für die Aufstellung und Ausbildung deutscher Militäreinheiten in Rußland zur Verfügung. Er begleitete ihn dann, den zurückweichenden napoleonischen Armeen auf den Fersen, zurück nach Deutschland, um dort in Proklamationen, Broschüren und Flugblättern den patriotischen Widerstand gegen den „Erbfeind“ anzufachen und für ein starkes Deutschland unter preußischer Führung zu werben. Während der Waffenstillstandsverhandlungen befeuerte er die deutsche Kampflost mit der Flugschrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“, die als Kommentar zu Beckers Rheinlied dienen könnte. Sein Freiheitsbegriff, der früher in erster Linie ethischer Natur gewesen war, verwandelte sich im Dienste der preußischen Regierung in: „*Höchste und ausnahmslose Herrschaft des Gesetzes.*“²⁴⁴

²⁴⁴ Ernst Moritz Arndt: Erinnerungen aus dem äußeren Leben, Leipzig 1840, S. 259.

Arndt vergaß nie seine bäuerliche Herkunft, und sein ganzes Leben lang beschäftigte ihn die Lösung der Bauernfrage. Seine Anschauungen über dieses Problem hielt er für so wichtig, daß er sie aus den nur dieser Frage gewidmeten Schriften auch in seine „Erinnerungen“ übernahm. Die Leibeigenschaft war für ihn eine Einrichtung, die allem menschlichen Empfinden widerstrebt, und an ihren historischen Wurzeln legte er seine Auffassung dar, daß es sich bei dieser Institution ursprünglich um ein patriarchalisches Schutzverhältnis des mächtigeren Adelligen zum Bauern gehandelt habe. Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Frankreich war nicht nach seinem Geschmack. Er wollte kein Feind des Adels sein, wie er ausdrücklich betonte, billigte jedoch nur den reichen, unabhängigen Adel, der dem Thron Stütze sein könne; der kleine, arme Adel hatte nach seiner Auffassung keine Daseinsberechtigung. Im Bauernstande sah er die Existenzgrundlage der preußischen Monarchie. Er schlug daher die Parzellierung der Krongüter und Staatsdomänen vor und die Erhaltung [226] einer gleichbleibenden Zahl von kleinen Erbhöfen, eine Maßnahme, deren Durchführung die Rückkehr zu mittelalterlich-patriarchalischen Verhältnissen bedeutet hätte. Es war eine Verkündigung politisch revolutionärer Forderungen von einem völlig reaktionären, romantischen Standpunkt aus. Ähnliche Ansichten äußerte er auch über das Handwerk: Bei den Handwerkern sei „die Erhaltung oder Wiederherstellung der Zünfte und Innungen“ anzustreben.²⁴⁵

Sein Unterfangen, in Landwirtschaft und Gewerbe mittelalterliche Verhältnisse wiederherzustellen, erwuchs aus seiner Furcht vor einer neuen Gefahr, die mit dem Anwachsen der Industrie zunahm: vor dem Proletariat. Es zeugt für Arndts Scharfblick und Wirklichkeitssinn, daß er vor den Erscheinungsformen dieser neuen, erst antretenden Gesellschaftsmacht, die in England, Irland, Frankreich und schließlich in Deutschland ihr Haupt zu erheben begann, nicht die Augen verschloß, sondern versuchte, sich auf seine Art mit ihnen auseinanderzusetzen. In den „Erinnerungen“ führt er seine bereits in einer seiner früheren Schriften geäußerten Ansichten dazu an und erweitert sie in der gleichen Richtung: „... lieber wollen wir keine einzige Maschine als die Gefahr, daß dieses Maschinenwesen uns die ganze gesunde Ansicht vom Staate und die alle Tugend, Kraft und Redlichkeit erhaltenden einfachen und natürlichen Klassen und Geschäfte der Gesellschaft zerrütte.“²⁴⁶ „Daß bei Fabriken, daß in den großen Städten und Hauptstädten eine Menge elender, unruhiger, hungriger Menschen, daß diese gefährliche Brut, die Pöbel heißen muß, da entsteht, läßt sich nicht wenden.“²⁴⁷ „... Furcht und Schrecken allein können die reißenden Tiere bändigen. Seht euch einmal um, ihr Posaunenbläser einer tollen Freiheit (zu denen sich auch der junge Engels rechnen mußte – V. M.), seht euch einmal um nach dem Pöbel von Paris, Manchester, Birmingham und Irland. Muß nicht König Ludwig Philipp, obgleich Paris eine Besatzung von 40000 bis 50000 Mann hat, täglich vor einzelnen Scharen solcher reißenden Wölfe zittern?“²⁴⁸ Arndt, die Inkarnation des Franzosenhasses, bringt es hier also aus Furcht vor dem Pöbel fertig, den Standpunkt des französischen Königs zu vertreten. Wieder kehrt er zu seinem Plan eines preußischen Staates zurück, der sich [227] auf kleine bäuerliche Lehen stützen müsse. Die königstreuen Bauern sollen damit gegen die wachsende proletarische Gefahr ausgespielt werden.

Im weiteren schildert Arndt seine persönlichen Schicksale während der Demagogenverfolgungen, wie man ihn verhörte, überwachte, seines Amtes enthob. Daß der gegen ihn erhobene Vorwurf des Hochverrats oder gar republikanischer Gesinnung haltlos war, davon zeugt einerseits sein an den König gerichteter untertäniger Dank dafür, daß man ihn aus seinem Bonner Wohnsitz nicht ausgewiesen hatte, andererseits die Entschiedenheit, mit der er jede Beschuldigung von sich wies und sich selbst für völlig unschuldig erklärte, was selbst Gleichgesinnte bedenklich stimmte.

Den Plan einer deutschen Republik weist Arndt als unsinnig zurück, und als sein Vergehen bezeichnet er selbst: „Aber ich habe eine gefährliche Einheit des deutschen Volks gepredigt.“²⁴⁹ Seine Vorstellungen von deutscher Einheit im 19. Jahrhundert wichen jedoch nicht allzu sehr von denen Huttens ab.

²⁴⁵ Ebenda, S. 310.

²⁴⁶ Ebenda, S. 312.

²⁴⁷ Ebenda, S. 316.

²⁴⁸ Ebenda, S. 316/317.

²⁴⁹ Ebenda, S. 337.

Den Schluß der „Erinnerungen“ bildet ein Vorschlag von Maßnahmen, deren Verwirklichung zur Verbesserung der Lage in Deutschland beitragen sollte. Arndt faßt diese Maßnahmen in 17 Punkte zusammen und gibt zu jedem Punkt eine Begründung. Die Hauptforderungen sind: Die Eroberung weiterer Gebiete, selbstverständlich Helgolands, des Elsaß und Lothringens, aber auch Hollands und des gesamten belgisch-holländischen Küstengebiets; die Schaffung einer Kriegsflotte; eine Heeresreform nach dem Vorbild Napoleons, „der das Kriegshandwerk verstand“²⁵⁰; das gesetzliche Verbot der Veräußerung deutschen Bodens durch Ehe oder Erbschaft; die Erhaltung der Würde des deutschen Adels, der dem deutschen Volk in den deutschen Haupttugenden zum Vorbild dienen sollte; Kampf gegen die Jesuiten, den „Fluch unsrer Geschichte“²⁵¹; Verteidigung der ewigen Geltung von Evangelium und Christentum; in den internationalen Beziehungen Unterstützung eines Bündnisses mit Skandinavien und England, aber Feindschaft gegen Rußland und vor allem gegen Frankreich. Diese Feindschaft gegen Frankreich hatte freilich nicht nur nationale, sondern auch soziale Wurzeln: „Denn in Frankreich halte ich die gräulichen Bewegungen der unteren Klassen viel gefährlicher für [228] die europäische Ruhe als in England ... So stehe und bleibe der politische Haß ...“²⁵²

Überblicken wir den sich wandelnden Charakter der Arndtschen „Erinnerungen“, so sehen wir, daß ihr Autor sich zunächst in einer eingehenden Schilderung seiner Jugend ergeht, dann eine ganze Reihe von gesellschaftlichen Problemen erörtert und schließlich am Ende die Autobiographie in eine große Kampfschrift übergehen läßt, in ein Programm der nationalistischen Aggression und der Rückkehr zu mittelalterlichen Zuständen als Rettung vor den Gefahren des auf den Plan tretenden Proletariats. Nur selten finden sich Anklänge an den von Arndt einst vertretenen Herderschen Humanismus, wie etwa die Behauptung, daß er alles Menschliche über das Nationale stelle. Sein Franzosenhaß jedoch läßt für die Verwirklichung einer solchen Idee keinerlei Raum.

Dem Aufsatz des jungen Engels über Ernst Moritz Arndt war eine Rezension der Arndtschen „Erinnerungen“ durch Arnold Ruge in den „Hallischen Jahrbüchern“ vorangegangen.

Engels' Ausgangspunkt war die Erkenntnis, daß Arndt mit seinen Ansichten, die die gleichen wie vor dreißig Jahren geblieben waren, sich selbst überlebt hatte und daß man vom Standpunkt der aktuellen gesellschaftlichen Bedürfnisse ihre Schädlichkeit darlegen und durch eine Auffassung ersetzen müsse, die der gegenwärtigen gesellschaftlichen Lage entspricht.

Engels erhob sich damit zum Sprecher gerade jener revolutionär gestimmten Jugend, der es Arndt verwehren wollte, neue Ideen aus dem benachbarten Frankreich zu übernehmen, einer Jugend, die mehr die kämpferische Persönlichkeit Arndts verehrte als dessen Werk. Mit warmen Worten hebt Engels die hohen sittlichen und charakterlichen Eigenschaften Arndts hervor, er stellt dessen sittliche Reinheit und Würde, den Ernst seines Charakters, seine Mannhaftigkeit und physische Widerstandsfähigkeit als Vorbild hin – alles Eigenschaften, die der damaligen verweichlichten Jugend fehlten, die sich sogar der militärischen Ausbildung entziehe und dem Schlagwort von der „Emanzipation des Fleisches“ huldige. Engels setzte sich auf diese Weise gerade in Gutzkows Blatt mit dem Gedanken auseinander, der ihm am Jungen Deutschland am fremdesten war, mit dem Gedanken der entfesselten Erotik.

Auch am Stil der „Erinnerungen“ schätzt Engels die männliche Festig-[229]keit Arndts, die sich vor allem in der Schilderung der glücklichen Jugendjahre offenbart. Er stellt sie in Gegensatz zu dem verschwommenen und verblässenen „modernen“ Stil seiner Zeitgenossen, die die Möglichkeiten ihrer Muttersprache nicht kannten und ausländische Vorbilder nachäfften.

Engels würdigt Arndts patriotischen Eifer, mit dem er sich für die Befreiungskriege begeisterte, wirft ihm aber mit Recht vor, daß er zuwenig die wahrhaft volkstümliche Seite dieser Bewegung berücksichtigt und kein adäquates Bild der damaligen Ereignisse gegeben habe. Engels gibt dann eine eigene Darstellung jener Begebenheiten, die sich von der Arndts weit entfernt.

Den Sieg über die Eroberer und ihre Vertreibung aus dem Lande habe man als eine zweitrangige Angelegenheit zu werten, viel wichtiger sei gewesen, daß das Volk für kurze Zeit sich die

²⁵⁰ Ebenda, S. 349.

²⁵¹ Ebenda, S. 357.

²⁵² Ebenda, S. 363 u. 364.

Souveränität erobert und die Fürsten gezwungen habe, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, daß nach langer Zeit zum erstenmal wieder das Nationalbewußtsein erwacht sei. Ein solcher Kampfgeist der Massen habe auch für eine zukünftige revolutionäre Bewegung in Deutschland als Vorbild zu gelten. Einige Abschnitte weiter kehrt Engels zu diesem Gedanken zurück und weist nach, daß zwischen der Französischen Revolution von 1789 und der deutschen Volksbewegung des Jahres 1813 ein Zusammenhang bestanden hat, daß diese nicht möglich gewesen wäre ohne die bürgerlichen Freiheiten, die im Anschluß an die Revolution von den Franzosen nach Deutschland verpflanzt worden waren.

Das Verhältnis zur Französischen Revolution selbst war bei Arndt und Engels ebenfalls verschieden. Wie in seinen übrigen Schriften, so erkannte Arndt auch in den „Erinnerungen“ zwar an, daß die Revolution zu ihrer Zeit gewisse Errungenschaften mit sich gebracht hatte. Diese positiven Elemente seien aber binnen kurzer Zeit durch das dann folgende Schreckensregiment verdrängt worden, also müsse man die Französische Revolution auch als Gesamterscheinung verurteilen. Engels dagegen spricht von den großen, ewigen Auswirkungen der Französischen Revolution für die Gesellschaft und vertritt die Meinung, daß diese Errungenschaften in Deutschland nur deshalb verworfen worden seien, weil Napoleon sie eingeführt habe. Darin – so betont er – liege der negative Zug jenes deutschen Patriotismus, der den Franzosenhaß als seine Pflicht erachte. Nach der mißglückten Befreiung nämlich, nach der Restaurierung des deutschen feudal-bürokratischen Absolutismus habe sich in der Opp[230]osition bis auf geringe Ausnahmen die Ideologie eines unechten deutschen Patriotismus breitgemacht, jener Chauvinismus und Franzosenhaß, der das deutsche Volk vor allen anderen Völkern als auserwählt und überlegen erkläre und die Rückkehr zum Altdeutschen – mindestens bis zum Mittelalter – verkündet. Engels analysiert eingehend die ideellen Grundlagen dieser Richtung, deckt ihre Fehler auf und kritisiert vor allem ihr Unverständnis gegenüber den Ideen der Französischen Revolution. Er beweist ferner, daß der Hurratriotismus eine negative Erscheinung darstellt, daß er einerseits die gesamte deutsche Entwicklung der letzten tausend Jahre und andererseits alle außerdeutschen Einflüsse negiert, daß er gleichsam aus 64 reindeutschen Ahnen *den Deutschen an sich* erschafft, gleichzeitig aber behauptet, er habe die höchstmögliche Stufe, gleichsam also die Stufe der Abstraktion im Sinne Hegels erreicht. Gegenwärtig erschöpfe sich die Deutschtümelei in der Erfindung deutscher Ausdrücke für längst eingebürgerte Fremdwörter, anstatt – wie man es von einem echten Patriotismus erwarten sollte – in den Tageskampf des deutschen Volkes für den Fortschritt einzugreifen.

Bei aller entschiedenen Verurteilung dieses in damaliger Zeit vorherrschenden Begriffes von Patriotismus vergißt Engels jedoch nicht, ihm historische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Für ihn war er eine notwendige Entwicklungsstufe des Volksgeistes, eine Erscheinung, die zusammen mit ihrem Gegensatz – dem kosmopolitischen süddeutschen Liberalismus, der wiederum nationale Unterschiede völlig leugnete – zur Grundlage der modernen Weltanschauung geworden war. Das kosmopolitische Freidenkertum war für Engels ebenso einseitig wie dessen Gegenteil; die philosophische Grundlage dieser Ideologie, der religiöse Rationalismus, stand ihm ebenso fern wie die theologische Orthodoxie, die die religiöse Grundlage des Chauvinismus war. Die Anfänge einer neuen Weltanschauung, die beide Extreme aufhob und auf deren Trümmern als Hegelsche Negation der Negation erstand, datiert Engels von der Pariser Julirevolution. Die Betonung des Nationalen durch den französischen Patriotismus gefährde den Kosmopolitismus, aber gleichzeitig habe die Revolution die Überlegenheit der gesellschaftlichen Entwicklung in Frankreich über die deutsche Rückständigkeit bewiesen. Beim Vergleich der Deutschtümelei mit dem kosmopolitischen süddeutschen Liberalismus spricht Engels jedoch auch der Deutschtümelei – vor allem für die Zeit der französischen Okkupation – positive Elemente des Patriotismus zu.

[231] Wie die Deutschtümelei, so sei auch der Kosmopolitismus durch den Pariser Juliaufstand in seiner Entwicklung unterbrochen worden. Engels wendet sich daher anderen Problemen zu. Bevor er sich zu den politischen Anschauungen Arndts äußert, hält er es für erforderlich, die Wurzeln des „modernen“, das heißt des jungdeutschen Geistes aufzudecken. Er sieht sie in theoretischer Hinsicht in dem philosophischen System Hegels, das sich als offizielle preußische Staatsphilosophie durchgesetzt habe, wobei man aber auf der Seite der Autoritäten sicher nicht habe ahnen können, wie bald es

ihre eigene Existenz untergraben würde. Hier liege die erkenntnistheoretische, spekulative Grundlage des neuen deutschen Denkens. Ihr Gegengewicht in der Praxis, in der politischen Verwirklichung sei Ludwig Börne, der in seinem Werk sowohl gegen Chauvinismus als auch gegen Kosmopolitismus Stellung genommen und als Repräsentant der politischen Tat den Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich eine feste Basis gegeben habe. Der einseitige Praktizismus Börnes sei ein Gegengewicht gegen die einseitige Spekulation Hegels, und so ergänzten trotz des scheinbaren Gegensatzes beide einander in vollkommener Weise. Nach Hegels Tode habe die Schule der Junghegelianer auf die revolutionären Konsequenzen des Hegelschen Systems auf religiösem und politischem Gebiet verwiesen und die Theorie Hegels mit der Forderung des Tages verbunden. Die junghegelianische Linke solle sich durch die „Hallischen Jahrbücher“ noch mehr der Tatkraft Börneschen Typs annähern und mit ihren Anschauungen ins Volk dringen, um die politische Zukunft Deutschlands vorzubereiten zu helfen. Das war nach Engels die Forderung des Tages und die Aufgabe der jungen Schriftsteller. Er stellt geradezu fest: „... die Aufgabe unserer Zeit ist es, die Durchdringung Hegels und Börnes zu vollenden ...“²⁵³ Diese allgemeine Formulierung umfaßte für Engels eine Reihe konkreter Punkte, die er noch weiter ausführte. Als wichtigste Forderung gilt ihm eine Verfassung, die allein eine gerechte Grundlage für das Verhältnis zwischen Volk und Herrscher abgeben könne. Nur eine Verfassung sei imstande, dem Einfluß der Reaktion zu begegnen, die Patrimonialgerichte und Zünfte wieder einführe, den Hochadel mit weiteren Privilegien versehe, kurz, einen kräftigen Drang nach Rückkehr zu mittelalterlichen Verhältnissen bekunde.

Engels weist nach, daß dieser mittelalterliche Organismus schon längst [232] abgestorben ist, daß man gegenwärtig dem Volk diesen Absolutismus, dem die Revolution bereits ein Ende bereitet hat, nicht mehr aufzwingen kann. Er entlarvt auch die Verteidigung der ständischen Gesellschaftsstruktur als bloßen Drang nach Aufrechterhaltung ererbter Adelsprivilegien und erklärt: „Wir bleiben bei unserer Forderung: Keine Stände, wohl aber eine große, einige, gleichberechtigte Nation von Staatsbürgern!“²⁵⁴

Arndts politische Rückständigkeit lag, wie Engels nachweist, gerade darin, daß er die Monarchie verteidigte, ohne zwischen deren absolutistischer und konstitutioneller Form zu unterscheiden, obwohl gerade hier das am meisten diskutierte Problem der jungen Generation lag. Arndt lebte noch immer in Vorstellungen von patriarchalischen Beziehungen wechselseitiger Liebe und Ergebenheit zwischen Fürsten und Untertanen, obwohl diese Beziehungen schon längst zerstört waren. Die Regierung verfolgte ähnliche Ziele wie die Deutschtümler (Unterstützung des Hochadels, der Zünfte, der feudalen Institutionen), und auch Arndt erlag zeitweilig dem leeren Gerede vom „organischen Staat“, der angeblich auf dem Wege einer immanenten Entwicklung aus der feudalen Vergangenheit hervorgegangen war, wie die Historische Schule behauptete. In Wirklichkeit ging es den reaktionären Machthabern um die Verteidigung der Ständeunterschiede, genauer ausgedrückt um Adelsprivilegien, die für den modernen Staatsbegriff schlechthin sinnlos geworden waren. Engels stellt hier im Gegensatz zu Arndt die klare, fortschrittliche Forderung nach bürgerlicher Gleichheit.

Im Zusammenhang mit diesen Vorrechten des Adels war auch die Frage des Grundbesitzes ein weiterer Punkt, in dem Engels und Arndt nicht übereinstimmten. Arndt vertrat die Sicherung der Unteilbarkeit des Grundbesitzes durch das Gesetz in Form von Majoraten, um die Zersplitterung der Güter in kleine Parzellen zu verhindern, die den einzelnen Besitzern kein Auskommen mehr bieten können. Engels dagegen erklärt sich für eine unbeschränkte Freiheit des Grundbesitzes, die Voraussetzung eines Ausgleichs zwischen den überdurchschnittlich großen und den unterdurchschnittlich kleinen Einheiten auf dem Niveau des Gesamtdurchschnitts sei: „Dagegen kann die Freiheit des Grundes kein Extrem, weder die Ausbildung des großen Landbesitzes zur Aristokratie noch die Zersplitterung der Äcker in allzu kleine, nutzlos werdende Stückchen [233] aufkommen lassen. Neigt sich die eine Waagschale zu tief, so konzentriert sich der Inhalt der andern alsbald zur Ausgleichung.“²⁵⁵

²⁵³ MEGA, I/2, S. 102. [MEW, Bd. 41, S. 125]

²⁵⁴ Ebenda, S. 105. [Ebenda, S. 127]

²⁵⁵ Ebenda. [Ebenda, S. 128]

Nach Erörterung der wichtigsten Fragen der Innenpolitik wendet Engels sich in seinem Aufsatz internationalen Problemen zu. In erster Linie analysiert er das Verhältnis Deutschlands zu seinem unmittelbaren Nachbarn, zu Frankreich. Frankreich war für ihn das Land der beiden Revolutionen, das Land der Freiheit, des Fortschritts, der Zufluchtsort des demokratischen Liberalismus, das Land der Rede- und Pressefreiheit, der bürgerlichen Gleichheit, kurzum ein Vorbild auch für die deutsche Entwicklung. Im Geiste Börnes greift er also mit aller Schärfe den landläufigen Franzosenhaß an, die Franzosenfresserei, deren Papst Wolfgang Menzel in Stuttgart war und die zugunsten Rußlands und Englands, der Verbündeten Deutschlands, außerdem noch künstlich gefördert wurde. Die aggressiven Gelüste nach ehemals deutschen Gebieten, die damals zu Frankreich gehörten, weist er in die Schranken zurück: Er äußert sich genauso wie jeder deutsche Patriot für die Rückkehr ehemals deutscher Gebiete, doch könne eine solche Rückkehr erst dann erfolgen, wenn Deutschland ihnen die gleichen bürgerlichen und wirtschaftlichen Freiheiten zu bieten vermöge, die sie im französischen Staatsverband genossen. (Diese Ansicht stimmt mit dem Standpunkt Börnes und Heines überein.) Das waren für die damalige Zeit zweifellos sehr mutige Gedanken, mit denen Engels sich dem Strom der öffentlichen Meinung entgegenstellte.

Wie schwer es Engels wurde, in diesem Sumpf des Chauvinismus zu einem selbständigen Urteil zu gelangen, beweist die Tatsache, daß auch er nicht ganz frei ist von Anschauungen, die eine Wiedereroberung von Ländern fordern, die schon längst einen eigenen Entwicklungsweg beschritten hatten: „Denn ich bin – vielleicht im Gegensatz zu vielen, deren Standpunkt ich sonst teile, allerdings der Ansicht, daß die Wiedereroberung der deutschsprechenden linken Rheinseite eine nationale Ehrensache, die Germanisierung des abtrünnig gewordenen Hollands und Belgiens eine politische Notwendigkeit für uns ist. Sollen wir in jenen Ländern die deutsche Nationalität vollends unterdrücken lassen, während im Osten sich das Slawentum immer mächtiger erhebt? Sollen wir die Freundschaft Frankreichs mit der Deutschheit unserer schönsten Provinzen erkaufen; sollen wir einen kaum hundertjährigen Besitz, der sich nicht einmal das [234] Eroberte assimilieren konnte; sollen wir die Verträge von 1815 für ein Urteil des Weltgeistes in letzter Instanz halten?“²⁵⁶ Allerdings hält er die Lösung dieser Frage mehr oder weniger für eine Angelegenheit der fernen Zukunft; für die Gegenwart fordert er von beiden Völkern wechselseitige Toleranz und überläßt die weitere Entwicklung dem Volksgeist und dem Hegelschen Weltgeist. Für Deutschland war es damals eine Lebensfrage, die innere Einheit herzustellen und damit das Fundament zu einer künftigen Freiheit zu legen, denn die Zersplitterung machte Verfassung, öffentliches Leben, Pressefreiheit usw. unmöglich. Engels schließt seinen Artikel: „... wir wollen ... zusammenhalten zu einem einigen, unteilbaren, starken – und so Gott will, *freien* deutschen Volk.“²⁵⁷

Arndts Franzosenhaß war bei Engels auf den lebhaftesten Widerspruch gestoßen. An ihm bewies er, daß hier die Kehrseite des deutschen Chauvinismus zu suchen war und daß er von oben herab geschürt wurde, zum Vorteil der einzelnen deutschen Fürsten und in Übereinstimmung mit der reaktionären Außenpolitik.

Engels konnte in seinem Artikel nicht alle Probleme behandeln, die Arndt in den „Erinnerungen“ aufgeworfen hatte. Er ging zum Beispiel nicht auf Arndts Anschauungen über den Pöbel ein. Arndt verstand darunter eindeutig das entstehende Proletariat, das man züchtigen, ja ausrotten müsse, um zu den ursprünglichen „natürlichen“ Ständen der Gesellschaft zurückzukehren. Einem solchen Standpunkt hätte Engels in den späteren Jahren entschieden widersprochen; im Jahre 1840 hatte er jedoch noch nicht mit seinen ökonomischen Studien begonnen. Sein erstes bedeutendes Werk auf diesem Gebiet, „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“, erschien erst 1845.

Gustav Mayer hat in seinem verdienstvollen zweibändigen Werk „Friedrich Engels. Eine Biographie“ dem Engelsschen Artikel über Arndt verhältnismäßig breiten Raum gewidmet. Er interpretiert die Anschauungen des jungen Engels und legt dar, daß Engels als Mitglied des Kreises um die „Hallischen Jahrbücher“ (dem Engels jedoch damals noch *nicht* angehörte!) bis zu einem gewissen Grade

²⁵⁶ Ebenda, S. 108. [Ebenda, S. 130–131]

²⁵⁷ Ebenda. [Ebenda, S. 131]

an die Ansichten der übrigen Mitglieder gebunden gewesen sei. In diesem Zusammenhang erwähnt er die Wichtigkeit des Kampfes gegen den inneren Feind, gegen die deut-[235]schen Fürsten, der den Kampf gegen den äußeren Feind habe ergänzen sollen. Diese revolutionäre Idee sei auch der Hauptgrund für die Verfolgung der Junghegelianer durch die preußische Reaktion gewesen.

Mayer verweist auf Engels' satirisches dichterisches Bild vom abstrakten Charakter des deutschen Kampfes. Er stimmt mit Engels in der Ablehnung der chauvinistischen Momente innerhalb der nationalen Bewegung um 1814 überein und betont, daß Engels den Begriff der Menschheit über den der Nation gestellt, daß er einen eingeborenen Wirklichkeitssinn besessen und deshalb zunächst die Einführung der demokratischen Freiheiten und dann erst den Kampf um den Anschluß Elsaß-Lothringens gefordert habe. Bis hierher muß man Mayer zustimmen. Er versucht jedoch darüber hinaus, auch die Engelssche Forderung nach „Germanisierung“ Hollands und Belgiens zu entschuldigen und zu rechtfertigen: „Das war ein kühnes Bekenntnis im Munde des deutschen revolutionären Demokraten, der genau wissen mußte, daß er sich in den Reihen der radikalen Opposition allein befand, wenn er hier den Begriff der politischen Notwendigkeit unter internationalem Gesichtswinkel mit einer Selbstverständlichkeit verwandte, wie es damals im weiten liberalen Lager gewiß wenige getan hätten ... Doch nur scheinbar näherte sich Engels einem Standpunkt, der ihn bei oberflächlicher Betrachtung als einen Vorläufer alldeutscher Bestrebungen, der er niemals war, gelten lassen konnte. Wenn das starke nationale Gefühl, das sein Herz ursprünglich erfüllte, später immer seltener hervortrat, wenn er schließlich bei Überzeugungen anlangte, die ihm solche Gefühle beinahe als Rudimente einer überlebten Gesinnung zu betrachten geboten, wenn sein urwüchsiges Volks- und Stammesgefühl in seiner Weltanschauung keinen Platz mehr fand, so fällt dies ... dem Gang zur Last, den die Geschichte in der Folgezeit nahm. Der Zwanzigjährige konnte unmöglich voraussehen, daß nach einer erfolglosen Erhebung die siegreich bleibende Reaktion jene fruchtbaren Keime ungenutzt lassen würde, welche damals die dem Hegelschen Staatsgedanken geneigte Jugend, der er nahestand, für eine großzügige Entwicklung im freiheitlich nationalem Sinne darbot.“²⁵⁸

Von dieser Apologie ist nur die Erklärung für die Änderung der Gefühle des jungen Engels annehmbar. Mayer zitiert jedoch auch Engels' Worte von der Notwendigkeit, Deutschland eine Verfassung und demo-[236]kratische Freiheiten zu geben, damit es sich des Elsaß würdig erweise, und fährt fort: „Er spricht dies aus, um den starken Gegensatz zu betonen, der ihn von jener beschränkten Deutschtümelei trennte, deren Extrem der Turnvater Jahn darstellte und die das eigene Volk schlechthin als das auserwählte betrachtete. Ihr hypertropher Nationalismus steigerte sich bekanntlich zu einem bilderstürmenden Grimm gegen alles Ausländische, zumal gegen alles Französische.“²⁵⁹

Mayer bedauert also, daß Engels später die Ansichten seines jugendlichen Sturmes und Dranges aufgab, und erachtet es für wichtiger, daß im Gegensatz zum teutomanen Nationalismus Engels die Garantie demokratischer Freiheiten für Deutschland forderte, auf die dann die Forderung nach Angliederung weiterer Gebiete an Deutschland hätte folgen können. Das Kriterium für die Zustimmung oder Ablehnung muß aber auch in diesem Falle die marxistische Nationalitätenpolitik sein: In erster Linie entscheidend ist ohne Zweifel der Grad der Fortschrittlichkeit des gegebenen Staatswesens; kaum weniger wichtig ist jedoch, wenn die erste Frage gelöst ist, das Problem, ob das Gebiet, das annektiert werden soll, vorwiegend von Angehörigen einer Nation bewohnt ist, die eine solche Annexion selbst wünschen, mögen auch die übrigen Merkmale, die entsprechenden wirtschaftlichen, territorialen, kulturellen usw. Verhältnisse vorliegen. Deshalb läßt sich in diesem konkreten Fall über einen Kampf für die Angliederung des Elsaß und Lothringens diskutieren, ähnlich wie das Engels in Übereinstimmung mit Arndt getan hat, aber auf keinen Fall, auch nicht auf der Grundlage der Mayerschen Interpretation, kann man mit Engels hinsichtlich der von Arndt übernommenen Forderung nach „Germanisierung“ Hollands und Belgiens übereinstimmen. Die nationalen, wirtschaftlichen und kulturellen Unterschiede zwischen den niederdeutschen Gebieten und diesen beiden benachbarten Ländern waren sicher in Engels' Jugendzeit noch nicht so ausgeprägt wie zur Zeit des ersten Weltkrieges, als

²⁵⁸ Gustav Mayer: Friedrich Engels. Eine Biographie, Haag 1934, Erster Band, S. 53/54.

²⁵⁹ Ebenda S. 54.

Mayer seine Ansichten erstmals formulierte; sie sind deshalb bei Engels noch eher zu erklären als bei Mayer, der sich damit in den Gedankenbahnen der bürgerlichen Ideologie bewegt.

Auch der zeitgenössische französische marxistische Historiker Auguste Cornu beschäftigt sich im ersten Teil seines ungemein gut fundierten Werkes „Karl Marx und Friedrich Engels“ mit der Rezension der „Erinnerungen“ Arnchts durch Engels. Er nennt sie dessen ersten großen poli-[237]tischen Artikel. Er behandelt unter Anführung vieler Stellen den gesamten Inhalt, hebt die fortschrittlichen und für die damalige Zeit außergewöhnlich weitblickenden Gedanken hervor und würdigt besonders Engels' Kampf gegen die Historische Schule, gegen deren Losung vom organischen Staat, der sich unter Friedrich Wilhelm IV. als christlicher Staat entpuppte. Im großen und ganzen hat Cornu gegen diesen Artikel des jungen Engels keine Vorbehalte; er umgeht jedoch die Gedanken, mit denen ein Marxist nicht übereinstimmen kann.²⁶⁰

Natürlich konnte der zwanzigjährige Engels bei seinen Erörterungen der ungemein komplizierten Probleme der damaligen Gesellschaft noch nicht zu den gleichen Ergebnissen kommen, zu denen er erst später mit der Methode des dialektischen und historischen Materialismus gelangte. Die Unreife einiger Teile nimmt jedoch dem Aufsatz nichts von seiner Bedeutung.

Mit seiner Kritik der Anschauungen Arnchts legte Engels die revolutionär-demokratischen Anschauungen der radikalen bürgerlichen Jugend um 1840 dar.

Da die heutige literaturkritische Wertung Ernst Moritz Arnchts in der Deutschen Demokratischen Republik, so wie sie in Schulbüchern, in populären Darstellungen, in neueren Bühnenwerken und in der Stiftung der Ernst-Moritz-Arndt-Medaille ihren Ausdruck findet, der bürgerlichen Literaturwissenschaft, die in Arndt den positiven Typ eines deutschen Patrioten sieht, weit näher steht als der Ansicht des jungen Engels, wollen wir uns mit dieser Frage noch etwas eingehender befassen. Zunächst seien Urteile einiger älterer Literaturhistoriker angeführt:

Friedrich Vogt und Max Koch: „Wie Attinghausens Mahnung und der Rütlichswur klang auch seine Frage nach des Deutschen Vaterland jahrzehntelang durch des zersplitterten Volkes Fest- und Werkeltage hindurch, bis der Sturmwind eines neuen Krieges uns das Grenzland zurückbrachte, das ‚der Welschen schleichende List‘, unserer ohnmächtigen Zwietracht abgewonnen hatte ... predigte der treue deutsche Eckart ... die Rückforderung der geraubten Westmarken in der Flammenmahnung ‚Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze!‘“²⁶¹

[238] Wilhelm Scherer: „... sein Ziel war dasselbe wie Scharnhorsts: ‚Schandeketten zu zerbrechen und den welschen Trug zu rächen‘ ... Alle (Flugschriften – V. M.) erfüllt von Begeisterung für Preußen, dem Arndt, obgleich in dem damals noch schwedischen Rügen geboren, mit ganzer Seele anhing.“²⁶²

E. Arnold: „An der Spitze dieser Vaterlandsdichter steht der Sängerheld von der Insel Rügen: Ernst Moritz Arndt ... Zeitlieder, wie sein ‚Was ist des Deutschen Vaterland‘ ... haben wir seit dem 16. Jahrhundert nicht wieder, und selbst in jenen Zeiten kaum gehabt; ihr großes Verdienst ist, daß sie die beste Stimmung der Zeit in voller Wahrheit, ohne Übertreibung der Phrase, poetisch aussprachen ...“²⁶³

Engels aber hat nachgewiesen, daß der Arnchtsche Patriotismus einen typischen Fall von Deutschtümelei darstellt, von religiös gefärbtem Chauvinismus, erfüllt von Haß gegen alles Französische, der in den Deutschen das auserwählte Volk sieht, das alle anderen Völker weit überrage. Aus dieser vermeintlichen Ausnahmestellung wurden dann später auch die Ansprüche auf Vorherrschaft auf den verschiedenen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens abgeleitet. Ziel dieses Nationalismus war die Wiederherstellung des Mittelalters, des Feudalismus und in moralischer Hinsicht die Rückkehr zu den Zuständen der germanischen Urzeit. Er umfaßte also die Grundelemente der reaktionären deutschen Romantik um 1800 und der Historischen Schule in der deutschen Staats- und Rechtswissenschaft. Die demokratische Kulturtradition der deutschen Vergangenheit läßt sich unseres Erachtens durch

²⁶⁰ Auguste Cornu: Karl Marx und Friedrich Engels, Erster Band, Berlin 1954, S. 234.

²⁶¹ Friedrich Vogt/Max Koch: Geschichte der Deutschen Literatur, Zweiter Band, Leipzig und Wien 1910, S. 379.

²⁶² Wilhelm Scherer: Geschichte der Deutschen Literatur, Berlin 1883, S. 650.

²⁶³ E. Arnold: Illustrierte Deutsche Literaturgeschichte, Berlin-Wien 1910, S. 288 u. 289.

eine Verschleierung dieser Elemente, von denen eine direkte Verbindung zur faschistischen Weltanschauung führt, nicht künstlich erweitern.

Dieser gefährliche reaktionäre Zug im Werk Arndts ist nicht zufällig, er tritt vielmehr fast gesetzmäßig in den meisten seiner späten Schriften auf, fand entweder Zustimmung oder wurde – wenigstens in der Literaturwissenschaft, von der die Rede war – unterschlagen. Bei anderen kam es geradezu zu Verfälschungen, so etwa in der Dissertation von Hans Polag: „Nicht die Franzosen, sondern die Deutschen sind das erste Volk Europas. Wir haben dargelegt, daß diese Ansicht keinen chauvinistischen oder plump imperialistischen Sinn habe; daß es hier zunächst um see-[239]lische und rein menschliche Werte und nicht um die Macht geht, daß eben A[rndt] bei den Deutschen ein vollständigeres, tieferes und so überhaupt vollkommeneres Menschentum fand, als bei den anderen Völkern.“²⁶⁴ Eine solche zweifelhafte Erhebung seiner Anschauungen in rein geistige Sphären lag Arndt fern; kämpfte er doch mit seinen Flugschriften, Broschüren und Liedern für eine reale deutsche Grenze auf französischem Gebiet, für die Aufstellung der Landwehr, also für Forderungen von größtmöglicher Konkretheit.

Es ist also ein großes Verdienst von Engels, diese reaktionären Elemente in Arndts Patriotismus aufgedeckt und analysiert, ihre historischen Wurzeln nachgewiesen, sie als eine historisch notwendige Etappe in der deutschen Geistesgeschichte zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet und ihnen den wahren Patriotismus entgegengestellt zu haben, der mit dem Kampf für den Fortschritt aller Völker und der gesamten Menschheit verbunden ist. In der Betonung des europäischen Fortschritts und des über dem Wohl des eigenen Volkes stehenden und mit ihm untrennbar verbundenen Wohles der ganzen Menschheit erkennen wir Keime des späteren Internationalismus.

Franz Mehring war etwa der gleichen Ansicht, wenn er sagte: „Ernst Moritz Arndt hat nicht minder ‚maßlos‘ als Kleist zum Kampfe gegen den Franzmann aufgerufen ...“²⁶⁵

Aber schon im neunzehnten Jahrhundert hat sich eine Stimme erhoben, die mit der Engelsschen Einschätzung Arndts völlig übereinstimmt, die die positiven wie auch die negativen Züge seines Werkes und Wirkens wiederholt scharf ins Licht rückte: die Stimme Heinrich Heines. In seinen „Zeitgedichten“ („Michel nach dem März“) gedenkt er, wie auch schon in den „Reisebildern“, der typischen Deutschtümelei Arndts, dessen volkstümlichen Patriotismus er an anderer Stelle durchaus zu würdigen weiß.

Hingewiesen sei an dieser Stelle noch auf ein Urteil aus dem weltanschaulich entgegengesetzten Lager: Für den reaktionären deutschen Literaturhistoriker und Faschisten Adolf Bartels ist Arndt „einer der mannhaftesten Patrioten, die Deutschland je gesehen hat und auch geistig weit bedeutender, als es selbst Heinrich von Treitschke wußte; denn er [240] war ein politischer Kopf, und seine Geschichtsanschauung war schon von Rassenerkenntnis getragen ... Arndts ganzes Leben ist so etwas wie Erwachen zum und Leben im Deutschtum ... vor allem seine biographischen Schriften sind an Anschauungen und Gedanken sehr reich und können uns für die Zukunft noch von größtem Nutzen werden ... Man sieht, daß Arndt sich ganz besonders zum Lehrer für unsere Jammerzeit eignet, daß er den Glauben hat, den wir alle gebrauchen, wenn wir als Volk wieder emporkommen sollen. Alles in allem eine ganz prächtige Persönlichkeit, keineswegs bloß derb und knorrig, bloß Bauer, sondern auch wieder ein echter deutscher Träumer und dabei doch ein Mann, welterfahren und gewandt – der beste Typus des deutschen Politikers, Volkstumspolitikers. In seinem Geiste werden wir siegen.“²⁶⁶

Mit Adolf Bartels erreicht die reaktionäre Einschätzung Arndts ihren Gipfelpunkt. Auch in Arndts Namen sollte der faschistischen Ideologie Tür und Tor geöffnet und einer ungeheuerlichen Geschichtsfälschung, einer in der bürgerlichen Literaturwissenschaft hinreichend bekannten Legendenbildung Vorschub geleistet werden. Aber jede Legende muß früher oder später der Wahrheit weichen, ganz gleich, welche Motive der Legendenbildung zugrunde gelegen haben.

²⁶⁴ Hans Polag: E. M. Arndts Weg zum Deutschen, Greifswald 1936, S. 143.

²⁶⁵ Franz Mehring: Heinrich v. Kleist. In: Die Neue Zeit, 30. Jg. 1911/12, Bd. 1, S. 245/246.

²⁶⁶ Adolf Bartels: Geschichte der Deutschen Literatur, Zweiter Band, Leipzig 1924, S. 116, 136, 139 u. 140.

Für die tschechische Germanistik ist es nicht uninteressant, daß ihr bedeutendster Vertreter, Otokar Fischer, obwohl dem Marxismus fernstehend, in seiner tschechisch geschriebenen Schrift „Belgien und Deutschland“²⁶⁷ Arndt ziemlich viel Platz eingeräumt und ihn als den Verkünder, Propheten und Mitbegründer der preußischen Macht, als einen Vertreter des Pangermanismus gebrandmarkt hat, der seine Stimme haßerfüllt gegen die Unabhängigkeit Belgiens erhoben, die belgische Revolution verspottet, chauvinistische Broschüren geschrieben und durch sie die deutsche Aggressionslust unterstützt habe. Von Arndt stamme auch ein Vorschlag, die Slawen in Böhmen und Mähren, die er als ein Hindernis im deutschen Raum hingestellt habe, zu germanisieren. Wir hegen berechtigte Zweifel, ob Fischer den verhältnismäßig schwer zugänglichen Text der Rezension des jungen Engels gekannt hat, obwohl er sonst des öfteren in seinen Schriften auf Marx und Engels Bezug nahm – trotzdem ist die Übereinstimmung der Ansichten auffallend, mit der beide trotz unterschiedlicher Ausgangspunkte die gefährlichen Konsequenzen des Chauvinismus erkannten.

Fassen wir die ganze komplizierte Problematik des Engelsschen Verhältnisses zu Arndt zusammen, dann gelangen wir zu folgendem Ergebnis:

In seiner Rezension der Arndtschen „Erinnerungen“ hat Engels zur Selbstverständigung und für die Öffentlichkeit in einer Reihe von äußerst wichtigen politischen Fragen den revolutionären Standpunkt der radikalen bürgerlichen Intelligenz innerhalb der jüngsten Generation dargelegt und zum erstenmal seit Beginn seiner publizistischen Tätigkeit (in Auseinandersetzung mit Arndts Programm) die wichtigste Aufgabe der radikalen Publizistik direkt verkündet: die Propagierung und Verwirklichung einer Fusion der gesellschaftlichen Praxis mit der spekulativen Theorie, einer Verschmelzung Börnes und Hegels. Dieser letzte große Artikel aus der vorwiegend literarischen Epoche des jungen Engels war so ein bedeutender Markstein auf seinem weltanschaulichen Entwicklungswege, ja sein erstes politisches Programm.

Die Einreihung des Arndt-Artikels in eine programmatische Artikelserie des „Telegraph“ von 1841, an der auch Gutzkow beteiligt war, zeugt davon, daß trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit seiner Mitarbeit der Anteil des jungen Engels an der publizistischen Tätigkeit des jungdeutschen Blattes von nicht geringer Bedeutung war.

Schließlich muß noch hervorgehoben werden, daß Engels, abgesehen von geringen Unzulänglichkeiten, die Stellung Ernst Moritz Arndts in der deutschen Literaturgeschichte durchaus richtig eingeschätzt hat und daß seine Auffassung einer ganzen Reihe späterer Wertungen durch die bürgerliche Literaturwissenschaft überlegen war. Sie ist geeignet, die Grundlage für eine richtige Einordnung Arndts in die Literaturgeschichte abzugeben, eine Aufgabe, die der marxistischen Literaturwissenschaft, die hier die Untersuchung der reaktionären Züge über den progressiven Ansätzen nicht vergessen darf, erst noch bevorsteht.

Außerdem stellt diese Rezension Engels' erste gründliche Analyse und Deutung positiver und negativer Züge an einer einzelnen literarischen Gestalt dar. Das Resultat, das sich daraus ergibt, ist kein einseitig negatives Urteil, sondern eine dialektische, der Wirklichkeit entsprechende Gesamtwertung. Heute ist eine solche Verfahrensweise in der marxistischen Literaturwissenschaft bereits allgemein üblich. Damals jedoch stellte sie etwas Neues dar und muß auch so gewertet werden. Es handelt sich hier um nichts Geringeres als um eine Vorwegnahme von Elementen der materialistischen Dialektik, freilich nicht in philosophischer Form, sondern in der Praxis einer literarischen Analyse, deren Methode bemerkenswert ist. Bereits hier zeigt sich Engels' Genialität, die sich in seiner weiteren Entwicklung bestätigen sollte.

Zusammenfassung

Mit der Rezension der Arndtschen „Erinnerungen“ schließt der eigentlich literarische Teil unserer Studie. Ende März 1841 fuhr Engels zurück nach Barmen, und nach einem mehrmonatigen Aufenthalt im Elternhause – der von einer Reise in die Schweiz und nach Norditalien unterbrochen wurde – ging Engels nach Berlin, um dort seinen Militärdienst als Einjährig-Freiwilliger abzuleisten. Bereits

²⁶⁷ Otokar Fischer: *Belgie a Německo*, Praha 1927.

während der letzten Monate seines Bremer Aufenthalts hatte sich bei ihm ein Wandel in seinen Berufsplänen angebahnt, parallel mit seinem politischen Entwicklungsprozeß. Den Gipfelpunkt erreichte diese Wandlung durch die persönliche Beziehung zu den Junghegelianern.

Hier seien noch einmal die wichtigsten Momente in der Entwicklung des jungen Engels während seines Bremer Aufenthalts in Kürze zusammengefaßt:

Engels war mit achtzehn Jahren nach Bremen gekommen, um dort seine Lehrjahre zu verbringen. Ein junger Mann, bis dahin beengt durch das pietistisch-kleinbürgerliche Barmer Milieu, durch die Konventionen der Klasse, der er entstammte, durch eine strenge Erziehung in Schule und Elternhaus, konnte er hier endlich frei aufatmen. Die belebte Hansestadt mit ihrem Überseehandel war für ihn eine reiche Quelle neuer Eindrücke und Erkenntnisse über das Leben, über die Gesellschaft, über deren Gliederung und Probleme. Verhältnismäßig schnell orientierte er sich in dem damals herrschenden Wirrwarr von politischen Anschauungen und suchte von Anfang an seinen Platz in den Reihen der Regierungsoption.

Engels war nach Bremen gekommen, erfüllt von dem Wunsch, die Literatur gründlich kennenzulernen, was ihm in Barmen verwehrt gewesen war. Obwohl Bremen selbst fast kein Literaturleben aufwies, wurde doch die Literatur während der drei Jahre seines dortigen Aufenthalts immer mehr zum Schwerpunkt der Interessen des jungen Engels. [243] Zunächst ging es ihm darum, überhaupt ein Verhältnis zu gewinnen, dann war es sein Ziel, sich aktiv an ihr zu beteiligen, und schließlich faßte er den festen Vorsatz, Dichter und Publizist zu werden, um auf diese Weise den Sieg über die Reaktion im Kampf um eine bessere, freie Zukunft Deutschlands herbeiführen zu helfen.

Zwei Umstände waren es, die Engels zu dieser Zielsetzung veranlaßten: Einmal die natürliche Sorge um die Zukunft des Vaterlandes, das damals noch eine Hauptstütze des Feudalabsolutismus und ein Hemmschuh für den europäischen Fortschritt war, was sich besonders im Verhältnis zu dem benachbarten Frankreich bemerkbar machte. Zum anderen aber waren es rein aktuelle Motive, die Engels zu literarischen Plänen veranlaßten, nämlich die politische Tendenz und der politische Charakter der deutschen Literatur der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, die unter den Auswirkungen der Julirevolution sich zunehmend radikalisierte. Das System des einzelstaatlichen Feudalabsolutismus, das mittelalterliche Kirchen- und Schulwesen, die noch de facto mit Leibeigenschaft rechnende Landwirtschaft, die Erneuerung der Zünfte, die Uneinheitlichkeit von Währung, Maß und Gewicht, die Zollschranken, das alles stand in schroffem Widerspruch zu den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen der Bourgeoisie, die Industrie, Handel und Eisenbahnen ausbaute. Diese neuen sozialen Tatsachen begannen sich im täglichen Leben durchzusetzen und auf die verschiedenste Weise geltend zu machen. Sie drangen in die Publizistik und von hier aus auch in die Literatur ein. In der Lyrik tauchte der Begriff „Tendenzdichtung“ auf, der bald einen pejorativen Beigeschmack bekam, weil viele Dichter ihren Mangel an künstlerischen Fähigkeiten durch tendenziöse Schlagworte zu ersetzen suchten, die ihnen Erfolg beim Publikum zu garantieren schienen. In die Literatur und vor allem in die Publizistik drangen die „Zeitideen“, der „Zeitgeist“, die „Ideen der Bewegung“, die „Ideen des Jahrhunderts“. Ihre Nichtbeachtung galt besonders der jungen Generation als ein großer Verstoß. Diese Auffassung spiegelt sich zum Teil auch in der Literaturgeschichte von Gervinus wider. Der Zusammenstoß des Jungen Deutschland mit der Staatsmacht und die Verhaftung einiger Autoren wegen literarischer „Vergehen“ bezeichnen wichtige Etappen auf diesem Wege der Politisierung der Literatur.

Diese Zeitgebundenheit der damaligen literarischen Problematik kam dem stürmischen Tatendrang des jungen Engels sehr entgegen, war doch [244] auch er entschlossen, auf der Seite des Fortschritts aktiv in das öffentliche Leben einzugreifen. Nach und nach knüpfte Engels Verbindungen mit verschiedenen Redaktionen an und publizierte – abgesehen von einer kleinen Pause im Sommer 1839 – durchschnittlich zweimal monatlich Gedichte, Skizzen und Studien zu aktuellen Problemen. Mangels einer wahrhaft radikalen literarischen Opposition schloß er sich vorübergehend an das Junge Deutschland an, in dem er die Ideen Börnes wenigstens zum Teil vorzufinden glaubte. Von Anfang an jedoch war er sich der Phrasenhaftigkeit und der oberflächlichen Tendenz dieser Schriftsteller bewußt und erwarb sich durch die Kritik ihrer Werke und ihres Charakters seine ersten publizistischen Sporen. Dabei war er stets bemüht, politische mit ästhetischen Kriterien zu verbinden, weil gerade das von

den jungdeutschen Autoren meist vernachlässigt wurde. Er setzte sich kritisch mit vielen literarischen Erscheinungen der damaligen Zeit auseinander (Freiligrath, Droste, Börne, Anastasius Grün, Lenau, Platen, Immermann, Arndt), gelegentlich der Volksbücher auch mit Vertretern der Romantik. Neben Gedichten, die einen Vergleich mit der damaligen Durchschnittsproduktion durchaus vertragen, beschäftigte Engels sich auch mit Übersetzungen. Seine Sprachkenntnisse ermöglichten es ihm, viele klassische Werke der Weltliteratur im Original zu lesen.

Im Laufe der dreieinhalb Bremer Jahre schuf Engels sich eine feste weltanschauliche Grundlage. Der Nährboden dafür war vor allem die Literatur. Mit ihrer Hilfe klärte und formulierte er seinen eigenen Standpunkt zu den Fragen der Gegenwart. Die Veröffentlichung seiner Arbeiten zwang ihn, seine Ideen logisch zu durchdenken und aus ihnen richtige Schlüsse zu ziehen. Auf diese Weise klärte er sein Verhältnis zu Kirche und Religion und gelangte zu einem dem Atheismus nahestehenden rationalistischen Pantheismus. Seine literarischen Kritiken und Reiseskizzen dienten ihm nicht zuletzt auch dazu, die demokratischen, radikalen und revolutionären Aspekte seiner politischen Anschauungen gegen andere Strömungen innerhalb der Vormärzbewegung abzugrenzen. In der Literatur suchte und fand er Unterstützung für seine elementare Tatkraft, für seinen Drang, aktiv in das öffentliche Leben einzugreifen. Bei Börne, dessen radikale Publizistik für ihn in dem Aufruf zur Tat gipfelte, fand er die Verkörperung der politischen Praxis.

Das jungdeutsche Literatentum konnte dem jungen Engels auf die Dauer nicht genügen. Die „Taten“ dieser Schriftsteller erschöpften sich [245] in Worten, während es Engels nach wirklichen Taten drängte. Ihre Anschauungen waren ein derartiges Konglomerat von konstitutionell-liberalen und religiös-moralischen Emanzipationsbestrebungen, daß Engels bald zu der Einsicht gelangen mußte, daß eine systematische ideelle Grundlage erforderlich war, um die vom Leben gestellten Probleme lösen zu können. Engels suchte diese ideelle Grundlage im Hegelschen System, dem Gipfelpunkt der klassischen deutschen Philosophie. Damit war die überwiegend literarische Epoche des jungen Engels abgeschlossen, und mit einer neuen Zielsetzung hatte auch ein neuer Entwicklungsabschnitt begonnen. An dieser Wende formulierte er zum erstenmal ein Programm nicht nur für sich, sondern für die gesamte jüngste Generation: „Von dem heranwachsenden Geschlecht hängt mehr als je unsere Zukunft ab, denn dieses wird über Gegensätze zu entscheiden haben, die sich immer höher hinaufgipfeln.“²⁶⁸ Dieses neue Programm war die wechselseitige Durchdringung von Hegel und Börne, Gedanken und Tat, Theorie und Praxis. Die Verkündung eines solchen Programms stand keineswegs zu den bisherigen literarischen Plänen im Widerspruch und konnte sie nicht einmal in den Hintergrund drängen. Ihr Zweck war vielmehr, das literarische Schaffen auf eine neue, höhere Stufe zu heben, ihm eine feste ideelle Basis zu verschaffen und es dem Leben, der gesellschaftlichen Praxis näherzubringen. Das hielt Engels für eine unumgängliche Voraussetzung, deren Verwirklichung es erst der Literatur ermögli­che, entscheidend in den Kampf für eine fortschrittliche Entwicklung der Gesellschaft einzugreifen.

[246]

²⁶⁸ MEGA, I/2, S. 118. [MEW, Bd. 41, S. 148]

IV. Engels' Aufenthalt in Berlin

(Oktober 1841–Oktober 1842)

Engels hatte die Tätigkeit der junghegelianischen Linken bereits in Bremen aus der Zeitschrift dieser Gruppe kennengelernt. Auch in Gutzkows „Telegraph“ hatte er von Anfang an die oppositionellen Äußerungen ihrer Mitglieder mit offensichtlicher Sympathie kommentiert und war nur manchmal in Nebenfragen anderer Meinung gewesen. Bald war in ihm der Wunsch entstanden, seine Hegelstudien ernsthafter zu betreiben, um gegen die damals gängige unverbindliche feuilletonistische Spielerei mit Hegelschen Begriffen auftreten zu können. Hier dürfte auch das Motiv für die Anknüpfung persönlicher Beziehungen zu Junghegelianern zu suchen sein, die Engels dann auch veranlaßte, seine Militärdienstzeit in Berlin abzuleisten.

Im März 1841 verließ Engels Bremen und kehrte nach Barmen zurück. Im Mai begleitete er dann den Vater auf einer Reise, die über Süddeutschland und die Schweiz nach Italien führte und die einzige interessante Unterbrechung seines halbjährigen Aufenthalts im Wuppertal war. In die dortigen bedrückenden kleinbürgerlichen Verhältnisse vermochte sich der junge Engels bereits nicht mehr einzufügen. Seine Briefe an die Schwester sind voller Beschwerden über die langweiligen gesellschaftlichen Verpflichtungen, die ihm abverlangt wurden. Ende September reiste er nach Berlin und trat dort seinen Militärdienst als Einjährig-Freiwilliger bei der Fußartillerie an. Er wohnte während dieser Zeit im Stadtzentrum, in der Dorotheenstraße 56.²⁶⁹

Nach seiner Ankunft in Berlin knüpfte Engels persönliche Beziehungen zu dem junghegelianischen Verein der „Freien“ an, der sich nach dem Auseinandergehen des „Doktorclubs“ um die Zeitschrift „Athenäum“ und ihren Herausgeber Riedel gebildet hatte. Briefliche Verbindung mit der Redaktion dieser Zeitschrift muß jedoch schon früher bestanden [247] haben, denn der Name Oswald taucht im Verzeichnis der Mitarbeiter auf der Umschlagseite bereits Mitte 1841 auf. Dieser Umstand läßt die Annahme zu, daß die im „Telegraph“ erschienenen lobenden Berichte über das „Athenäum“ von Engels inspiriert sein könnten. Angesichts der Tatsache jedoch, daß die Redaktion des „Telegraph“ über mehrere Berliner Korrespondenten verfügte, ist ein Eingreifen des jungen Engels in dieser Richtung unwahrscheinlich.

Anti-Schellingiana

Kurz nach der Ankunft des jungen Engels in Berlin traf die für die Hegelsche Linke äußerst beunruhigende Nachricht ein, daß die preußische Regierung Schelling berufen habe, damit er durch seine „Philosophie der Offenbarung“ mit dem gefährlichen Junghegelianismus aufräume. Die Linke betrachtete es als Ehrenpflicht, die Lehre ihres Meisters zu verteidigen und rüstete sich zum Kampf. Für Engels war das eine willkommene Gelegenheit, sich aktiv am Kampf gegen die Reaktion zu beteiligen, eine Gelegenheit, die er gründlich ausnutzte. Er machte von seinem Recht Gebrauch, an der Universität zu hospitieren, und besuchte dabei auch eifrig Schellings Vorlesungen. Seine Notizen darüber bearbeitete er dann für die Veröffentlichung.

Der Redaktion des „Telegraph“ sandte er zunächst einen Artikel „Schelling über Hegel“, der im Dezember 1841 unter dem üblichen Pseudonym veröffentlicht wurde. Dieser Artikel war der letzte Beitrag des jungen Engels für den „Telegraph“. Von den Gründen, aus denen die Verbindung mit diesem Blatt abgebrochen wurde, war bereits die Rede. Der „Telegraph“ widmete den Ereignissen in Berlin große Aufmerksamkeit und informierte seine Leser im November und Dezember 1841 regelmäßig über den Stand der Schelling-Hegel-Debatte.

Engels' Artikel „Schelling über Hegel“ übertraf durch seine leidenschaftliche Parteinahme alle vorangegangenen Beiträge zu diesem Thema. Die Reaktion hatte auf Schellings Berufung nach Berlin große Hoffnungen gesetzt. Deshalb konzentrierten sich die Kräfte der Opposition gegen Schelling. Engels sah in dieser Angelegenheit den Kampf zweier Weltanschauungen, den Prüfstein für die Richtigkeit der Hegelschen Philosophie und für die Echtheit des junghegelianischen Enthusiasmus. [248] Seine Kampfmethoden waren äußerst konkret. Der Artikel geht nach einigen einführenden Worten

²⁶⁹ Heute Ecke Friedrichstraße/Clara-Zetkin-Straße. Das Haus ist durch eine Gedenktafel gekennzeichnet.

über die Buntheit des Publikums, das sich in Schellings Vorlesungen zusammenzufinden pflegte (wobei er nicht vergißt, in der ungewöhnlichen Erscheinung eines Hörers in Uniform sich selbst zu schildern), zu Schellings Replik gegen Hegel über, die er beinahe wörtlich wiedergibt, und schon durch das bloße Zitat führt er die aufgeblasenen, haßerfüllten Äußerungen Schellings gegen den einstigen Jugendfreund ad absurdum. Es folgt dann die Zurückführung einiger philosophischer Argumente Schellings auf ihren rationellen Kern und der daran anschließende Beweis, daß die Philosophie der Offenbarung nichts anderes sei als positive Theologie, deren Grundlage der Glauben bilde und durch die Schelling sich selbst den Weg zur Vernunft verbaut habe. Diesem ersten scharfen kritischen Angriff auf den Feind fehlt noch eine abschließende Einschätzung, weil die Vorlesungen Schellings eben erst begonnen hatten. Der „Telegraph“ hielt auch im Jahre 1842 an seiner entschiedenen Opposition gegen die Philosophie der Offenbarung fest, obwohl er gelegentlich auch gegenteilige Meinungen zu Worte kommen ließ. Engels jedoch beteiligte sich an dieser Diskussion innerhalb des „Telegraph“ nicht mehr. Auf Rat seiner Berliner Freunde ging er daran, eine umfangreichere Replik als Broschüre vorzubereiten. Im „Telegraph“ ging die Polemik weiter, und neben anderen, heute längst vergessenen Autoren beteiligte sich an ihr auch Max Stirner*. Im Zusammenhang damit erschienen Proteste gegen die Amtsenthebung Bauers und Sympathieerklärungen für weitere Vertreter der junghegelianischen Schule.

Der Artikel „Schelling über Hegel“, der erste in Berlin geschriebene Artikel des jungen Engels, läßt bereits deutlich die neue Richtung erkennen, die der Autor einzuschlagen gesonnen war. Obwohl philosophischer Autodiktat, entschloß er sich, wie er selbst erklärte, die fehlenden Kenntnisse zunächst durch Begeisterung für die Sache zu ersetzen und seine Kräfte sofort rückhaltlos in den Dienst der aktuellen Ziele der Junghegelianer zu stellen.

Ein letzter Nachhall seiner rein literarischen Bemühungen ist seine Reiseskizze „Lombardische Streifzüge“, die im Dezember 1841 im Berliner „Athenäum“ erschien. Geschrieben worden war sie wohl schon früher, vielleicht noch in Barmen, nach der Rückkehr von der Italienreise. Sie sollte ursprünglich den ersten Teil eines ganzen Zyklus bilden. Zu einer Fortsetzung kam es jedoch nicht mehr, da Engels durch aktuelle [249] Probleme völlig in Anspruch genommen war. Der Untertitel der „Lombardischen Streifzüge“ lautet „Über die Alpen“, und ihr Inhalt sind Schilderungen Schweizer Naturschönheiten, wechselnder Landschaftsbilder und Gebirgspanoramas. Eine eingeschaltete Bemerkung persönlichen Charakters läßt uns vermuten, daß Engels in dieser schönen Natur Heilung von einer Liebesenttäuschung suchte. Daher wohl auch seine Begeisterung über ein Sonett Petrarcas an Laura, dessen italienischen Wortlaut er in einem sonst abstoßend langweiligen Gästebuch eines Berghotels entdeckte und in deutscher Übersetzung in seine Reiseskizze einschaltete. Im Geiste der Volksdichtung belebt er die Natur mit Märchenwesen und verfolgt aufmerksam den Lauf „seines“ Rheins durch die Schweizer Berge. Ufnau erinnert ihn an das Schicksal Huttens, die Stadt Zürich preist er, weil sie dem verfolgten David Friedrich Strauß, dem Autor des damals revolutionär wirkenden Buches „Das Leben Jesu“, Zuflucht gewährt hatte.

Vergleichen wir Konzeption und Stil dieser Reiseskizze mit ähnlichen Beiträgen des jungen Engels, dann werden wir zu der Annahme gedrängt, daß es sich hier um eine politisch harmlose Einleitung handelt und daß die eigentliche Thematik, aktuelle Probleme, behandelt in junghegelianischem Geist, erst folgen sollte.

In die gleiche Zeit fällt die Vorbereitung einer umfassenderen antischellingschen Replik, die aber erst im März 1842 anonym als Broschüre unter dem Titel „Schelling und die Offenbarung“ erschien. Die Anonymität dürfte aus Rücksichten auf das Militärverhältnis des Autors gewählt worden sein. Mit dieser Broschüre ist der Bruch mit der rein literarischen Entwicklungsperiode und der Übertritt auf ein neues Gebiet vollzogen. Wir wollen uns hier nur auf die Darstellung derjenigen Umstände beschränken, die in den Bereich unserer Studie fallen.

Engels ging für die junghegelianische Linke mit Begeisterung und Selbstvertrauen in den Kampf, der nach der Berufung Schellings an die Berliner Universität ausgebrochen war. Schelling hatte

* Max Stirner nicht gehört zu der Reihe von Autoren, die man als vergessen betrachten kann. *KWF*

versprochen, der Welt ein völlig neues, geschlossenes System vorzulegen, das die Hegelsche Philosophie aufs Haupt schlagen und vernichten und die christliche Menschheit, das heißt die herrschende preußische Ideologie, retten sollte. Nebenbei sollte auch dadurch der Atheismus ausgerottet werden. Schelling erhob mit seinem System Anspruch auf die Stellung eines unfehlbaren Richters in Dingen der Wissenschaft und des Glaubens, der Offenbarung und der Philosophie – Elemente, die er miteinander versöhnen wollte. Diese Thesen bedeuteten für die Schüler Hegels eine Kampfansage.

Bevor Engels in seiner Polemik zur Gegenüberstellung der Anschauungen Hegels und Schellings gelangt, gibt er eine kurze historische Einleitung. Die spekulative Hegelsche Philosophie, dargeboten in einem schwer verständlichen Deutsch, sei zu Lebzeiten Hegels nur einem kleinen Kreis von Eingeweihten zugänglich gewesen. Erst nach dem Tode des Meisters habe eine Reihe von Schülern dieses gewaltige System erläutert und breiteren Schichten zugänglich gemacht. Die jüngeren Schüler Hegels, die Hegelsche Linke, vor allem Ruge in den „Hallischen Jahrbüchern“, hätten sich auf die zukunftsweisenden Prinzipien der Lehre Hegels orientiert, und in der weiteren Entwicklung dieser Richtung sei es zu einer gründlichen Auslegung und Kritik der Hegelschen Religionsphilosophie gekommen, zunächst im „Leben Jesu“ von David Friedrich Strauß und dann in Feuerbachs „Wesen des Christentums“. Wie man Hegel richtig verstehen müsse, habe im Jahre 1841 Bruno Bauer ausgesprochen in seiner Parodie „Posaune des Jüngsten Gerichts“, einer Verkündigung des Sieges der Vernunft und der absoluten Idee über das Christentum. Zur Klärung der Fronten habe nicht wenig Heinrich Leos aggressive Broschüre „Hegeligen“ beigetragen, ein vergeblicher Versuch des rechten Flügels der Hegelianer, die positive Philosophie gegen die Junghegelianer zu verteidigen. Nach dieser historischen Einleitung und einer Erwähnung der einstigen Freundschaft zwischen Hegel und Schelling kommt Engels zu seiner eigenen Interpretation.

Als Ausgangspunkt wählt er Hegels berühmte These von der Wirklichkeit des Vernünftigen und der Vernünftigkeit des Wirklichen, in der er eine Brücke zur Praxis sah. Schelling habe diese These so abgewandelt, daß er aus dem Vernünftigen das Begreifliche a priori und aus dem Unvernünftigen das Begreifliche a posteriori gemacht und auf Grund dieser spekulativen Operation zwei Arten von Philosophie, eine positive und eine negative, konstruiert habe, um formulieren zu können: das Vernünftige ist das Mögliche. In mystisch-phantastischer Form habe er dann seine Interpretation der Begriffe Vernunft, Geist, Potenz des Seins gegeben, wobei seine drei Potenzen nichts anderes seien als eine Hegelsche Trias in empirischem Gewande. Er sei bis zu einer Leugnung des Daseins der Vernunft gegangen, er habe die Beziehung der Hegelschen Idee zum [251] Geist und zur Natur nicht begriffen und die Natur durch Gott personifiziert. Seine Behauptungen seien voller Widersprüche, Verwirrung und Willkür. Wegen ihrer Leugnung der Vernunft lägen sie nicht mehr im Bereich der Philosophie, sondern gehörten in den Bereich der Scholastik und Mystik. Gegen die Schellingsche Interpretation des Geistes stellt Engels die materialistische Interpretation Feuerbachs, für den der Geist, das heißt die Vernunft nur in der Materie, in der Natur ein reelles Dasein führen kann, niemals außer ihr. Mit einer Gründlichkeit, die von der Stärke seines früheren Interesses für diese Fragen zeugt, analysiert Engels Schellings philosophische Bibelexegese, die einen Mischmasch von Fakten und Dogmen darstellt. Als Kern des Schellingschen Systems habe der Glaube zu gelten, aus dem die Philosophie der Offenbarung organisch hervorgehe.

Schelling, so stellt Engels fest, habe seine Versprechungen nicht eingehalten. Sein „neues“ System sei überhaupt nicht neu, sondern lediglich die Wiederholung seiner bereits 1831 in München gehaltenen Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung und ein Beweis für seine Unfähigkeit zu abstraktem Denken. Er habe sich selbst lächerlich gemacht, ohne die Hegelsche Philosophie erschüttern zu können. Im Gegenteil, sie sei aus dieser Auseinandersetzung siegreich hervorgegangen und lebe weiter an den Universitäten, in der Literatur, bei der Jugend, deren Aufgabe es sei, sie weiter zu propagieren. Engels bedauert, daß Schelling, in jungen Jahren ein vielversprechender Denker, der Verkünder einer neuen Ära in der Geschichte des Denkens, der Begründer der spekulativen Naturphilosophie, zum Obskurantismus herabgesunken sei und den Bereich des Geistes verlassen habe.

Die letzte Seite der kleinen Broschüre ist ein weiterer Beweis für die dichterische Begabung des jungen Engels: er preist in mitreißenden, begeisterten Worten die Persönlichkeit Hegels. Von der

nüchternen Feststellung: „Hegel ist der Mann, der eine neue Ära des Bewußtseins erschloß, indem er die alte vollendete“²⁷⁰, geht er über zu einer Einschätzung der Hegelschen Philosophie, in deren Licht sich Welt, Natur, die Einheit beider und der ganze verwickelte Prozeß der Wechselbeziehungen erst klar erkennen ließen. Hegel habe eine geistige Revolution herbeigeführt, die eine Vorläuferin der wirklichen Revolution sei, nämlich den absoluten Sieg des Geistes, der das tausendjährige Reich der Freiheit ankündige. [252] Das Selbstbewußtsein der Menschheit sei der neue Heilige Gral, dessen Ritter, die Junghegelianer, entschlossen seien, alles für die neue Wahrheit zu opfern. Der wahre philosophische Glaube sei der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Idee, an ihre Allmacht, denn sie erstehe wie der zauberhafte Vogel Phönix stets von neuem aus der Asche der Vergangenheit. Hegel sei der Wegbereiter dieses neuen Menschheitsmorgens (vgl. denselben Gedanken in dichterischer Form in dem Zyklus „Der Abend“), an dem jene Völkerschlacht ausgetragen werden wird, in der die unsterbliche Idee den Sieg davonträgt.

Der Ton leidenschaftlicher Parteinahme und der felsenfesten Sicherheit, die Wahrheit auf seiner Seite zu haben, verleiht den Worten Engels' eine außerordentliche Überzeugungskraft. Aus der Flut von Broschüren pro und contra, die damals anlässlich der Berufung Schellings erschienen waren, ragt Engels' Schrift einsam heraus, wie schon Arnold Ruge in den „Hallischen Jahrbüchern“ feststellte. Ruge und auch spätere Leser dieser Broschüre hielten sie für ein Werk Bakunins, der damals in Berlin ebenfalls Schellings Vorlesungen besuchte. Ein Brief von Engels an Ruge, der darin über den Namen des Verfassers dieser und auch der nächsten Anti-Schelling-Schrift informiert und aufgeklärt wird, warum diese Polemiken nicht den „Hallischen Jahrbüchern“ zur Verfügung gestellt wurden, ist vom 15. Juni 1842 datiert. Er wurde erstmals 1930 in der Marx-Engels-Gesamtausgabe veröffentlicht.²⁷¹

Klare Logik der Argumentation, verbunden mit kämpferischer Leidenschaft, zeichnet diese erste selbstständig publizierte Polemik des jungen Engels gegen die Reaktion aus. Der Ausgangspunkt des Kampfes ist zwar noch ein idealistischer, aber die Tendenz des Ganzen weist bereits in die Richtung der weiteren Entwicklung. Der zweiundzwanzigjährige Engels war damit zum erstenmal selbst öffentlich in die Schranken getreten. Die Broschüre „Schelling und die Offenbarung“ eröffnete eine lange Reihe von Polemiken, durch die Engels später zusammen mit Marx auf den verschiedensten Gebieten des Lebens und der gesellschaftlichen Praxis seine Gegner vernichtend bekämpfte.

Inmitten der nach dieser Polemik entstandenen Spannungen entschloß sich Engels, zu einer anderen Waffe zu greifen, die ihm auf Grund seiner literarischen Erfahrungen zu Gebote stand: zur Parodie. Zu Beginn des Jahres 1842 verfaßte er ein Pamphlet, das dann in den ersten Mai-[253]tagen desselben Jahres in Berlin auftauchte: „Schelling, der Philosoph in Christo, oder die Verklärung der Weltweisheit zur Gottesweisheit. Für gläubige Christen, denen der philosophische Sprachgebrauch unbekannt ist.“ Der Titel dieser im Verlag von A. Eyssenhardt erschienenen Schrift parodiert Titel pietistischer Traktätchen. Ihr Inhalt ist eine vorgebliche Apologie der Schellingschen Interpretation christlicher Philosophie, gehalten in streng pietistischem Ton, bestimmt zu einer breiten Wirkung unter den „Gläubigen“. Methodisches Vorbild war in vieler Hinsicht Bruno Bauers „Posaune des Jüngsten Gerichts“.

In Stil und Bildwahl und auch in der Wortfolge ist hier die predigthafte Sprechweise vollendet nachgebildet. Es dürfte die Annahme nicht verfehlt sein, daß Engels, als er dieses Pamphlet schrieb, die Predigten Krummachers mit ihren saftigen Ausdrücken und ihren dogmatischen Argumenten im Sinne hatte. Die ungemein geistreiche Flugschrift beginnt mit dem Bibelzitat aus Lukas (15,7), daß im Himmel Freude sei über *einen* Sünder, der Buße tue, vor neunundneunzig Gerechten, und zwar über den großen Schelling, den einstigen Freund des verruchten Hegel, dem jetzigen Gottesstreiter, der der Vernunft abgeschworen und die gesamte Philosophie dem Glauben unterworfen habe. Denn die positive Philosophie sei ein durch göttliche Offenbarung erleuchtetes Denken, keine eigentliche Philosophie, sondern Christentum, das sich Philosophie nur nenne, um in deren Gewande die heidnischen Widersacher überwältigen zu können. Gott habe an Schelling ein Wunder gewirkt, indem er ihn aus der teuflischen Versuchung durch die Vernunft errettet und mit der Verteidigung der im Buch der Bücher

²⁷⁰ MEGA, I/2, S. 225. [MEW, Bd. 41, S. 219]

²⁷¹ Ebenda, S. 631. [MEW, Bd. 27, S. 404]

beschlossenen ewigen Wahrheit betraut habe. Denn die Weltgeschichte sei nicht die Geschichte irgendeines Geistes, sondern eine Geschichte der Verbrechen und Sünden, und nur Gottes Hand könne die Menschheit vor völliger Verderbnis retten. Gottes Werkzeug aber sei gerade Schelling. Zwar verfüge er nur über wenige Bekenner, zwar fielen immer mehr von ihm ab, gingen zu den Atheisten über und seien nicht einmal gewillt, an ein Leben nach dem Tode zu glauben, dessen Existenz Schelling doch in seinen Vorlesungen schlagend bewiesen habe, aber die heidnische Gottlosigkeit der letzten Zeit und die falschen Propheten, die überall aufgestanden seien – das seien Anzeichen der großen Wandlungen, die vor der Türe stünden und mit denen Gott die Ungehorsamen bestrafen werde.

Diese durchsichtige Parodie erregte große Aufmerksamkeit, denn sie [254] verspottete durch anscheinend harmlose Wendungen die ganze Scharlatanerie des neuen „philosophischen“ Systems. Auch die Jungdeutschen werden mit einer Anspielung bedacht und unter die oppositionellen Kräfte gezählt: „Das ist der Mann (Schelling – V. M.), welcher die Heiden der jetzigen Welt vertreiben will, die da ihr Wesen treiben unter vielfältiger Gestalt als Weltleute, als junges Deutschland, als Philosophen und wie sie sich sonst nennen mögen.“²⁷²

Wie war Engels zu dem Plan dieser Parodie gekommen? Er war schon damals überzeugt, daß selbst der anregendste, revolutionärste Gedanke nichts nützt, wenn er nicht unter eine möglichst große Anzahl von Menschen getragen wird. Die Hegelsche Philosophie in der Interpretation der Junghegelianer hielt er für fähig, die Welt zu verändern, aber den Sieg der Freiheit erwartete er erst von dem Augenblick, in dem diese Gedanken zum Eigentum aller werden und so die Revolution herbeiführen würden. Diese seine Überzeugung ist auch der Grund, weshalb er den junghegelianischen Gedanken so große Bedeutung beimaß und zu ihrer Propagierung nicht nur die Form einer seriösen Polemik wählte, sondern auch die der Parodie, die durch ihren Humor damals wie heute das Interesse breiter Leserschichten zu fesseln vermag.

Das anonyme Pamphlet des jungen Engels erregte in der Öffentlichkeit einen großen Sturm, und in der Presse meldeten sich viele Stimmen pro und contra: Unter den Verteidigern befanden sich Ruge mit seiner Rezension in den „Deutschen Jahrbüchern“ und auch die „Rheinische Zeitung“.

Die ersten Beiträge für die „Rheinische Zeitung“

Die Beziehungen des jungen Engels zur „Rheinischen Zeitung“, dem fortschrittlichen Blatt der rheinischen Opposition, sind älter als die von Karl Marx und begannen bereits während der Militärdienstzeit in Berlin, in der Engels sich zu einem fleißigen Korrespondenten dieser Zeitung entwickelte. Hergestellt hatten diese Verbindung Engels' Berliner Freunde aus dem Verein „Die Freien“, vor allem wohl sein damaliger enger Freund Edgar Bauer, der Bruder des berühmten Bruno Bauer.

Einige der Artikel für die „Rheinische Zeitung“ sind mit Initialen gezeichnet, und die Verfasserschaft läßt sich nicht bei allen eindeutig fest-[255]stellen. Wir halten uns bei unserer Untersuchung an die sorgfältige und gut begründete Zusammenstellung der Marx-Engels-Gesamtausgabe.

Der erste Artikel des jungen Engels für die „Rheinische Zeitung“ entstand im März 1842 und wurde im April desselben Jahres veröffentlicht. Gezeichnet ist er mit einem Andreaskreuz zwischen zwei Sternchen* und trägt den Titel „Nord- und süddeutscher Liberalismus“. Sein Inhalt ist rein politischer Natur. Engels räumt zwar ein, daß der süddeutsche Liberalismus älter sei und daß er sich auch für norddeutsche Belange einsetze (zum Beispiel im Hannoverschen Verfassungskstreit), ist aber der Meinung, daß der jüngere norddeutsche Liberalismus ihn an Konsequenz, Vielseitigkeit und vor allem an nationaler Verbundenheit übertreffe. Während die süddeutsche liberale Opposition ihre Entstehung auf die Auswirkung der französischen Julirevolution zurückführe, betrachteten die norddeutschen Liberalen sich als Hüter des Börneschen Vermächtnisses und sähen ihre theoretische Grundlage in der neuen deutschen Philosophie. Der Weg des norddeutschen Liberalismus führe von der Theorie zur Praxis, und selbst die Publizistik erkenne den Vorrang der Tat an.

Im Mai 1842 veröffentlichte Engels in der „Rheinischen Zeitung“ unter dem Zeichen F. O. den ersten Teil aus dem „Tagebuch eines Hospitanten“, in dem er Vorlesungsnotizen verwertete. Der Inhalt

²⁷² Ebenda, S. 242. [MEW, Bd. 41, S. 239] – * * * *

bezieht sich auf die Eröffnungsvorlesung des von dem Hegelschüler Marheineke gehaltenen Kollegs über die Einführung der Hegelschen Philosophie in die Theologie. Den jungen Engels interessiert an dieser Vorlesung vor allem die Tatsache, daß Marheineke als Verteidiger Hegels gegen Schelling, dessen aufgeblasene Arroganz und unerfüllte Versprechungen aufgetreten war. Marheineke habe in würdiger und sachlicher Weise die Freiheit der Wissenschaft an der Berliner Universität verteidigt, die unter dem Einfluß der jüngsten Ereignisse zum geistigen Zentrum Deutschlands geworden sei.

Eine Fortsetzung dieses Tagebuchs erschien im gleichen Monat in der „Rheinischen Zeitung“, ebenfalls F. O. gezeichnet. Gegenstand dieses Artikels ist von Hennings Vorlesung über das preußische Budget. Ein Bericht über dieses Thema war natürlich für das damalige Publikum bei weitem nicht so interessant wie der über die Vorlesung Marheinekés. Er bildet auch nur die Einleitung des Artikels und ist nur insofern belangvoll, als Engels hier erstmals ökonomische Theorien berührt. Von Henning, ein alter Schüler Hegels, versuchte nämlich nachzuweisen, daß die preu-[256]ßische Volkswirtschaft weit fortgeschrittener sei als die englische oder französische, daß das preußische Finanzbudget die Theorien von Adam Smith in die Praxis umsetze und daß die preußische Freihandelspolitik dem Monopolismus der Nachbarländer überlegen sei.

An diese Behauptung knüpft Engels an. Es ist interessant zu verfolgen, wie sein Ausfall gegen die durch die historische Rechtsschule verkörperte Reaktion noch getragen ist von der idealistischen Überzeugung, „daß Preußens Heil allein in der Theorie, in der Wissenschaft, der Entwicklung aus dem Geiste liegt“²⁷³, wie er noch glaubt, daß die ungemein revolutionäre deutsche Geistesentwicklung den preußischen Staat für den Gedanken des Konstitutionalismus gewinnen könne und müsse, um Preußen zu einem Vorbild für ganz Europa werden zu lassen. Es ist das seine erste schüchterne Berührung mit der ökonomischen Theorie. Bald darauf drang er tiefer in dieses Gebiet ein und gelangte durch die Gegenüberstellung von ökonomischer Theorie und ökonomischer Wirklichkeit zur Überwindung seiner Illusionen über eine fortschrittliche Entwicklung Preußens durch die Kraft der Idee.

Zwischen diesen beiden Auszügen aus dem „Tagebuch eines Hospitanten“ veröffentlichte die „Rheinische Zeitung“ Engels' Feuilleton „Rheinische Feste“. Als gebürtiger Rheinländer bekennt Engels sich hier zu dem optimistischen, sanguinischen und sorglosen Menschenschlag seiner Heimat, der Sinn für Humor und Lebensfreude besitzt. Das Wesen dieser Menschen offenbare sich am besten bei den alljährlichen, drei Tage währenden musikalischen Sommerfesten. Musik und Gesang brächten hier eine buntscheckige Masse zusammen, und die Erinnerung an diese Volksfeste in freier Natur sei eine Herzensstärkung inmitten der grauen Alltäglichkeit.

Thematisch verwandt mit diesem Feuilleton sind die ebenfalls im Mai 1842 in der „Rheinischen Zeitung“ erschienenen „Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit. Vier öffentliche Vorlesungen, gehalten zu Königsberg von Ludwig Walesrode“. Es handelt sich um einen Bericht über vier humoristische Plaudereien eines radikalen Königsberger Journalisten, die dieser dem Königsberger Publikum mit Erfolg vorgetragen hatte. In ihnen werde der deutsche Kleinbürger verspottet, die angeborene deutsche Feigheit und Bequemlichkeit, die sich im literarischen Stil durch eine Überzahl von Verben bemerkbar mache, die eine [257] Bitte oder eine unmaßgebliche Meinung zum Ausdruck bringen, und schließlich die gutmütige Dummheit, mit der das deutsche Volk sich vom Adel nasführen lasse. Engels stieß bei Walesrode auf Anschauungen, in denen er einen verwandten Geist erkennen und begrüßen mußte. Er würdigt auch den Witz, die Leichtigkeit und Eleganz seines Ausdrucks, wirft ihm jedoch vor, zu sehr an der Oberfläche geblieben zu sein und keinen festen politischen Standpunkt zu haben, der diese Gedankensplitter zu einem geschlossenen Ganzen hätte vereinigen können. Eine große Ehrung für den Verfasser war es, daß Engels in ihm einen entfernten Verwandten Ludwig Börnes sah.

Königsberg hatte damals in der Entwicklung des deutschen Liberalismus eine wichtige Rolle zu spielen begonnen, und Engels, wie auch andere Junghegelianer, ließ dieses geistige Zentrum nicht mehr aus den Augen. Ein Blick in die „Königsberger Zeitung“ dieser Jahre gäbe bestimmt nähere Aufschlüsse über die dort stattgefundenen ideologischen Auseinandersetzungen.

²⁷³ Ebenda, S. 297. [Ebenda, S. 253]

Über der Beschäftigung mit kulturellen Problemen vernachlässigte jedoch Engels keineswegs seinen alten Kampf gegen die orthodoxe Reaktion. Im Juni 1842 brachte die „Rheinische Zeitung“ ohne Überschrift einen weiteren Angriff gegen Heinrich Leo, der in der MEGA den Titel „Polemik gegen Leo“ erhalten hat. Es handelt sich um eine bissige satirische Antwort auf Leos Rezension der „Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten“ von Dr. Lupoldt, die in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ veröffentlicht worden war und die Heinrich Leo zu Angriffen gegen die „Hegelingen“ benutzt hatte. Engels verspottet Leos Programm einer Umwälzung der medizinischen Wissenschaft dadurch, daß er die christlichen Rezepte einer radikalen Therapie ad absurdum führt. Leo sei von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Krankheit eine Vergeltung für die eigenen Sünden oder für die der Vorfahren sei, und hätte die Heilung dem Ratschluß Gottes überlassen. Auch die Krankheiten der Gesellschaft, die Revolutionen, Morde usw. seien Vergeltungen für die Sünden der Gesellschaft. Alles von der großen französischen Revolution bis zu den Feldzügen Napoleons komme über das Haupt der Junghegelianer, denn sie seien die Erben dieser Kräfte. Engels schließt mit einem sarkastischen Lob der Vielseitigkeit Leos und spricht die Hoffnung aus, daß Leo demnächst eine deutsche Grammatik nach christlichen Grundsätzen ausarbeiten werde.

[258] Im Juni 1842 folgten dann drei weitere Beiträge für die „Rheinische Zeitung“, von denen zwei sich auf den Journalismus beziehen: „Die Freisinnigkeit der Spenerschen Zeitung“ ist eine Entgegnung auf das Selbstlob dieses Blattes, das sich für die freisinnigste preußische Zeitung ausbebe, für eine Vorkämpferin des Liberalismus, aber in ihrer Borniertheit nicht begreife, daß sie für eine Vorkämpferin des Liberalismus reichlich zahm und zaghaft sei.

Der Artikel „Das Aufhören der ‚Kriminalistischen Zeitung‘“ gibt der Befriedigung darüber Ausdruck, daß die „Kriminalistische Zeitung“ vorläufig ihr Erscheinen eingestellt habe. Sie sei ein Blatt gewesen, das eine Politik des Juste-Milieu betrieben und die Geschworenengerichte abgelehnt habe, weil sie die Sicherheit des Privateigentums untergruben. Engels führt ironisch als Beispiel an, daß allerdings so ein Geschworener imstande sei, die öffentliche Ordnung zu gefährden, etwa durch den Freispruch eines Proletariers, der aus Hunger ein Stück Brot gestohlen hat.

Die Vielfalt der Gebiete, mit denen Engels sich in seinen Berliner Artikeln befaßte, vermittelt einen Eindruck von der ungemein schnellen Erweiterung seines geistigen und weltanschaulichen Horizonts. So befaßt sich zum Beispiel ein Artikel vom Juli 1842, abgedruckt in der Beilage der „Rheinischen Zeitung“, mit den preußischen Preßgesetzen, denen auch Marx damals seine Aufmerksamkeit widmete. Der Artikel „Zur Kritik des preußischen Preßgesetzes“ zeigt an einem praktischen Beispiel die Verschwommenheit und Begriffsverwirrung im Wortlaut des Preßgesetzes, die willkürliche Anwendung der Zensurbestimmungen und schlägt eine gründliche Abänderung vor. Bei dem gewählten Beispiel handelt es sich um den Hochverratsprozeß gegen den radikalliberalen Königsberger Arzt Dr. Johann Jacoby, dessen berühmte „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen“ bei dieser Gelegenheit ausführlich zitiert werden. Engels verfolgt damit zwei Ziele: Zunächst und vor allem eine Kritik der Zensur und des Preßgesetzes, zum anderen aber auch die Rechtfertigung und Unterstützung des verfolgten Autors. Engels beruft sich auf die von der Zensur zugelassene Form der Kritik, und die Tatsache, daß sein Artikel überhaupt erscheinen konnte, ist wirklich ein Beweis, daß die Praxis der Zensur bei weitem milder war als das Gesetz, was Engels sowohl hier als auch in dem Artikel über die „Spencersche Zeitung“ feststellt. Die letzten Worte dieses Artikels dürften den Zensor nicht gerade entzückt haben: „... wir wollen indes fortfahren in der an-[259]gedeuteten guten, wohlmeinenden und anständigen Weise (Engels benutzt hier wörtlich eine Wendung aus den Zensurbestimmungen – V. M.) recht viel Mißvergnügen und Unzufriedenheit mit allen überlebten und illiberalen Resten in unsren Staatseinrichtungen zu erwecken.“²⁷⁴

Abrechnung mit der literarischen Vergangenheit

Die literarische Periode des jungen Engels fand während des Aufenthalts in Berlin noch einen Nachhall in einer umfangreichen Literaturkritik und in einer humoristischen Dichtung. Der Name Oswald war

²⁷⁴ Ebenda, S. 317. [Ebenda, S. 278]

damals schon so bekannt, daß Engels von Arnold Ruge, dem Chefredakteur der junghegelianischen „Deutschen Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst“ (früher „Hallische Jahrbücher“) um Beiträge gebeten wurde. Der Brief, durch den dies geschah, ist nicht erhalten, aber wir wissen aus Engels' Antwort, daß Ruge gern die Anti-Schellingiana abgedruckt hätte. Statt dessen schickte ihm Engels in der Anlage seines Briefes vom 15. Juni 1842 eine Rezension über Alexander Jungs „Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen“, die eben in Danzig erschienen waren. Die Rezension erschien im Juli desselben Jahres in drei Fortsetzungen (Nr. 160–162).²⁷⁵ Nach längerer Zeit tauchte hier wieder einmal das Pseudonym Friedrich Oswald auf, das Engels offensichtlich vorwiegend seinen literarischen Beiträgen vorbehielt.

Dieser umfangreiche Artikel ist keineswegs nur eine Rezension des angeführten Buches, sondern darüber hinaus eine Abrechnung mit dem Jungen Deutschland, mit den eigenen literarischen und literaturkritischen Plänen, mit der Persönlichkeit Alexander Jungs, eines Vertreters des Juste-Milieus, und auch ein positives Bekenntnis zum revolutionären Radikalismus. Für unsere Zwecke ist diese Rezension die wichtigste und ergiebigste Arbeit aus der Berliner Periode.

Der Königsberger Schriftsteller Alexander Jung, Redakteur des „Königsberger Literaturblatts“, war ein sehr gemäßigter Liberaler, der sich aus einem Augenblicksbedürfnis heraus zu den Berliner „Freien“ bekannt hatte. Dabei wollte er es aber auch mit deren Gegnern nicht verderben, und deshalb versäumte er nie, wo er nur konnte, sich von den [260] „Freien“ zu distanzieren und sein Lob auch der anderen Seite zukommen zu lassen. Er war so ein typischer Vertreter des Juste-Milieu in Politik und Weltanschauung. Eine solche Haltung war dem jungen Engels noch mehr zuwider als offene Feindschaft. Er betrachtete ihn deshalb als das schwarze Schaf im Verein der „Freien“, stellte ihn in seiner Rezension an den Pranger, entlarvte seine Rückgratlosigkeit und lehnte ihn im Namen Junghegelianer eindeutig und endgültig ab. In dieser scharfen Abgrenzung haben wir das eigentliche Ziel der Rezension zu erblicken, deren wesentlichste Gedanken in Kürze angedeutet seien.

Schon in den „Glossen und Randzeichnungen ...“ hatte Engels den Fortschritt gewürdigt, den Königsberg in Richtung auf den Liberalismus gemacht habe. Die Rezension beginnt mit einem ähnlichen Gedanken. Allerdings gehöre Alexander Jung nicht zu den Liberalen. Er habe sich für einen solchen nur solange ausgeben können, als der Liberalismus selbst noch in den Anfängen gesteckt habe, ohne Programm und klares Ziel gewesen sei. Sobald aber die Fronten sich geklärt hätten, sei die geistige Armseligkeit und Wirrköpfigkeit in den Publikationen dieses Schriftstellers offenbar geworden. Durch seine dem Jungen Deutschland gewidmeten „Briefe über die neueste Literatur“ sei er gegen seinen Willen in die Opposition geraten. Um nicht die Ungnade der Obrigkeit auf sich zu lenken, habe er in dem Kapitel „Fragmente über den Ungenannten“ Gutzkow zwar verherrlicht, ohne aber dessen Namen zu nennen. Engels bezeichnet diese Handlungsweise offen als Feigheit.

Im Jahre 1840 habe er gegen die Auswüchse des Pietismus in Königsberg geschrieben, ohne jedoch den Pietismus selbst zu verwerfen. Ruge hatte in einer Rezension dieses Buch als einen Restaurationsversuch des Christentums bezeichnet. Die „Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen“ sind für Engels, der in den Jahren 1837 bis 1842 eine außerordentlich rasche Entwicklung durchgemacht hatte, ein Beweis dafür, daß Jung im Jahre 1837 stehengeblieben war. Seither sei das Junge Deutschland bereits abgetreten, in der Öffentlichkeit gehe der Kampf um grundsätzliche Probleme, überall rege sich der Freiheitsgeist, überall werde um Pressefreiheit und andere Forderungen gerungen, die Religion kämpfe um Sein oder Nichtsein, und die junghegelianische Schule habe sich an die Spitze des Fortschritts gestellt. Von alledem sei jedoch in dem Jungschen Buch nichts zu spüren, hier werde noch immer der jungdeutsche Quark breitgetreten. Die „Moderne“ beginne für Jung mit Byron und [261] George Sand, dann bringe er als Pendants Hegel und das Junge Deutschland. Gegen diese Fassung des Begriffs „Moderne“ wendet Engels sich mit aller Entschiedenheit. Dieser Begriff lasse sich nämlich als Epochenbegriff gar nicht verwenden, weil er zu vage, inhaltslos und unscharf sei. Was die Zusammenstellung des Jungen Deutschland mit Hegel betreffe, so sei es gerade durch seine Willkür der absolute Gegenpol des exakten und klaren wissenschaftlichen Systems des

²⁷⁵ Abgedruckt in Marx/Engels: Werke, Bd. 1, S. 433–445.

großen Philosophen. Übrigens hätten die jungdeutschen Autoren Hegel überhaupt nicht verstanden und seien außerdem häufig gegen ihn aufgetreten.

Die Kapitel der Jungschen Vorlesungen, in denen einem Jungdeutschen nach dem anderen alle möglichen guten Eigenschaften zugeschrieben werden, bezeichnet Engels als unkritisches Geschwätz, das keinen Anspruch auf literarhistorische Fundierung erheben könne. Aus seiner zeitlich und sachlich distanzierten Haltung urteilt er: „Was geht das die Literatur an, ob dieser oder jener ein bißchen Talent hat, hier und da eine Kleinigkeit leistet, wenn er sonst nichts taugt, wenn seine ganze Richtung, sein literarischer Charakter, seine Leistungen im großen nichts wert sind? In der Literatur gilt jeder nicht für sich, sondern nur in seiner Stellung zum Ganzen.“²⁷⁶ Engels überführt Jung der Auslassung wichtiger Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur und wendet sich dann gegen das Börnebild Jungs. Einen stärkeren Einfluß habe Börne lediglich auf Gutzkow und zum Teil auch auf Wienbarg ausgeübt, für die übrigen Jungdeutschen sei Börne kaum von Bedeutung gewesen. (Engels weicht hier von einer früheren Grundüberzeugung ab, vor allem wohl deshalb, weil das Junge Deutschland nicht die von Börne vorgezeichnete Entwicklung genommen hatte.) Die wahren Erben des Börneschen Vermächnisses sieht Engels jetzt in den Junghegelianern, und er propagiert an dieser Stelle erneut seine These von der wechselseitigen Ergänzung Börnes und Hegels, die er hier so formuliert, daß die Börnesche Aktivität die praktische Ergänzung der Hegelschen Philosophie darstelle.

Im Börnebild Jungs zeige sich auch dessen Leisetreteri: Jung verurteile Börnes politische Radikalität. Eine solche Verständnislosigkeit gegenüber dem Charakter des großen Publizisten mußte Engels empören. Was Jung als Fehler ankreidete, das war für Engels gerade der größte Vorzug. Jedem anderen als Jung sei klar, daß die extreme Radikalität Börnes aus seiner republikanischen Gesinnung resultiere. Engels setzt an die Stelle [262] des verschwommenen Börnebilds der „Vorlesungen“ eine hinreißende Charakteristik dieses männlichen, furchtlosen Bannerträgers der deutschen Freiheit.

Nach der Einschätzung Heines und einzelner Jungdeutscher gelange Jung endlich auch zu Gutzkow, der ihm als die führende Persönlichkeit der gesamten „Moderne“, als ihr „Begriff“ im Hegelschen Sinne gelte. Engels hatte zwar nie eine so hohe Meinung von Gutzkow gehabt, vergaß aber doch nicht, daß auch er dazu geneigt hatte, die Bedeutung dieses Schriftstellers zu überschätzen. Er benutzt deshalb diese Gelegenheit, ein abschließendes Urteil über Gutzkow und das Junge Deutschland abzugeben.

Das Junge Deutschland habe sich in den stürmischen Jahren nach der Julirevolution entwickelt, in unausgegorenen politischen Vorstellungen, deren Verworrenheit in seinem unklaren und verschwommenen Programm ihren Niederschlag gefunden habe. Es habe ein Spiel mit Keimen von Gedanken getrieben, deren wahrer Gehalt sich erst später im Lichte der Philosophie herausgestellt habe. Seine Autoren seien Liberale geworden, aber ihr Liberalismus habe die verschiedensten Schattierungen aufgewiesen. Ihre programmatischen Äußerungen seien in Geheimniskrämerei ausgeartet und hätten die verschiedensten Auslegungen zugelassen. Das alles habe die durch das Schlagwort „Opposition“ geblendete Jugend in Scharen herbeigelockt. Als herrschende literarische Richtung habe das Junge Deutschland die Literaturkritik erneuert, den literarischen Stil belebt, sei aber aus Mangel an Grundsätzen bald zerfallen. Seine Autoren hätten sich enttäuscht voneinander abgewandt, zwischen den einzelnen Gruppen sei es zu persönlichen Fehden gekommen, weil keine von ihnen Kritik vertragen habe. Aus diesen Fehden seien Polemiken geworden, aus den Polemiken Literaturskandale. Das oberflächliche Literatentum jedoch habe seine Rolle in der Gesellschaft ausgespielt, eine neue Form des radikalen Liberalismus sei jetzt an der Macht: die junghegelianische Philosophie. Inzwischen aber hätten sich die Literaturskandale weiter ausgedehnt und bei Mundt und Heine bis zum Abfall geführt. Mundt habe seine Gesinnung für eine Universitätsprofessur verkauft, und Heine sei durch sein Buch über Börne zu infamer Gemeinheit herabgesunken. Diese schroffe Ablehnung Heines zugunsten Börnes ist der chronologisch letzte Beleg dafür, daß Engels durch seinen Enthusiasmus für Börne gehindert wurde, sich rückhaltlos auf die poli-[263]tischen Positionen Heines zu begeben, dessen revolutionärer Demokratismus ihm objektiv näher gelegen hätte. Ein wichtiges

²⁷⁶ Ebenda, S. 437. [MEW, Bd. 1, S. 436–437]

Motiv für diese Haltung war zweifellos Engels' Wertschätzung der revolutionären Aktivität Börnescher Prägung, die er damals in Deutschland so ganz und gar vermißte und die ihm doch das einzige Mittel scheinen mußte, um, verbunden mit einer richtigen Theorie, eine radikale Veränderung der Verhältnisse herbeizuführen.

Wie schon früher, so sieht Engels auch jetzt in Wienbarg den ausgeprägtesten Charakter und in Gutzkow den klügsten und begabtesten Journalisten des Jungen Deutschland. Er ist jedoch der Meinung, daß Gutzkow nur dann auch weiterhin erfolgreich sein könne, wenn er sich die neue Philosophie aneigne und die oberflächliche Feuilletonistik aufgebe, die ihre Rolle längst ausgespielt habe. Dieses Urteil ist nichts anderes als die letzte Konsequenz aus bereits früher geäußerten Ansichten über Gutzkow.

Engels lenkt nun wieder zu den verworrenen Anschauungen Jungs zurück und weist nach, welch ein Widersinn darin liegt, in Strauß eine Synthese von Hegel, Schleiermacher und „modernem“ Stil zu erblicken. Jung jammere über die ständige Negation bei den Junghegelianern. Die Negation sei jedoch in diesem Falle ein Fortschritt, weil sie die Entwicklung des Denkens zu einer höheren Stufe bedeute. Jung enthülle durch seine Sehnsucht nach einer positiven Philosophie lediglich seine eigene Grundsatzlosigkeit. Er sehe die Hoffnung in Schelling und dessen Philosophie der Offenbarung, die nach seiner Überzeugung eine notwendige Entwicklungsstufe in der Geschichte der Philosophie darstelle. Er verkünde Schellings Sieg und stelle ihm Hegel gleichberechtigt an die Seite. Eine solche Nebeneinanderstellung dieser einander völlig entgegengesetzten Persönlichkeiten war in damaliger Zeit wirklich ein schreiender Widerspruch, und Engels beruft sich in seiner Stellungnahme gegen diese Infamie auf seine eigene Broschüre „Schelling und die Offenbarung“, als deren Autor er sich hier bekennt.²⁷⁷ Diese Anschauungen Jungs dürften wohl der Hauptgrund dafür gewesen sein, daß Engels ihn den characterschwächsten, kraftlosesten, unklarsten Schriftsteller Deutschlands nannte und sich für seinen Ausschluß aus dem Verein der „Freien“ erklärte.

Auch das von Jung herausgegebene „Königsberger Literaturblatt“ unterzieht Engels einer Kritik. Diese Zeitung war ebenfalls kennzeichnend für die Bemühungen Jungs, es weder mit den Liberalen noch mit der Regierung zu verderben. Engels greift hier das Verhältnis Jungs zu Feuerbach heraus. Die Jungsche Kritik gehe in der Richtung, daß man Feuerbachs Theorie zwar auf die Erde anwenden könne, daß sie aber keine Gültigkeit für den gesamten Kosmos besitze, und die Krönung des Ganzen bilde die dogmatisch-naive Beschwörung, Strauß und Feuerbach doch ja nicht etwa für Atheisten zu halten. Und nach alledem wage es Jung noch, trotz gewisser Differenzen, wie er einschränkend bemerke, sich zur Sache der Junghegelianer zu bekennen. Engels schließt mit der Hoffnung, daß dem Königsberger Literaten nach der Veröffentlichung dieser Rezension der Geschmack am Fraternisieren mit den Junghegelianer endgültig vergangen sein werde; denn ein solcher Kompromißler wie Jung könne in einem Kampf, der feste Charaktere erfordere, der Sache nur schaden.

Die von Engels ausgesprochene Hoffnung ging tatsächlich in Erfüllung. Jung raffte sich zu einer überheblichen, aber völlig ihr Ziel verfehlenden Erwiderung auf, von der Engels ironisch zu Ruge bemerkte, sie sei das Beste, was Jung je geschrieben habe.

Diese Rezension verbreiterte jedoch die Kluft, die sich zwischen Engels und Gutzkow schon seit längerer Zeit aufgetan hatte. Gutzkow nämlich, geschmeichelt durch die Lobeserhebungen Alexander Jungs, zeigte sich dem Königsberger Publizisten sehr erkenntlich und verfolgte dessen Wirksamkeit mit Sympathie. Schon im Dezember 1841 war unter der Rubrik „Miscellen“ im „Telegraph“ (Nr. 207) eine sehr wohlwollende Anzeige der „Vorlesungen“ erschienen: „Von A. Jung, dessen Literaturblatt in Königsberg bereits den besten Aufschwung genommen hat, erscheinen bei Gerhard in Danzig Vorlesungen über die neuere deutsche Literatur. Sicher ein Werk, das zur Orientierung über diesen Gegenstand Epoche macht.“ Im Oktober 1842, als die „Vorlesungen“ und auch Engels' Rezension bereits allgemein bekannt waren, veröffentlichte Gutzkow im „Telegraph“ (Nr. 174) eine Beschwerde darüber, daß Jungs Literaturblatt durch die Regierung verboten worden sei, was jeden verwundern müsse, „der die harmlose Tendenz dieses Journals, die weise Mäßigung seines Herausgebers

²⁷⁷ Ebenda, S. 439.

kennt“. Diese Beschwerde stellte sich übrigens später als gegenstandslos heraus. Es handelte sich nicht um ein Verbot, sondern lediglich um eine Ablösung des Herausgebers. Diese Worte konnten allerdings Engels in seiner Meinung nur bekräftigen, ebenso wie die folgen-[265]den Sätze, die sich unmittelbar auf Engels' Rezension beziehen: „Alexander Jung hat sich von Seiten der *Deutschen Jahrbücher* wegen seiner milden und versöhnlichen Wirksamkeit einen harten Angriff zugezogen. Jung hat in seinem Vermittlungstrieb an Schelling angeknüpft, ja Schelling und seine Anhänger haben seine Beurteilung der berühmten Schellingschen Rede zur Empfehlung in der A. Allgemeinen Zeitung abdrucken lassen. Dennoch verbieten sie das Literaturblatt!“ Aus einer Reihe älterer Beiträge läßt sich die Vermutung ableiten, daß Gutzkow sich damals ebenfalls einem politischen Kompromiß zuneigte und daß die Verteidigung der Jungschen Halbschlächtigkeit und die Berufung auf Schelling selbst nicht zuletzt auch pro domo geschah.

Die oben angeführte, gegen Engels gerichtete Notiz ist anonym. Es läßt sich deshalb nicht entscheiden, ob auch die Formulierung oder ob lediglich die Sanktion von Gutzkow stammt. Außer Zweifel steht jedoch, daß der Abdruck mit Gutzkows Zustimmung erfolgte. Dafür spricht auch die Tatsache, daß im November 1842 der „Telegraph“ (Nr. 181) Gutzkows eigene Rezension der „Vorlesungen“ brachte, die sicher als Gegengewicht gegen die scharfe Kritik der „Jahrbücher“ gedacht war. Sie erschien in der regelmäßigen Rubrik „Vermischte Schriften“ unter dem Titel „Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen, von Dr. Alexander Jung. Danzig, Verlag von Fr. Sam. Gerhard, 1842“. Diese ausgedehnte Lobeserhebung hält sich kaum an den Text, sondern versucht vor allem zu würdigen, daß Jung als begeisterter Hegelschüler die schwierige Aufgabe gelöst habe, ein philosophisch fundiertes Bild der zeitgenössischen Literatur zu geben, das Problem der Modernität mit den Mitteln der spekulativen Philosophie zu erhellen. Man erkenne in den „Vorlesungen“ die Schule der „Phänomenologie des Geistes“, Jung gelange hier zu einer völlig neuen, interessanten, ja genialen Auffassung der Moderne, die äußerst beachtenswert sei, wenn man auch nicht mit allen hier vertretenen Anschauungen übereinstimmen könne. Er habe sich in das Zentrum des weltanschaulichen Kampfes begeben, ohne dabei den Gesichtspunkt der Unparteilichkeit und Objektivität außer acht zu lassen, der auch die Gegner mit seinen Anschauungen versöhnen könne, er habe die Hegelsche Philosophie zur Triebfeder aller individuellen und sozialen Emanzipation erklärt. „Aber die moderne Literatur selbst erhebt sich gegen diese Behauptung“, bekennt Gutzkow. Auch Jung treibe schöngeistige Spielerei mit Hegelschen Begriffen, um den Eindruck der Objektivität zu er-[266]wecken. Trotz aller Lobreden läßt Gutzkow doch durchblicken, daß auch er gewisse Einwände hat, und zwar die gleichen Einwände, die Engels – allerdings in weit schärferer Form – in den „Jahrbüchern“ erhoben hatte: Einwände gegen Jungs Bestrebungen, die Prinzipien des Jungen Deutschland mit denen der Hegelschen Philosophie zu versöhnen. Die Vermutung liegt nahe, daß Gutzkow sich von der Rezension des jungen Engels hatte inspirieren lassen und nun versuchte, letztere durch häufig eingestreutes Lob des genialen philosophischen Weitblicks Alexander Jungs weitgehend zu entschärfen. Der Absicht des Autors nach sollte diese Kritik ein Gegengewicht gegen die Rezension des jungen Engels sein, objektiv war sie jedoch eine Bestätigung der Richtigkeit eben dieser Rezension.

In der gleichen Nummer des „Telegraph“ findet sich eine Vorankündigung des Jahrgangs 1843, in der der Name Friedrich Oswald fehlt, dafür aber Alexander Jung unter den Mitarbeitern auftaucht.

Für die Entwicklung des jungen Engels ist der Artikel über Alexander Jung in zweifacher Hinsicht interessant. Einmal enthält er eine Gesamteinschätzung des Jungen Deutschland durch Engels, die einen Bruch mit früheren Illusionen und eine endgültige Abrechnung darstellt. Im Gegensatz zu früheren Arbeiten über das gleiche Thema hat Engels hier seinem Gegenstand gegenüber zeitlich und sachlich Abstand gewonnen, wodurch eine objektive Einschätzung möglich geworden ist. Diese neu errungene Haltung kennzeichnet Engels selbst, indem er sie seiner früheren gegenübersteht, mit folgenden Worten: „Wäre es ein junger, sich erst entwickelnder Autor, der mit solchen Urteilen aufträte, man ließe sich das gefallen; es gibt manchen, der eine Zeitlang Hoffnungen auf die junge Literatur gesetzt und im Hinblick auf eine erwartete Zukunft ihre Werke nachsichtiger betrachtet hat, als er es sonst vor sich selbst verantworten konnte. Namentlich wer die jüngsten Entwicklungsstufen des deutschen Geistes in seinen eignen Bewußtsein reproduziert hat, wird irgendeinmal mit Vorliebe auf die

Produktionen Mundts, Laubes oder Gutzkows geblickt haben. Aber der Fortschritt über diese Richtung hinaus hat sich seitdem viel zu energisch geltend gemacht, und die Gehaltlosigkeit der meisten Jungdeutschen ist auf eine erschreckende Weise offenbar geworden.“²⁷⁸

Diese auf Jungs verfehlte Kritik bezogenen Worte kennzeichnen ohne Zweifel auch Engels' eigene Meinung und erklären einige seiner frühe-[267]ren, mehr oder weniger positiven Kritiken jungdeutscher Werke. Der feste Punkt, auf den Engels sich immer wieder stützte, war der Glaube an die politische Tat als Mittel zur Veränderung der Gesellschaft. Symbol dafür war ihm Börne geworden, weshalb er geneigt war, die Rolle dieses radikalen Publizisten, seine Bedeutung für die deutsche Gesellschaft und ihre Entwicklung zu überschätzen. Er hoffte, das Junge Deutschland werde auf den von Börne vorgezeichneten Bahnen weiterschreiten. Sobald er jedoch erkannt hatte, daß die Jungdeutschen es bei Worten bewenden ließen, suchte er im zeitgenössischen öffentlichen Leben eine andere Unterstützung für seine Anschauungen. Er schloß sich dem radikalen linken Flügel der Hegelschule an in der Hoffnung, dort die entscheidende Tat zu finden, die, verbunden mit festen philosophischen Grundsätzen, in der Lage wäre, eine soziale Revolution herbeizuführen. Persönliche Bekanntschaft und Verbindung mit Mitgliedern des „Vereins der Freien“ führte ihn jedoch zu der Einsicht, daß er auch hier nicht die Erfüllung seines Wunschtraums finden würde, daß die Junghegelianer unter politischem Kampf nur spekulative philosophische Kritik verstanden. Auf Grund dieser Erkenntnis strebte er weiter zu einer immer tieferen und allseitigeren revolutionären Analyse der gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Mit dieser weltanschaulichen Wandlung hängt sehr eng ein zweites Moment zusammen, das in der Rezension der „Vorlesungen“ erstmals voll ausgebildet erscheint. Der Abschluß seiner junghegelianischen Entwicklungsetappe und seiner literarischen Periode fielen bei Engels zusammen. Seine Worte über die „überlebte Durchgangsepoche“²⁷⁹, über das Unzeitgemäße der „Belletristerei“²⁸⁰ sind pro domo gesprochen, „da ich vom belletristischen Felde doch schon weit genug entfernt bin“²⁸¹. Engels' Verhältnis zur Gesellschaft, sein Lebensziel hatten sich geändert und geklärt. Die Illusion, den fortschrittlichen Kräften der Gesellschaft am besten als radikaler Publizist dienen zu können, war überwunden. Engels entschloß sich, vor allem eine feste theoretische Grundlage für seine weitere Tätigkeit zu schaffen. Er hielt das nicht nur in Hinsicht auf sich und seine Entwicklung für eine wichtige Aufgabe, sondern auch deshalb, weil er trotz seiner autodidaktischen Bildung die Hoffnungen, die man in ihn als einen Vertreter des Fortschritts setzte, nicht enttäuschen wollte. Sehr [268] aufschlußreich in dieser Beziehung ist der zweite Brief des jungen Engels an Arnold Ruge, geschrieben einen Monat nach dem Erscheinen der Rezension über Jungs „Vorlesungen“, am 26. Juli 1842. Dieser Brief ist ein unmittelbarer Ausdruck der in Engels vorgegangenen Wandlungen, weshalb er an dieser Stelle in vollem Wortlaut angeführt zu werden verdient.²⁸²

„Hochgeehrter Herr!

Diesmal schreibe ich Ihnen, um Ihnen anzuzeigen, daß ich Ihnen nichts senden werde.

Ich habe den Entschluß gefaßt, für einige Zeit aller literarischen Tätigkeit zu entsagen und dafür desto mehr zu studieren. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Ich bin jung und Autodidakt in der Philosophie. Ich habe genug gelernt, um mir eine Überzeugung zu bilden und sie nötigenfalls zu vertreten. Aber nicht genug, um mit Erfolg und gehörig für sie wirken zu können. Man wird um so mehr Anforderungen an mich machen, als ich ‚philosophischer Musterreiter‘ bin und mir nicht durch ein Doktordiplom das Recht zu philosophieren erkaufte habe. Ich denke, wenn ich wieder einmal, und dann unter eigenem Namen, etwas schreibe, diesen Anforderungen zu genügen. Und zudem darf ich meine Zeit jetzt nicht zu sehr zersplittern, da sie in kurzem wohl wieder durch kaufmännische Arbeiten mehr in Anspruch genommen werden wird. Meine bisherige literarische Tätigkeit, subjektiv genommen, bestand aus lauter Versuchen, deren Erfolg mich lehren sollte, ob meine natürlichen Anlagen mir eine

²⁷⁸ Ebenda, S. 439.

²⁷⁹ Ebenda, S. 435.

²⁸⁰ Ebenda, S. 440.

²⁸¹ Ebenda, S. 443.

²⁸² MEGA, I/2, S. 631/632. [MEW, Bd. 27, S. 408]

fruchtbare Wirksamkeit für den Fortschritt, eine lebendige Teilnahme an der Bewegung des Jahrhunderts gestattet. Ich kann mit dem Erfolg zufrieden sein und halte es nun für meine Pflicht, durch ein Studium, das ich mit doppelter Lust fortsetze, mir auch das immer mehr anzueignen, was einem nicht angeboren wird. –

Wenn ich im Oktober nach meiner rheinischen Heimat zurückkehre, denk' ich in Dresden Sie zu treffen und Ihnen mehr davon zu erzählen. Einstweilen leben Sie wohl und gedenken Sie meiner dann und wann.

Der Ihrige

Haben Sie Jungs Erwiderung gelesen? Ich behaupte, sie ist das Beste, was er bis jetzt geschrieben hat. Übrigens ist jetzt der andere Jung von [269] der Rheinischen Zeitung aus Köln hier und wird Sie in Wochen besuchen.“

Die Aufgabe eigener schöpferischer Tätigkeit auf literarischem Gebiet bedeutete jedoch nicht, daß Engels diese Form gesellschaftlicher Wirksamkeit unterschätzt hätte. Er fühlte vielmehr, daß er unter den gegebenen Umständen seine Kräfte und Fähigkeiten auf einem anderen Gebiet besser ausnützen könnte, daß die Vorbereitungsetappe der Revolution vor allem Taten erforderte, nach denen er dürstete wie Siegfried, der Lieblingsheld seiner Jugend.

In dem Brief an Ruge stellt Engels mit Befriedigung und sicher auch mit Recht fest, daß seine Naturbegabung ihm auch weiterhin Erfolg und Einfluß im fortschrittlichen Literaturleben sichern würde. Man kann mit einiger Sicherheit annehmen, daß er binnen kurzem die literarische Durchschnittsproduktion seiner Zeit hinter sich gelassen hätte, wenn er der Literatur treu geblieben wäre. Engels hatte jedoch von Anfang an die Hauptaufgabe seines Lebens in der aktiven Mitwirkung an der Umgestaltung seines Vaterlandes zu einem fortschrittlichen Staat gesehen, und seine ganze bisherige Entwicklung war ein Suchen nach dem richtigen Weg zur Lösung dieser Aufgabe gewesen. Der oben zitierte Brief an Ruge läßt uns die tiefe Ergebenheit für den Geist des Fortschritts erkennen, die feste Entschlossenheit, einen klaren Standpunkt im gesellschaftlichen Kampf einzunehmen. Das gesamte reiche Leben dieses späteren Kämpfers für eine bessere Zukunft des Proletariats ist ein Beweis dafür, daß er von Anfang an den richtigen Weg gegangen war, auf den ihn die konsequente Verfolgung seines Lebenszwecks geführt hatte.

Sein Erkenntnisdrang führte den jungen Engels zu immer wichtigeren gesellschaftlichen Problemen, deren Lösung damals auf der Tagesordnung stand. Mit zunehmender Reife erwarb er sich einen immer zuverlässigeren Maßstab für den Grad der Wichtigkeit einzelner Probleme. Er verstand es, Zweit-rangiges zunächst beiseite zu stellen und immer dasjenige Problem zu erfassen, das er als das Schlüsselproblem erkannt hatte. Sobald ihm die Notwendigkeit klargeworden war, seine Weltanschauung zu einem geschlossenen System auszubauen, brach er seine literarische Tätigkeit ab, studierte gründlich die Hegelsche Philosophie, eignete sich wichtige methodische Prinzipien an und drang tief in die Problematik des Endstadiums der klassischen deutschen Philosophie ein. Was ihn jedoch von Anfang an an der Hegelschen Philosophie abgestoßen hatte, [270] war ihre auf die Spitze getriebene Abstraktheit, ihre Methode, reale gesellschaftliche Erscheinungen in rein logische Kategorien aufzulösen. Diese kritische Haltung führte ihn schließlich vom Studium der Philosophie zum Studium der gesellschaftlichen Praxis, der konkreten Lebensbedingungen der Gesellschaft.

Das satirische Epos „Der Triumph des Glaubens“ und die erste Begegnung mit Marx

Als Engels sich entschloß, zunächst der literarischen Tätigkeit zu entsagen, lag bereits in der Handschrift ein großes satirisches Epos vor, das er zusammen mit seinem Freund Edgar Bauer geschrieben hatte. Ähnlich wie er einige Monate vorher mit seinen beiden Broschüren in den Streit um Schelling eingegriffen hatte, beteiligte er sich auch jetzt an dem Kampf zwischen dem reaktionären Regime und den Junghegelianern. Bruno Bauer, dem bekannten Hegelschüler und Theologen an der Universität Bonn, war im März 1842 die *venia legendi* entzogen worden. Diese Maßnahme hatte eine Welle der Empörung und eine Flut von Polemiken zur Folge. Sie war auch der Anlaß für den letzten dichterischen Versuch des jungen Engels, das im Dezember 1842 veröffentlichte satirische Epos „Die

frech bedräute, jedoch wunderbar befreite Bibel. Oder: Der Triumph des Glaubens. Das ist: Schreckliche, jedoch wahrhafte und erkleckliche Historia von dem weiland Licentiaten Bruno Bauer; wie selbiger vom Teufel verführet, vom reinen Glauben abgefallen, Oberteufel geworden und endlich kräftiglich entsetzt ist. Christliches Heldengedicht in vier Gesängen. Neumünster bei Zürich. Truckts und verlegts Joh. Fr. Heß 1842.“²⁸³

Dieses christliche Heldengedicht in vier Gesängen, dessen umständlicher Titel Jahrmarktsdrucke parodiert, ist in vieler Hinsicht aufschlußreich. In dem Kampf Bruno Bauers mit seinen Widersachern wird hier die Geschichte der junghegelianischen Schule widergespiegelt. Die wichtigsten Vertreter beider Lager, ihre Anschauungen und ihr Wesen werden in einem humoristischen Ton charakterisiert, der jedoch die Treffsicherheit und Gültigkeit dieser Charakteristiken keineswegs beeinträchtigt. [271] Dieses komische Epos ist übrigens der erste Beleg für eine – wenn auch vorläufig nur literarische – Begegnung des jungen Engels mit seinem späteren Freund und Lebensgefährten Karl Marx. Wesentlich für die Einschätzung der Beziehung des jungen Engels zur Literatur ist nicht zuletzt die Aufdeckung der literarischen Vorbilder, deren sich Engels für seine Parodie bediente. Die Eingangsverse berühren sich inhaltlich mit dem Proömium* des Klopstockschen Messias. Voraussetzung für den Handlungskonflikt ist ein Pakt zwischen Gott und dem Teufel, der an den Prolog im Himmel im ersten Teil des „Faust“ erinnert. Im ersten Gesang hält Bruno Bauer einen Monolog, der Parallelen zu Fausts Monolog in der Studierstube aufweist, und im dritten Gesang erinnern einige Verse aus dem Auftritt der wilden Jagd der Atheisten an die Walpurgisnacht, andere wieder an die Szene in der Hexenküche. Auch Knittelverse finden sich an einigen Stellen.

Dieses komische Heldengedicht gibt uns auch Aufschlüsse über Engels' eigenen Standpunkt. Er teilt die „Freien“ nach dem Grad ihrer Radikalität in Gruppen ein, deren Namen der Geschichte der großen französischen Revolution entlehnt sind: Girondisten, Sansculotten usw. Sich selbst und seinen Freund Edgar Bauer rechnet er stets zur äußersten Linken, zu den Montagnards. Sein größter Einwand gegen den Teufel ist, daß er ein „tatenloser Teufel“ genannt werden kann²⁸⁴, der in die Klage ausbricht: „Du hast umsonst gelebt!“²⁸⁵ Die abstrakten Ergießungen Arnold Ruges werden auf undisziplinierte Weise durch Zwischenrufe Oswalds und Edgar Bauers unterbrochen, die erklären, der Worte seien genug gewechselt, man wolle endlich auch Taten sehen. Das Eindringen in die Philosophie war also für Engels kein Beruhigungsmittel, kein Weg, um zu einer „Abgeklärtheit“ zu gelangen, sondern eine weitere Erscheinungsform des für ihn so kennzeichnenden stürmischen Tatendranges.

Diese Überlegungen lassen einen einigermaßen sicheren Schluß auf den jeweiligen Anteil der beiden Autoren an ihrem gemeinsamen Werk zu. Der Einfall, die ganze Historie in der Form des komischen Epos zu bearbeiten, stammte zweifellos von Engels, der durch die vorangegangene Parodie „Schelling, der Philosoph in Christo“ dazu prädestiniert schien. Die literarischen Anspielungen, die dichterische Gestaltung, Witz und Humor, die Parodie des Pietismus in den Szenen mit Bruder Beutel [272] (Sack), den eine unbefleckte Eselin erstaunlichen Wundern entgegenträgt und die äußerst radikale Grundkonzeption weisen ebenfalls auf Engels als Urheber. Dagegen dürften die Charakteristiken der einzelnen Persönlichkeiten und ihrer Gesinnungen, die sachlichen Details, die Engels nur vom Hörensagen kannte, Beiträge Edgar Bauers sein. So entstand ein witziges und amüsanter kleines Werk, das den Leser vom Anfang bis zum Ende fesselt und dessen Wirkung lediglich durch einige Wiederholungen der gleichen Situationen beeinträchtigt wird.

Im ersten Gesang stellen sich die Vertreter der Glaubenspartei den Lesern vor: Leo, Hengstenberg, Krummacher, Sack, Knapp, zu denen im Verlaufe der weiteren Handlung noch andere stoßen. Die frommen Seelen rufen zu Gott, auf daß er sie rette und die freigeistigen Philosophen vernichte. Gott erhört sie und bestimmt ihnen als Führer im Kampf Bruno Bauer, einen treuen Apostel des Heilands. Satan jedoch ist entschlossen, ihn durch den Gedanken, durch die Vernunft, durch die Hegelsche

²⁸³ MEGA, I/2, S. 252–281. [MEW, Bd. 41, S. 283–316] Einige der Mitglieder des „Vereins der Freien“ hat Engels im November 1842 karikaturistisch gezeichnet. Für manche handelt es sich bei dieser Zeichnung um das einzige von ihnen erhaltene Bildnis.

* Einleitung, Vorwort – ²⁸⁴ Ebenda, S. 256. [Ebenda, S. 287]

²⁸⁵ Ebenda, S. 260. [Ebenda, S. 291]

Philosophie für sich zu gewinnen und dem Glauben abspenstig zu machen. Er bietet Gott eine Wette an, Gott geht diese Wette ein, weil er sich seines Knechtes Bauer sicher ist. Freudig kehrt Satan mit dieser Nachricht in die Hölle zurück, wo ihn Hegel, Voltaire, Danton, Napoleon und andere stürmisch begrüßen, begeistert von der Aussicht, Bauer auf ihre Seite ziehen zu können. Der sucht inzwischen, unzufrieden mit dem bisherigen Stand des Wissens, nach einer Verschmelzung von Wissenschaft und Glauben, beschwört Geister. Es erscheint Satan, verführt ihn zu abstrakten Spekulationen, zur Verwerfung des Glaubens und überredet ihn zum Kampf gegen die Religion, in dem er zeigen könne, wer stärker ist. Da Berlin pietistisch verseucht ist, führt ihn der Teufel nach Bonn, wo alles die Luft der Freiheit und der reinen Vernunft atmet.

Der zweite Gesang schildert, wie der Dozent Bruno Bauer in Bonn vom Teufel eingeflüsterte Anschauungen über die Lügen der Theologen und ihre betrügerischen Praktiken verbreitet, bis es zu einem offenen Kampf zwischen der gläubigen Rechten und der atheistischen Linken kommt, in dem die Linke den Sieg davonträgt. Gott, von Bauer enttäuscht, heißt den orthodoxen Theologen Sack auf einer Eselin das Land bereisen und die Gläubigen zur Gegenwehr zusammenführen. – Inzwischen beratschlagen Ruge, Prutz und Wigand in Leipzig über weitere Pläne, niedergeschlagen wie sie sind durch das Verbot der „Hallischen [273] Jahrbücher“. Unter dem Druck der Zensur hat Prutz Liebesgedichte verlegt, Ruge auf langweilige Novellen, und Wigand zeigt sich bereit, das alles zu verlegen. In ihre Mitte stürzt Satan mit der Kampfesbotschaft, ermutigt sie, in ihrem gottlosen Leben zu verharren, die „Hallischen Jahrbücher“ unter dem Titel „Deutsche Jahrbücher“ weiterzuführen, und entschwindet. Es folgt der dritte Gesang.

Ruge, der Zar der Atheisten, rafft sich auf und gibt ein Manifest heraus, um alle „Freien“ zur Verteidigung Bruno Bauers in Bockenheim, dem Sitz des Bundestages, zu versammeln. Die stärkste Abordnung entsendet Berlin. Ruge führt sie, in seinem Gefolge ziehen der Jakobiner Köppen, Meyen, der langbeinige Oswald, ein Montagnard, der die Marseillaise zur Guillotine singt, mit ihm der Sansculotte Edgar Bauer. Weiter der vorsichtige Buhl-Patriot (Buhl war Herausgeber eines Blattes dieses Namens), dann der Anarchist* Stirner, der nicht nur Könige, sondern auch Gesetze verwirft. Unterwegs stoßen sie auf einen weiteren, von Bruno Bauer geführten Haufen. In ihm marschieren das wilde schwarze Ungetüm Marx, der aristokratische Jung und Rutenberg. Als einsame Größe und höllischer Meteor wird der große Feuerbach begrüßt, der allein schon ganze Regimenter aufwiegt und dessen Verdienst darin besteht, einen neuen Gottesdienst im Essen und Trinken eingeführt zu haben. Ruge ergreift das Wort und verkündet die Erhabenheit der Theorie über die Praxis, des Wortes über die Tat. Das löst einen Proteststurm aus. Vor allem Oswald und Edgar Bauer sind es, die nach Taten rufen, aber auch Marx und Bruno Bauer. Feuerbach fordert für einen jeden das Recht, zu tun, was ihm behagt. Köppen hat Angst vor Blutvergießen, er ist für eine versöhnliche Lösung, weswegen Oswald und Edgar Bauer ihn als Girondisten bezeichnen. Stirner lehnt alle Verordnungen ab und fordert völlige Freiheit. In dieses Getöse senkt sich Wigand aus der Luft herab, die „Deutschen Jahrbücher“ als Beförderungsmittel benutzend, und ruft alle auf, ihm in sein durch Druckschriften befestigtes Fort nach Leipzig zu folgen, wohin die hier herrschende Friedhofsruhe und Stickluft nicht reichen könne. – Die Partei der auserwählten Gläubigen hat sich inzwischen zu Halle versammelt und rüstet sich zum Angriff.

Der vierte Gesang enthält die Schilderung der letzten und entscheidenden Schlacht. In Leipzig ist für Munition gesorgt: Zeitschriften und Bücher der „Freien“. Aus Halle rücken die Getreuen des Herrn an, die sich aus allen Gegenden Deutschlands dorthin verfügt haben. Ihr Führer [274] ist Heinrich Leo, den Weg erhellt ihnen ein flammender Busch, mit sich führen sie auch noch andere biblische Requisiten, zum Beispiel eine Jakobsleiter zum Sturm auf die junghegelianische Festung. Im Kampf fliegen Druckschriften als Geschosse durch die Luft, das Treffen wird immer erbitterter, die Pietisten siegen und bemächtigen sich Bruno Bauers. Der Teufel fährt entsetzt in die Hölle, wo die Schreckensnachricht mit Entsetzen aufgenommen wird. Es erweist sich, daß der Satan in der Tat nur noch als Kinderschreck in Ammenmärchen existiert und durch Hegel ersetzt werden muß. Hegel stellt sich an die Spitze einer Gruppe von unerschrockenen Kämpfern, in der sich auch Voltaire, Marat, Danton, Robespierre und Napoleon befinden, und zieht in den Kampf. Er befreit Bruno Bauer aus den Fängen

* In diesem Gedicht wird Stirner genannt, nicht aber als Anarchist apostrophiert.

der Pietisten, eilt den „Freien“ zu Hilfe und wirft im Verein mit ihnen alles nieder, was sich ihm in den Weg stellt. Die Erzengel und Apostel verfolgt er bis ins Weltall. Der Sieg der „Freien“ wird jedoch zunichte gemacht durch ein einziges allmächtiges Wort, das sich auf Pergament geschrieben auf sie herabsenkt: „Abgesetzt.“

Die Broschüre erschien begreiflicherweise anonym und außerhalb der Reichweite der deutschen Zensur. Die Firma F. R. Hesse war nur ein Deckname für Fröbels Literarisches Comptoir, das auch die „Deutsch-Französischen Jahrbücher“ und die Zeitschrift „Schweizerischer Republikaner“ herausgegeben hat. Der „Schweizerische Republikaner“ hatte bereits vor dem Erscheinen des komischen Epos eine Vorankündigung gebracht. Beim Publikum fand diese neue Satire eine außerordentliche Beachtung, und in Zeitungen und Zeitschriften erschienen eine ganze Reihe von Rezensionen, oft mit umfangreichen Zitaten.

Zur Zeit ihres Erscheinens entsprach die in der Broschüre gegebene Darstellung der junghegelianischen Schule bereits nicht mehr ganz der Wirklichkeit, denn inzwischen war es zu einem Zerfall in weitere Gruppen gekommen. Abgesehen von dem Konflikt zwischen den „Freien“ und Ruge, dessen Ursache in letzter Instanz Herwegh gewesen war, zeigten sich ständig wachsende prinzipielle Gegensätze zwischen den „Freien“, die die radikale „Rheinische Zeitung“ als ihre Domäne zu betrachten beliebten, und Karl Marx, der Korrespondent, Redakteur und schließlich sogar Chefredakteur dieses Blattes wurde. Diese Zerwürfnisse zogen sich durch das ganze Jahr 1842 und gipfelten im November in der strikten Ablehnung Berliner Beiträge durch die Redaktion der „Rheinischen Zeitung“. Marx und seine Mitarbeiter verlangten von den „Freien“ [275] ernsthaftes, tiefes Studium der gesellschaftlichen und aktuellen Probleme und nicht atheistische, anarchistische oder kommunistische Phrasen. Er lehnte es ab, die „Rheinische Zeitung“ zum Organ einer von den realen politischen und sozialen Zuständen isolierten atheistischen Propaganda zu machen. Da Engels damals ebenfalls dem Verein der „Freien“ angehörte und ein persönlicher Freund Edgar Bauers war, gegen dessen anarchistischen Enthusiasmus Marx seine Angriffe richtete, galt die ablehnende Haltung der „Rheinischen Zeitung“ auch Engels und beeinflusste dessen erste Begegnung mit Marx.

Die beiden später untrennbaren Freunde hatten sich vom Hörensagen schon früher gekannt. Engels war bereits in Bremen auf die Wirksamkeit der Berliner Hegelschüler aufmerksam geworden, unter denen sich neben Bruno Bauer bald auch der junge Marx einen Namen gemacht hatte. Bei seiner Ankunft in Berlin war jedoch Marx bereits ins Rheinland zurückgekehrt. Sicher war Marx der Name Oswald und dessen beachtlicher Anteil an der radikalen Publizistik der Zeit nicht entgangen. Als er Chefredakteur der „Rheinischen Zeitung“ wurde, übernahm er mit den übrigen Berliner Mitarbeitern auch den jungen Engels. Mitte Oktober 1842, als Engels aus Berlin nach Barmen zurückgekehrt war, sprach er in der Kölner Redaktion des Blattes vor, konnte aber Marx nicht erreichen. Aus den Briefen von Moses Heß wissen wir, daß er damals nur mit Moses Heß und Rutenberg gesprochen hat und von ihnen als begeisterter Kommunist geschieden ist.

In dem komischen Epos über Bruno Bauer hat Engels Marx als einen Freund Bauers geschildert, als einen aufrechten, tapferen, radikal und revolutionär gesinnten, von Tatendrang beseelten Mann. Die Details dieses Bildes dürften von Edgar Bauer stammen:

„Wer jaget hinterdrein mit wildem Ungestüm?
Ein schwarzer Kerl aus *Trier*, ein markhaft *Ungetüm*.
Er gehet, hüpfet nicht, er springet auf den Hacken
Und raset voller Wut, und gleich, als wollt, er packen

Das weite Himmelszelt, und zu der Erde ziehn,
Streckt er die Arme sein weit in die Lüfte hin.
Geballt die böse Faust, so tobt er sonder Rasten,
Als wenn ihn bei dem Schopf zehntausend Teufel faßten.“²⁸⁶

²⁸⁶ Ebenda, S. 268/269. [Ebenda, S. 301]

[276] Im weiteren Verlauf der Polemik sei es dann Marx gewesen, der Bruno Bauer zu einem entscheidenden Schritt gedrängt und zur Eröffnung des Kampfes überredet habe.

Zur ersten Begegnung des jungen Engels mit Marx kam es dann am 25. November 1842 in der Kölner Redaktion der „Rheinischen Zeitung“, wo Engels vor seiner Abreise nach England vorsprach. Wie aus brieflichen Äußerungen hervorgeht, verlief diese Begegnung in einer recht kühlen Atmosphäre, denn Marx sah in Engels das Mitglied des Vereins der „Freien“. Dennoch blieb das Treffen nicht ohne Ergebnis. Es führte offenbar zu einer Übereinkunft über die weitere Mitarbeit des jungen Engels, denn bereits kurz nach seiner Ankunft in London schickte Engels seine ersten Berichte über die englischen Zustände, und Marx veröffentlichte sie alle.

„*Rheinische Zeitung*“

Der zeitliche Abstand zwischen der Entstehung und dem Erscheinen des komischen Epos „Triumph des Glaubens“ hat uns gezwungen, den Ereignissen voranzueilen. Engels hatte sich im Sommer 1842 entschlossen, der literarischen Tätigkeit zu entsagen, wie aus dem oben angeführten Brief an Ruge hervorgeht. Der Schwerpunkt seiner Interessen verschob sich auf das Gebiet der Philosophie, von der er sich ein festes Gedankengerüst erhoffte, einen Maßstab für die Einordnung und Bewertung der vielfältigen Erscheinungen des Lebens. Für konkrete Lebensstatsachen hatte Engels schon immer einen besonders gut ausgebildeten Sinn. Das beweisen schon seine frühesten Arbeiten. Inzwischen hatte sich seine Aufmerksamkeit immer mehr und immer ausschließlicher den politischen Aspekten solcher Lebensstatsachen zugewandt. Hierin verlief seine Entwicklung parallel zu der des jungen Marx, und in der Tat läßt sich kein Beleg dafür finden, daß Marx einen Artikel von Engels abgelehnt hätte, wie er das doch in anderen Fällen tat, etwa bei Meyen oder Edgar Bauer.

Die „Rheinische Zeitung für Handel, Politik und Gewerbe“ gewann damals einen immer größeren Einfluß und eine immer weitere Verbreitung. Am 1. Januar 1842 war sie als Gegengewicht gegen die klerikale „Kölnische Zeitung“ gegründet worden, ein ziemlich stark nationalistisch-[277]sches Blatt. Der konsequente Liberalismus der „Rheinischen Zeitung“, die Klarheit und Entschlossenheit, mit der sie ihre Prinzipien vertrat, die solide philosophische Bildung ihrer junghegelianischen Mitarbeiter und das Bestreben, eine Lösung der aktuellsten gesellschaftlichen Probleme herbeizuführen, machte sie bald beim Publikum beliebt und trug dazu bei, daß sie sogar die Cottasche „Allgemeine Zeitung“ zu verdrängen begann. Bald mußte ihr erster Chefredakteur, Dr. Rutenberg, ein Mitglied des Vereins der „Freien“, dem Druck der preußischen Regierung weichen und von seinem Posten zurücktreten. Nach ihm übernahm Dr. Marx die Leitung des Blattes, was allerdings keine Lösung im Sinne der preußischen Regierung war. Die gesamte fortschrittliche Journalistik begrüßte diesen bereits zu Beginn seiner Laufbahn einflußreichen Publizisten, der bald von sich reden machen sollte. Als Beispiel für die damalige öffentliche Meinung sei eine Stimme aus dem „Telegraph für Deutschland“ (Nr. 164, Oktober 1842) angeführt: „Man kann das deutsche Publikum nicht genug auffordern, sich für die Verbreitung der *Rheinischen Zeitung* zu verwenden. Wenn dieses freisinnige Organ nicht binnen einigen Monaten 3000 Abnehmer hat, muß man Deutschland für politisch unmündig erklären.“ Mitarbeiter des Blattes waren Berthold Auerbach, Bruno Bauer, Franz Dingelstedt, Friedrich Engels, Julius Fröbel, Gutzkow, Herwegh, Robert Prutz, Hoffmann von Fallersleben und andere.²⁸⁷ Als ein Zensor allein nicht mehr mit diesem Blatt fertig zu werden vermochte, wurde eine doppelte Zensur eingeführt. Im Dezember 1842 berichtete der „Telegraph“ (Nr. 196): „Also auch der Rheinischen Zeitung ist angedeutet, ihr würde die Concession genommen werden! Es wäre schade, aber vielleicht nicht das Allerschlimmste, was ihr widerfahren könnte. Sie gewinnt mehr und mehr an Ausbreitung und fängt an, im Auslande gesucht zu werden.“ Das Blatt veränderte jedoch seine Tendenz nicht und kämpfte weiter für konstitutionelle Rechte, gegen Monarchismus und Standesprivilegien. Daraufhin kam es zu weiteren Sanktionen. Selbst der Austritt des jungen Marx vermochte das Blatt nicht mehr zu retten, es wurde am 31. März 1843 verboten. Eine Petition an den König wurde abgelehnt, obwohl sie von 911 angesehenen Kölner Bürgern unterzeichnet war, und selbst eine Deputation an den König konnte an dessen Entschluß nichts ändern. So weit in Kürze die [278] Geschichte des Blattes, für das Marx als Chefredakteur und Engels als Korrespondent arbeitete.

²⁸⁷ Vgl. Ludwig Salomon: Geschichte des deutschen Zeitungswesens, Dritter Band, S. 365.

Während des kurzen Heimataufenthalts vor seiner Abreise nach London sandte Engels der Zeitschrift „Der deutsche Bote aus der Schweiz“, einem von Georg Herwegh geleiteten Blatt, das Fröbel im Literarischen Comptoir Zürich herausgab, den Artikel „Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen“ ein. Mit Fröbel hatte Engels bereits gelegentlich der Veröffentlichung der Satire „Triumph des Glaubens“ Verbindung aufgenommen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er ihm auch diesen Artikel direkt zugesandt hat. Außerdem bestanden auch Verbindungen zwischen Herwegh und Moses Heß, den Engels in der Redaktion der „Rheinischen Zeitung“ kennengelernt und der Herwegh bereits mehrere seiner eigenen Artikel zur Veröffentlichung eingesandt hatte. Die Zeitschrift stieß jedoch auf große Absatzschwierigkeiten, denn ihre Einfuhr nach Preußen war verboten. Als sie schließlich ihr Erscheinen einstellen mußte, blieben in der Redaktion einige Manuskripte liegen, die Herwegh dann in einem Sammelband unter dem Titel „Eindundzwanzig Bogen aus der Schweiz“ veröffentlichte. Unter den Beiträgen befindet sich auch der oben erwähnte Artikel von Engels.

Es ist dies eine schonungslose, nur hie und da aus Rücksicht auf die Zensur etwas gemilderte Kritik der Politik und des Charakters des Königs von Preußen, des Erneuerers christlich-feudaler Regierungsgrundsätze, in denen das preußische Prinzip seine Erfüllung fand. Der König vereinige in seiner Person die höchste staatliche und kirchliche Autorität und sei begeisterter Anhänger der Historischen Rechtsschule. Er versuche die absterbenden Überreste mittelalterlicher Institutionen zu stärken, vor allem die Adelsprivilegien, und strebe einen Kompromiß zwischen den geheiligten Rechten des Feudaladels und den Forderungen der Liberalen an, wobei er sich selbst für einen Liberalen auszugeben liebe. Bei seinen unpopulären Maßnahmen schiebe er Minister vor, er selbst wolle als jovialer Wohltäter erscheinen. Zu seinem Prinzip habe er die Prinzipienlosigkeit erhoben, sein grundlegender Charakterzug sei Ängstlichkeit. Unter einer solchen Regierung seien die innerstaatlichen Widersprüche immer schärfer geworden, und die öffentliche Meinung stelle immer entschiedener zwei Hauptforderungen: die Forderung nach einer Verfassung und einer Volksvertretung und die Forderung nach Pressefreiheit. Schon jetzt befinde sich Preußen in einer ähnlichen Lage wie Frankreich [279] vor der Revolution, und die Folgen einer Verwirklichung jener beiden Forderungen seien gar nicht abzusehen. Engels prophezeit hier also – wenn auch mit Rücksicht auf die Zensur etwas verklausuliert – die kommende bürgerliche Revolution in Deutschland.

Der Artikel über Friedrich Wilhelm IV. dürfte der einzige gewesen sein, den Engels in der Zeit zwischen der Beendigung seines Militärdienstes im Oktober 1842 und seiner Abreise nach England geschrieben hat. Er zeichnet sich durch eine äußerst radikale Konzeption aus, unterscheidet sich jedoch von den Arbeiten aus der Zeit des Engländeraufenthalts durch die Vernachlässigung ökonomischer Gesichtspunkte. Erst ein radikaler Milieuwechsel konnte den jungen Engels völlig vom Einfluß der jung-hegelianischen Ideologie befreien.

Für Engels' spezifisches Verhältnis zur Literatur bedeutete die Berliner Periode eine Umwälzung und den Umschlag in eine neue Qualität. Engels trennte sich endgültig von dem Vorsatz, Dichter zu werden, in der Literatur ein Betätigungsfeld für seinen Tatendrang zu suchen. Damit verbunden war eine grundlegende Umwandlung seines Verhältnisses zur Literatur überhaupt. Während in seinen früheren Arbeiten, auch in solchen publizistischer Natur, die Stimme eines selbst literarisch Tätigen herauszuhören ist, zeigen die Arbeiten nach jenem entscheidenden Entschluß in ihrem Standpunkt gegenüber der Literatur die Haltung eines Außenstehenden, Rezeptiven. Sein ursprüngliches literarisches Talent und die während seiner publizistischen Lehrjahre erworbenen Fähigkeiten gingen nicht verloren, sondern kamen auch Engels' späteren Schriften zugute, vor allem seinen glänzend geführten Polemiken auf politischem, ökonomischem und naturwissenschaftlichem Gebiet. Besonders hervorzuheben ist hier Engels' Begabung für Satire und Humor, deren Mittel er immer wieder, in den verschiedensten Situationen, gegen die Feinde des wissenschaftlichen Kommunismus aufbot und durch die er zu einem gefürchteten polemischen Gegner wurde.²⁸⁸ [280]

²⁸⁸ Eine interessante und trotz einzelner Ansätze bisher ungelöste Aufgabe ist eine stilistische und ästhetische Untersuchung der literarischen Ausdrucksmittel in den wissenschaftlichen und polemischen Schriften der beiden Klassiker des Marxismus. Eine solche Untersuchung hätte an Hand des konkreten Materials den Nachweis für die schon oft getroffene

V. Der erste Engländeraufenthalt des jungen Engels

(November 1842 bis August 1844)

1842, in der ersten Hälfte des November, reiste Engels von Barmen nach England ab. Auf Wunsch seines Vaters sollte er sich mit den dortigen Verhältnissen vertraut machen und in der Filiale der väterlichen Firma in Manchester arbeiten. Vor seiner Abreise unterrichtete er sich in der ihm zugänglichen Literatur über England und verließ seine Heimatstadt mit dem festen Entschluß, auch in England seinem politischen Ziel treu zu bleiben.

Im November und Dezember sandte Engels rasch nacheinander fünf Beiträge für die „Rheinische Zeitung“ ein, die ersten beiden aus London, wo er sich nur kurz aufhielt, die übrigen aus Manchester, letztere gekennzeichnet „Aus Lancashire“. Die Berichte aus London sind mit einem Andreaskreuz signiert, die Berichte aus Manchester mit einem Kreuz zwischen zwei Sternchen*. Mit dem letzten Bericht aus Manchester endete die Mitarbeit des jungen Engels an der „Rheinischen Zeitung“, die bald darauf verboten wurde.

Alle fünf Beiträge beschäftigen sich mit äußerst wichtigen Fragen des britischen öffentlichen Lebens, der Politik und der Ökonomie. Der Bericht „Die inneren Krisen“²⁸⁹ (9. und 10. Dezember 1842) beginnt sofort mit der Frage nach der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer englischen Revolution. Engels gibt hier in großen Zügen eine Darstellung der Widersprüche, von denen das englische Leben erfüllt sei: mittelalterliche Unfreiheit, ungültige oder umgangene Gesetze, ein gegen den Willen des Volkes regierendes Parlament, wachsende Erhöhung der Zölle, Einschrumpfung des kontinentalen Marktes, der wütende Existenzkampf zwischen den Whigs und den Tories. Der Schwerpunkt des Artikels ist jedoch in dessen zweitem Teil zu suchen, in dem Engels nachweist, daß das Anwachsen des Proletariats eine notwendige Folge der raschen industriellen Entwicklung ist und daß die Entrechtung dieser neuen Klasse sie [281] zur Revolution drängt. Das Proletariat sei eine Klasse, die noch kein ausreichendes Bewußtsein von der Größe ihrer eigenen Macht besitze, aber wehe den Reichen, wenn dieses Bewußtsein einmal erwache. Alle Theorien über eine Revolution auf legalem Wege seien unsinnig, da bereits der Streik eine ungesetzliche Handlung darstelle. Die erfolglose Massenstreikbewegung des Jahres 1841 habe die Arbeiter zu der Erkenntnis geführt, daß eine Umwälzung nur durch Gewalt erfolgen könne. Engels spricht hier erstmals einen Gedanken aus, der später zu einem festen Grundsatz des wissenschaftlichen Kommunismus werden sollte, nämlich, „daß eine Revolution auf friedlichem Wege eine Unmöglichkeit ist, und daß nur eine gewaltsame Umwälzung der bestehenden unnatürlichen Verhältnisse, ein radikaler Sturz der adligen und industriellen Aristokratie die materielle Lage der Proletarier verbessern kann.“²⁹⁰ Er gelangt auch zu dem Schluß, daß die inneren Widersprüche nur durch eine soziale Revolution gelöst werden können, daß an erster Stelle der Kampf um die materiellen Interessen steht und erst an zweiter der Kampf um Prinzipien.

Mit zweiundzwanzig Jahren also hatte Engels den junghegelianischen Standpunkt endgültig überwunden und war auf die Positionen der revolutionären Demokratie übergegangen. Die Übersiedlung nach England bot ihm die Möglichkeit, eine wesentlich fortgeschrittenere ökonomische Situation kennenzulernen, ein viel zahlreicheres Proletariat als in Deutschland, ein Proletariat, das bereits im Chartismus und in den Trade-Unions organisatorische Traditionen besaß und darüber hinaus auch bereits seine ersten Streiks von größerem Ausmaß durchgeführt hatte, wenn auch zunächst noch unter großen Schwierigkeiten und ohne wesentlichen Erfolg. Durch diese Erfahrungen belehrt, überwand Engels seine Illusionen hinsichtlich der Bedeutung ideeller Revolutionen. Er erkannte, daß die Ideen nichts Autonomes, daß sie vielmehr abhängig sind von den jeweiligen „revolutionären Interessen“, wie er es formulierte. Er teilte damals die Auffassung von Moses Heß, daß England das Land sei, in dem die Revolution zuerst ausbrechen werde.

Feststellung zu führen, daß die wissenschaftliche Prosa von Marx und Engels auch in methodischer und formaler Hinsicht ein schwer zu erreichendes Vorbild darstellt.

* ***_ 289 Marx/Engels: Werke, Bd. 1, S. 456–460.

²⁹⁰ Ebenda, S. 460.

An diese Gedankengänge knüpft der Artikel „Englische Ansicht über die innern Krisen“²⁹¹ (8. Dezember 1842) an, in dem Engels seine eigenen Anschauungen über die revolutionäre Situation in England der Über-[282]zeugung der Vertreter der herrschenden Schichten entgegenstellt, die sich in der Illusion wiegten, daß alles noch gut enden könne und nichts zu befürchten sei.

Aus Manchester, dem großen Zentrum der Textilindustrie, in dem Engels selbst tätig war, schickte er als Bericht „Aus Lancashire“ den Artikel „Stellung der politischen Partei“²⁹² (24. Dezember 1842). Dieser Bericht gibt einen Überblick über die drei Hauptparteien Englands, die mit den deutschen Verhältnissen verglichen werden. Einmal die Tories, die grundbesitzende Aristokratie, die eine Parallelerscheinung zum deutschen Hochadel und der mit ihm verbündeten Historischen Rechtsschule darstelle. Zum anderen die Whigs, die Geldaristokratie, Händler und Fabrikanten, der sogenannte Mittelstand, der weit zahlreicher und mächtiger als der deutsche Mittelstand sei, aber in seinen Anschauungen ebenso wie dieser zum Juste-Milieu tendiere. Schließlich die radikale Demokratie, die sich eben erst auf Grund chartistischer Prinzipien herausbilde und zu der das Proletariat gehöre. Zwischen der ersten und zweiten Partei gebe es ideologisch schwankende Übergangerscheinungen. Die Politik dieser drei Parteien sei gegenwärtig am besten an dem Kampf um die Korngesetze zu beobachten. Die Torypartei fordere begreiflicherweise Einfuhrverbote, um ihre auf dem Grundbesitz basierenden Einkünfte zu sichern. Die Whigs dagegen erklärten sich für Zölle, während die radikale Partei für einen völlig freien Handel eintrete.

Die Artikel des jungen Engels während der ersten beiden Monate seines Englandaufenthalts zeigen, wie unglaublich schnell und ungewöhnlich sicher ihr Verfasser es verstanden hatte, sich in dem neuen Milieu zu orientieren, wie er es verstand, durch Vergleiche mit verwandten Erscheinungen in Deutschland die spezifischen Momente der englischen Verhältnisse zu erfassen und vor allem den Hauptunterschied hervorzuheben: die wesentlich höhere Stufe der ökonomischen Entwicklung in England.

Der Artikel „Lage der arbeitenden Klasse in England“²⁹³ ist der erste Beitrag zu einem Thema, das bald ein Hauptgegenstand der Studien des jungen Engels werden sollte. Der am 25. Dezember 1842 unter diesem Titel veröffentlichte Bericht stellt in knappen Worten fest, daß der englische Arbeiter zwar wesentlich besser als der deutsche und der französische lebe, daß sein Lohn- und Lebensniveau höher sei (besonders in [283] der Textilindustrie), daß er sich den Zwölfstundentag erkämpft habe, daß es nur zehn Prozent Arbeitslose gebe, daß aber trotzdem eine unausbleibliche Überproduktionskrise auch für ihn eine weitere Verelendung bedeuten werde. Das Proletariat stelle immer weitere Rekruten für das Heer der Arbeitslosen, deren Existenzminimum trotz der finanziellen Selbsthilfe der Arbeiter nicht gesichert sei. Diese gefährdete Lage der arbeitenden Klasse in England verschaffe dem Chartismus immer mehr Anhänger.

Der letzte, am 27. Dezember in der „Rheinischen Zeitung“ veröffentlichte Artikel „Die Korngesetze“²⁹⁴ ist eine Betrachtung über den vermutlichen Ausgang des Kampfes um die Korngesetze. Engels erhofft eine Niederlage der Tories, weil ihre den Landpächtern feindliche Politik enthüllt sei und gerade die Landpächter bisher in den Wahlen eine Hauptstütze der Tories dargestellt hätten.

Nach einer längeren Pause, die Engels offensichtlich zu gründlichen ökonomischen Studien benutzte, veröffentlichte er vier anonyme Berichte unter dem Titel „Briefe aus London I–IV“²⁹⁵, und zwar in Fröbels Zeitschrift „Schweizerischer Republikaner“, dem einzigen revolutionären Organ, das nach dem Verbot der „Rheinischen Zeitung“ (31. März 1843) und der „Deutschen Jahrbücher“ noch verblieben war. Die Veröffentlichung dieser in Manchester geschriebenen „Briefe aus London“ fällt in die Monate Mai und Juni 1843. Gegenstand ihrer Erörterungen ist wiederum die Lage und das Leben der arbeitenden Klasse in England. Sie berichten vom Anwachsen der chartistischen und sozialistischen Bewegung, von Anträgen im Parlament, die Arbeitszeit für Kinder zu verkürzen und ihre

²⁹¹ Ebenda, S. 454/455.

²⁹² Ebenda, S. 461–463.

²⁹³ Ebenda, S. 464/465.

²⁹⁴ Ebenda, S. 466/467.

²⁹⁵ Ebenda, S. 468–479.

Erziehung zu gewährleisten, sie polemisieren mit dem Londoner Korrespondenten der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, der die Whigs als die stärkste englische Partei bezeichnet hatte, sie informieren über die äußerst wirksame Agitation der Chartisten auf ihren sonntäglichen Meetings und schließlich auch über die irische nationale Befreiungsbewegung (Repeal-Association), die der durchtriebene Politiker O’Connell für seine persönlichen Zwecke ausnützte.

Interessant für unseren Zusammenhang ist der Vergleich, den Engels zwischen den Ursachen der revolutionären Situation in Deutschland und in England anstellt. In Deutschland sei die Intelligenz vorläufig noch die [284] einzige revolutionäre Gesellschaftsschicht, dagegen sei die englische Intelligenz völlig apolitisch, reaktionär und ohnmächtig. In England stelle das Proletariat die fortschrittlichste Klasse dar. Nur das Proletariat lese fortschrittliche – auch wissenschaftliche – Literatur, nur der Proletarier kaufe Übersetzungen von Rousseau, Voltaire, Strauß, nur er lese Paine und Shelley. Bildung und Selbstbewußtsein des Proletariats seien in beständigem Wachstum begriffen, der arbeitenden Klasse gehöre die Zukunft, und schon jetzt zeichne sich eine kommende große Gesellschaftsumwälzung ab.

Noch ein anderes fand Engels in England, was er in Deutschland vergeblich gesucht hatte: die politische Tat, Praxis, Leben statt Worte, konkrete Ergebnisse gesellschaftlicher Reformbestrebungen statt theoretischer Phantastereien. Der künftige Organisator der Arbeiterbewegung fand hier die ersten realen Organisationsformen dieser Bewegung vor. Er besuchte die Arbeiterviertel, nahm an Meetings teil, las die proletarische Presse, lernte die Redner der Chartisten und anderer Sozialistengruppen kennen, verfolgte deren Agitation und alles, was mit der politischen Wirksamkeit dieser Kräfte zusammenhing. Das alles hatte er in Deutschland vermißt und vermessen müssen, weil dort das Proletariat sich erst herauszubilden begann und seine Aktionen noch einen durchaus spontanen Charakter trugen.

Nach der Ankunft in England entwickelten sich die kommunistischen Ansätze in der Weltanschauung des jungen Engels sehr rasch. Er selbst hat rückblickend über diese Entwicklungsetappe später, in seinem ersten englisch geschriebenen Artikel, festgestellt: „Indessen war der Kommunismus eine so *notwendige* Konsequenz der neuhegelianischen Philosophie, daß keine Opposition ihn niederhalten konnte; und im Verlauf dieses Jahres hatten seine Begründer die Genugtuung, einen Republikaner nach dem anderen sich ihren Reihen anschließen zu sehen.“²⁹⁶ Und an anderer Stelle: „... auch die deutsche Philosophie ist nach langen und mühseligen Umwegen schließlich und endgültig beim Kommunismus angelangt.“²⁹⁷

Unter den Junghegelianern hatte Engels immer auf dem äußersten linken Flügel gestanden, stets bereit, die radikalsten Ansichten zu den seinen zu machen. Aus den oben zitierten Worten des jungen Engels [285] könnte man entnehmen, daß die Junghegelianer sich mit Notwendigkeit zum Kommunismus weiterentwickeln mußten. Daß dem jedoch keineswegs so war, beweist das Schicksal Arnold Ruges, Bruno Bauers und anderer, die Engels damals als Kommunisten bezeichnete, die jedoch durch ihre weitere Entwicklung zeigten, daß ein konsequentes Zuendedenken junghegelianischer Grundsätze nicht gleichzusetzen ist mit dem Übergang zum Kommunismus.

Die im Sommer 1843 in seiner publizistischen Tätigkeit eingetretene Pause benutzte Engels zu gründlichen ökonomischen Studien, die bald Früchte tragen sollten. Sein Interesse erstreckte sich auf viele Gebiete. Zunächst studierte er alle bisherigen gesellschaftlichen Reformbestrebungen: den französischen utopischen Sozialismus, den englischen Chartismus, das Genossenschaftswesen Owens, den Handwerkskommunismus Wilhelm Weitlings. Er studierte die englische bürgerliche Ökonomie und Soziologie in den Werken von Smith, Ricardo, Stuart Mill, Malthus und beschäftigte sich mit der scharfen Gesellschaftskritik Carlyles. Die so gewonnenen Kenntnisse überprüfte er an seinen eigenen Erfahrungen. Von Anfang an hatte Engels sozialen Fragen große Aufmerksamkeit gewidmet. Jetzt jedoch drang er darüber hinaus zu den ökonomischen Wurzeln dieser Probleme vor, und die englischen Zustände führten ihn zu der Überzeugung, daß gerade hier, in der Ökonomie, die Bedingungen alles Geschehens und aller Widersprüche in der Gesellschaft zu suchen seien, die entscheidenden

²⁹⁶ Ebenda, S. 494.

²⁹⁷ Ebenda, S. 480.

Triebkräfte für die Aufteilung der Gesellschaft in einander feindlich gegenüberstehende Klassen, eine Erscheinung, die er schon vorher erkannt hatte.

Verbunden mit dieser Erweiterung des Horizonts war ein engerer Anschluß an die Arbeiterbewegung. Er lernte in Manchester politische Agitatoren kennen, und durch ihre Vermittlung nahm er auch Verbindung mit Redaktionen auf, denen er später Beiträge einsandte. George Julian Harney vermittelte die Verbindung mit der Redaktion des linksstehenden Chartistenblatts „The Northern Star“, John Watts, der erfolgreichste Redner der Arbeitermeetings in Manchester, mit dem Organ der Owenisten: „The New Moral World“. Im September 1843 traf sich Engels in Ostende mit Georg Herwegh, der ihm von Marx' und Ruges Plan berichtete, eine internationale kommunistische Zeitschrift herauszugeben, die „Deutsch-Französische Jahrbücher“, die an die Tradition der verbotenen „Deutschen Jahrbücher“ anknüpfen sollten. Herwegh [286] dürfte ihn bei dieser Gelegenheit auch um Mitarbeit an diesem Blatt gebeten haben.

Im Oktober 1843 nahm Engels seine publizistische Tätigkeit wieder auf, und im November des gleichen Jahres trat er erstmals unter dem Namen Friedrich Engels vor die Öffentlichkeit. Das Pseudonym Oswald gehörte damit der Vergangenheit an, er zeichnete von nun an mit vollem Namen. Das entsprach auch dem Vorsatz, den er Ruge gegenüber ausgesprochen hatte: „Ich denke, wenn ich wieder einmal, und dann unter eigenem Namen, etwas schreibe, diesen Anforderungen zu genügen.“²⁹⁸

Die erste einer Reihe von hervorragenden Studien war für „The New Moral World“ geschrieben mit der Absicht, die fortschrittliche englische Öffentlichkeit über die revolutionären Bewegungen auf dem Kontinent zu informieren und für eine Aktionseinheit der englischen, deutschen und französischen Kommunisten zu wirken, wobei wir allerdings nie vergessen dürfen, daß die Bezeichnung Kommunist damals einen anderen Inhalt hatte als heute, daß es sich hier erst um Ansätze zu einem Kommunismus im modernen Sinne handelte. „Progress of social reform on the continent. I. France. II. Germany and Switzerland“²⁹⁹ heißt der erste Artikel für „The New Moral World“. In ihm wird ein summarischer Rückblick auf den bisher zurückgelegten Weg der revolutionären Bewegung gegeben. Engels charakterisiert die verschiedenen Quellen, aus denen der Kommunismus in den einzelnen Ländern jeweils hervorgegangen ist: in England aus der gesellschaftlichen Praxis, in Frankreich aus politischen Forderungen, in Deutschland aus der Philosophie. Er beginnt mit einer Untersuchung der sozialen Reformen in Frankreich. Die große französische Revolution sei der Ursprung der Demokratie in Europa gewesen, allerdings habe es sich dabei nur um eine Scheindemokratie, um Scheinfreiheit und Scheingleichheit gehandelt. Wahre Freiheit und wahre Gleichheit könnten erst im Kommunismus Wirklichkeit werden. Die Revolution habe zwei Extreme hervorgebracht, auf der einen Seite den Despotismus Napoleons, auf der anderen Seite den grobschlächtigen und oberflächlichen Kommunismus Babeufs. Als nächster Sozialreformer sei dann Graf Saint-Simon auf den Plan getreten mit seiner Sozialpoesie und dann Fourier mit seiner weit wissenschaftlicheren Sozialphilosophie. Der Kommunismus, der eine starke Verbreitung gefunden habe, sei zunächst ein [287] gleichmacherischer Kommunismus und seine Anhänger meist Republikaner gewesen. Großen Anhang habe auch der ikarische Kommunismus Cabets gefunden, dessen Anschauungen mit denen Owens verwandt seien. Von den übrigen Sozialreformern nennt Engels noch den christlichen Prediger Lamennais und den Anarchisten Proudhon. Die von Engels angeführte Zahl der französischen Kommunisten (eine halbe Million) ist – vielleicht aus Agitationsgründen – sehr hoch gegriffen.

Nach diesem Überblick über die Sozialreformen in Frankreich geht Engels im zweiten Teil seiner Ausführungen zur Darstellung der Entwicklung in Deutschland über, wobei er den Engländern ihre völlige Unkenntnis der deutschen Zustände zum Vorwurf macht. Sozialreformer habe es in Deutschland seit der Reformation gegeben, vor allem seit Münzer, nach dessen Tod eine lange Pause eingetreten sei, die erst im Laufe der letzten Jahrzehnte ihr Ende gefunden habe. Als den Schöpfer der kommunistischen Bewegung in Deutschland bezeichnet Engels Wilhelm Weitling, der unter dem Einfluß französischer Theorien überall in der Schweiz deutsche Handwerkervereine gegründet und

²⁹⁸ Siehe in der vorliegenden Arbeit S. 268. [MEW, Bd. 27, S. 408]

²⁹⁹ Übersetzung in Marx/Engels: Werke, Bd. 1, S. 480–498.

vor einem Jahr (1842) seine „Garantien der Harmonie und Freiheit“ veröffentlicht habe. Engels hielt dieses Buch für so bedeutsam, daß er versprach, später einige Auszüge aus ihm zu bringen. Im Weitlingschen Kommunismus sah Engels die praktische Komponente der deutschen Bewegung.

Die theoretische Komponente leitete er, wie schon hervorgehoben, aus der Entwicklung der klassischen deutschen Philosophie ab. Ihr allumfassendes, in der Hegelschen Philosophie gipfelndes System sei von Hegels eigenen Schülern von innen heraus gestürzt worden. Strauß habe in seinem „Leben Jesu“, dem ersten Werk, das über die Grenzen des orthodoxen Hegelianismus hinausweise, noch versucht, auf kirchlichem Boden zu bleiben, aber auf die Dauer sei eine solche Illusion nicht mehr zu halten gewesen. Schon 1837 sei die christliche Partei gegen die junghegelianischen Atheisten vorgegangen, und seitdem habe sich der polemische Kampf immer mehr verschärft. Hier spricht Engels bereits aus eigener Erfahrung, hatte er doch um 1840 selbst in diesen Kampf eingegriffen. Eine vorübergehende Lockerung der Zensur habe der politischen Agitation eine stürmische Entwicklung ermöglicht, die radikalen Junghegelianer hätten sich der öffentlichen Meinung bemächtigt, bis es dann zu einer Unterdrückung ihrer Wirksamkeit und ihrer Presseorgane gekommen sei. In das Jahr 1842 falle der Übergang vom Republikanis-[288]mus zu kommunistischen Anschauungen über die Möglichkeit einer sozialen Revolution als Mittel zur Vergesellschaftung des Privateigentums. Vorläufig sei es nur bei Worten geblieben, denn die führenden Vertreter der geistigen Bewegung, Bauer, Feuerbach und Ruge, zögerten, entscheidende Schritte zu unternehmen. Heß, Marx, Herwegh und schließlich auch Ruge seien jedoch weitergegangen, die „Rheinische Zeitung“ spiele in dieser Bewegung eine entscheidende Rolle, und kein Regierungsverbot sei imstande, diesen Lauf der Entwicklung aufzuhalten.

Der Artikel schließt mit dem Versprechen, demnächst eine ausführlichere Darstellung des kommunistischen Systems in Deutschland zu geben, vielleicht in Verbindung mit Auszügen aus Weitlings Werk. Dazu kam es allerdings nicht. Der Beitrag gipfelt in dem Nachweis, daß die deutsche Philosophie beim Kommunismus enden müsse, wobei allerdings Engels sich in seinen kommunistischen Anschauungen noch stark auf die Theorie der radikalen bürgerlichen Intelligenz stützt.

Der Anteil der klassischen deutschen Philosophie an der Herausbildung des wissenschaftlichen Sozialismus ist nicht immer richtig gewürdigt worden. Wenn auch Engels' damalige Konzeption des Kommunismus als logische Konsequenz des Junghegelianismus verschwommen und einseitig war, drückte sie doch in ihrem rationellen Kern einen tatsächlich vorhandenen Zusammenhang zwischen den progressiven Elementen des Hegelschen Denkens und der revolutionären Theorie des wissenschaftlichen Sozialismus aus, einen Zusammenhang, den Lenin einmal folgendermaßen gekennzeichnet hat: „Obwohl Hegel selber ein Anbeter des absolutistischen preußischen Staates war, in dessen Diensten er als Professor der Berliner Universität stand, war die *Lehre* Hegels revolutionär. Hegels Glaube an die menschliche Vernunft und ihre Rechte und die Grundthese der Hegelschen Philosophie, daß sich in der Welt ein ständiger Prozeß der Änderung und Entwicklung vollziehe, brachten diejenigen Schüler des Berliner Philosophen, die sich mit der gegebenen Wirklichkeit nicht abfinden wollten, auf den Gedanken, daß auch der Kampf gegen diese Wirklichkeit, der Kampf gegen das bestehende Unrecht und das herrschende Übel im Weltgesetz der ewigen Entwicklung begründet sei. Wenn alles sich entwickelt, wenn die einen Einrichtungen durch andere abgelöst werden, warum sollen dann das autokratische Regiment des preußischen Königs oder des russischen Zaren, die Bereicherung einer verschwindenden Minderheit auf Kosten der übergroßen Mehrheit, die [289] Herrschaft der Bourgeoisie über das Volk ewig währen?“³⁰⁰ Es ist deshalb nur zu begreiflich, daß Engels damals in den Anfängen der Arbeiterbewegung und inmitten des ideologischen Klärungsprozesses diejenigen noch als Kommunisten bezeichnete, die es nur potentiell waren und von denen viele später zu Gegnern der neuen Bewegung werden sollten. War doch der Begriff Kommunismus noch keineswegs scharf abgegrenzt. Er besaß noch keinen konkreten Inhalt, es gab noch keine eindeutigen Kriterien, nach denen eine sichere Zuordnung zum Kommunismus hätte vorgenommen werden können. Die Agitation befand sich noch in ihren Anfängen, es galt, einen möglichst breiten Kreis von Sympathisierenden zu gewinnen, um durch sie die Idee des Kommunismus zu propagieren. Zu diesem

³⁰⁰ W. I. Lenin: Friedrich Engels. In: W. I. Lenin: Über Deutschland und die deutsche Arbeiterbewegung, Dietz Verlag, Berlin 1958, S. 122. [LW Bd. 1, S. 17]

Ziel tendiert auch der Schluß des Engelsschen Artikels. Die nächste praktische Hauptaufgabe sah er in der systematischen Agitation für Sozialreformen, in der Verbreitung kommunistischer Literatur und in der Gründung eines periodisch erscheinenden Presseorgans.

Obwohl dieser Artikel nicht unmittelbar mit literarischen Problemen zusammenhängt, haben wir uns doch ausführlicher mit ihm befaßt, um zu zeigen, welche Richtung die geistige Entwicklung des jungen Engels während des Aufenthalts in England nahm und wie er in der Rückschau seine eigene Entwicklung einschätzte. Eine gekürzte Fassung dieses Artikels brachte im November 1843 das ebenfalls chartistische Blatt „The Northern Star“.

Gegen Ende des Jahres 1843 schrieb Engels den ersten und im Januar 1844 den zweiten Beitrag für die „Deutsch-Französischen Jahrbücher“, die von Marx und Ruge in Paris herausgegeben wurden. Beide erschienen in der ersten und einzigen Doppelnummer im Februar 1844 und stellen zusammen mit den Beiträgen des jungen Marx den ideologischen Kern dieses Sammelbandes dar. Von dem ersten der beiden Beiträge Engels', „Umriss zu einer Kritik der Nationalökonomie“, sagt Lenin, daß der Verfasser in ihm „vom sozialistischen Standpunkt aus die grundlegenden Erscheinungen der modernen Wirtschaftsordnung als zwangsläufige Folgen der Herrschaft des Privateigentums untersuchte“. Lenin fährt fort: „Der Umgang mit Engels trug zweifellos dazu bei, daß Marx den Entschluß faßte, sich mit politischer Ökonomie zu befassen, der Wissenschaft, in der seine Werke eine wahre Umwälzung herbeiführen sollten.“³⁰¹

[290] Engels nennt in seinem Aufsatz die Nationalökonomie eine „Bereicherungswissenschaft“, er untersucht ihre Grundkategorien, wobei er mit großem Erfolg die dialektische Methode auf das ökonomische Material anwendet. Er gibt zunächst eine Einschätzung des Merkantilsystems und der liberalen Nationalökonomie mit ihrem Prinzip des Freihandels, deren letztes Extrem er in den Theorien von Malthus erblickt. Er nennt die Dinge beim Namen, zeigt den Inhalt, den ihnen die Entwicklung des Kapitalismus gegeben hatte. Er analysiert den Handel als systematischen Betrug, die wechselseitige Abhängigkeit zwischen Konkurrenz und Monopol, die Arbeit, Warenpreis und Warenwert, das Wesen des Kapitals und die Notwendigkeit der Akkumulation, er deckt den Fetischcharakter des Gesetzes von Angebot und Nachfrage auf, beweist die Gesetzmäßigkeit zyklischer Überproduktionskrisen und die Notwendigkeit einer Verschärfung der Klassegegensätze zwischen den Eigentümern der Produktionsinstrumente und den Eigentümern der Ware Arbeitskraft. Als Wurzel aller gesellschaftlichen Übelstände bezeichnet er das Privateigentum. Nur seine Abschaffung sei die Voraussetzung für Reformen der gesamten Gesellschaftsordnung. Erbittert wendet er sich gegen die zynischen Theorien von Malthus, was ihn jedoch nicht daran hinderte, objektiv festzustellen, daß ihre Veröffentlichung auch eine positive Seite habe, daß man durch sie auf die Produktionskraft der Erde und der Menschheit aufmerksam geworden sei. Die letzten Worte der Studie deuten darauf hin, daß das Thema für den Verfasser bei weitem noch nicht erschöpft war und daß er sich mit dem Gedanken trug, in seiner Kritik der bisherigen ökonomischen Theorien fortzufahren. Der Stil des Aufsatzes, der sich wohltuend von der professionellen Trockenheit anderer Fachpublikationen dieser Art unterscheidet, läßt erkennen, mit welcher leidenschaftlichen Anteilnahme Engels sein Thema in Angriff genommen hatte und daß er auf diese Weise zum Sprecher der Werktätigen im Kampf um die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen geworden war. Sicher war es nicht zuletzt auch die Parteilichkeit, die Marx veranlaßte, sich sowohl für den Autor als auch für dessen Thematik zu interessieren.

Engels' zweite größere Studie aus dieser Zeit, „Die Lage Englands. ‚Past and Present‘ by Thomas Carlyle, London 1843“³⁰², ist anderer Natur. Die ökonomischen Probleme stellen hier nur eine Teilfrage dar, [291] wenn auch keine unwichtige. Der Schwerpunkt des Artikels liegt auf gesellschaftlich-moralischem Gebiet, und damit rückte ein neuer Bereich des englischen Lebens in das Blickfeld der Engelsschen Gesellschaftskritik. Gegenstand der Untersuchung ist die nach Engels' Dafürhalten bedeutendste englische Publikation des vergangenen Jahres: „Past and Present“ von Thomas Carlyle,

³⁰¹ Ebenda, S. 124/125. [Ebenda, S. 10]

³⁰² Marx/Engels: Werke, Bd. 1, S. 525–549.

ein Buch, in dem dieser originelle Denker voller Erbitterung die englische Gesellschaft seiner Zeit an den Pranger gestellt hatte.

Carlyle war bekannt als Verehrer der deutschen Kultur und Literatur, die er durch Übersetzungen, Aufsätze und Vorträge der englischen Öffentlichkeit näherzubringen trachtete. Er hatte eine Schilkerbiographie geschrieben, mit Goethe brieflich in Verbindung gestanden, seit 1824 auch Werke Goethes übersetzt, und darüber hinaus widmete er sich auch der Dichtung und Philosophie der deutschen Romantik. In England galt er als deutscher Mystiker, als Prophet. Die englische Öffentlichkeit mit ihrer Nüchternheit des common sense [gesunder Menschenverstand] vermochte wenig Verständnis für seine ethische Exaltiertheit aufzubringen.

Die Begegnung des jungen Engels mit den Werken und Gedanken Carlyles war das bedeutendste Bildungserlebnis während der ersten Epoche seines Englandaufenthalts. Die Einleitung des umfangreichen Aufsatzes läßt erkennen, daß Engels die Neuerscheinungen der englischen Literatur sehr aufmerksam und sehr kritisch verfolgte. Engels kennzeichnet bereits hier in Umrissen eine Erscheinung, die später vom Marxismus-Leninismus als die grundsätzliche Feindschaft zwischen Kunst und Kapitalismus bezeichnet und theoretisch begründet worden ist. Seine Einschätzung der englischen Gesellschaft erfolgt bereits hier vom Standpunkt des Proletariats aus. Er unterscheidet zwei Hauptklassen: die Aristokratie, unter der er nicht nur die Landaristokratie, sondern auch die Geldaristokratie, die Bourgeoisie versteht, und die ihr gegenüberstehende Arbeiterschaft, die große Masse der Werktätigen. Ebenso wie Carlyle in seinem Buch, so analysiert auch Engels in seinem Aufsatz die äußere, die ökonomische Lebensform dieser Klassen, daneben aber auch ihre innere, religiöse – man müßte vielleicht präziser sagen: ethische – Lebensform. Engels macht den Leser mit dem Inhalt von „Past and Present“ durch Paraphrasen und durch die Zitierung umfangreicher, selbst übersetzter Stellen bekannt, die er dann einschätzt und wertet. Hohe Anerkennung findet bei Engels vor allem die Tatsache, daß Carlyle, obwohl [292] selbst ein Angehöriger der Aristokratie, es vermocht hatte, die englischen Zustände der Zeit „menschlich“, objektiv zu betrachten, sich von den Interessen der eigenen Klasse weitgehend zu lösen, Licht und Schatten in richtiger Verteilung zu sehen. Mit sicherer Hand wählt und übersetzt Engels gerade solche Textproben, die erschütternde Dokumente für die schroffen Klassegegensätze in England darstellen: Auf der einen Seite unermeßlicher Reichtum, auf der anderen Seite unvorstellbare Armut bei denen, die diesen Reichtum geschaffen haben, Armut, die ihre Opfer aus Hunger zu Mord und Selbstmord treibt. In engem Zusammenhang mit diesem ökonomischen Sachverhalt sieht Carlyle den geistigen Verfall, die moralische und ethische Fäulnis, die Beschränktheit und Verderbtheit der herrschenden Klasse, die unfähig sei, die göttliche Sendung zu erfüllen, die ihr als der herrschenden Gesellschaftsschicht aufgegeben sei, ihr Parasitentum, ihre Korruption, ihre innere Leere, ihren Unglauben. Aus dieser geistigen Ohnmacht ergibt sich für Carlyle die Erkenntnis, daß die Aristokratie unfähig sei, das Land zu regieren, daß es keine echte Religion mehr gebe und an ihre Stelle das Evangelium des Mammon getreten sei. Eine Überwindung dieser Übelstände sucht er nicht in einer idealen Heilslehre, sondern in einer neuen Religion der Zukunft, deren A und O die Arbeit sein sollte. Carlyle stützte sich bei dieser seiner These auf zwei markante Erscheinungen der neueren Geschichte: die Französische Revolution als Abschluß eines alten und Beginn eines neuen Weltzustandes und ihre geistige Ergänzung, die neuere deutsche Literatur mit Goethe an der Spitze. Der Goethesche Humanismus ist für Carlyle der Anbeginn einer künftigen neuen Geisteswelt, deren Triebfeder die Arbeit sein werde, die schöpferische Arbeit als Allheilmittel, als Überwinderin aller Gegensätze, als Befreierin, die den Menschen aus seinen Zweifeln erlöst, ihn zur Erkenntnis und in die Wahrheit führt. Damit jedoch die Arbeit diese ihre große Aufgabe erfüllen könne, müsse sie ebenso wie jede andere kollektive Tätigkeit von Grund auf erneuert werden. Diese zweite große Aufgabe nun behält Carlyle einer zukünftigen „wahren Aristokratie“ (real Aristocracy) vor, „Helden“, die fähig seien, Demokratie und Souveränität ins Gleichgewicht zu setzen. Dieser „Heroenkultus“ Carlyles, seine „Heldenverehrung“ wurde später in zugespitzter Form zu einem ideologischen Hauptargument der Reaktion.

Der *Darstellung* der chaotischen englischen Zustände durch Carlyle stimmte Engels vorbehaltlos zu, nicht aber der im Anschluß daran gegebene[n] *Deutung*. Engels sah nämlich die Gründe für diese Verhältnisse woanders: nicht wie Carlyle in der Unfähigkeit des Adels, sondern vor allem in der

Existenz des Privateigentums. Nicht eine neue Organisation der Arbeit unter der Führung erwählter „Helden“ könne eine Wandlung herbeiführen, sondern nur die Beseitigung des Privateigentums. Auch Engels' Haltung zur Arbeiterklasse ist die Haltung eines revolutionären Demokraten. Während Carlyle in den Arbeitern lediglich eine amorphe leidende und hilfsbedürftige Masse gesehen und in diesem Sinne an das Gewissen der Vertreter von Bourgeoisie und Aristokratie appelliert hatte, war für Engels das englische Proletariat die einzige zukunftsweisende Kraft des englischen Volkes, die einzige von gesellschaftlichen Vorurteilen freie und entwicklungsfähige Klasse, die alle fortschrittlichen Elemente in sich aufnehme und langsam – für Engels' Wünsche etwas zu langsam – zu dem Bewußtsein gelange, daß Parlamentarismus und neue Gesetze die soziale Frage nicht lösen können. Der gesellschaftliche Fortschritt sei unlösbar mit der zahlenmäßig stärksten Klasse Englands, mit dem Proletariat, verbunden. Das erweise sich nicht nur an Fragen spezifisch sozialer Natur. Nur der englische Arbeiter zeige echtes Interesse für fortschrittliche Literatur – auch für solche theoretischen Charakters –, nur er sei neuen Strömungen und Ideen zugänglich, weil er sich mit seinem Los nicht abfinde, einen Ausweg suche und deshalb nicht dem geistigen Tod, der Zersetzung aller allgemein menschlichen Interessen verfallen könne, die für die herrschende Klasse so kennzeichnend sei.

Soweit Carlyle sich auf dem Boden der Tatsachen bewegt, hat er Engels' volle Zustimmung. Carlyles Diagnose der gesellschaftlichen Erscheinungen seiner Zeit schätzt Engels sehr hoch. Die Therapie jedoch, die der Verfasser von „Past and Present“ für die Zukunft vorschlägt, lehnt Engel als unklar und verschwommen ab. Engels erkennt klar die Wurzeln dieser Zukunftstheorie: auf der einen Seite „Reste toryistischer Romantik und menschliche Anschauungen aus Goethe“, auf der anderen Seite „das skeptisch-empirische England“. Aus diesen beiden Elementen sei der Dualismus des Pantheisten Carlyle entstanden. Engels kritisiert die philosophische Position Carlyles vom junghegelianischen Standpunkt aus und verteidigt in Glaubensangelegenheiten die Ansicht Feuerbachs. Der Pantheismus Carlyles stelle eine Stufe dar, die durch die Entwicklung der christlich-religiösen Anschauungen längst überwunden sei und erst eine Vorstufe zu Feuerbachs realem Humanismus darstelle.

[294] Die philosophischen und sozialen Aspekte der Anschauungen Carlyles lehnt Engels also ab, weil er in ihnen die schiefe Perspektive, die falsche Konzeption der Zukunftsentwicklung erkennt, weil seine Auffassung des Geschichtsverlaufs eine wesentlich andere ist. Gegen Ende seines Aufsatzes spricht Engels von den englischen Sozialisten, mit deren Bestrebungen Carlyle sich vertraut machen solle. Allerdings hält er sie für ebenso einseitige Praktiker, wie Carlyle für einen einseitigen Theoretiker. Trotzdem sieht jedoch Engels in den Sozialisten die einzige englische Partei, die Aussicht hat, sich unter den Arbeitern durchzusetzen.

Die Gegenüberstellung der theoretischen Einseitigkeit Carlyles und der praktizistischen Einseitigkeit der englischen Sozialisten ist die negative Formulierung eines alten Grundsatzes von Engels: der Notwendigkeit einer Verbindung von Theorie und Praxis, die in der Forderung ihren Ausdruck gefunden hatte, die Börnesche Tat mit dem Hegelschen Denken zu verschmelzen. Daß dieser Gedanke im Zusammenhang mit praktischen politischen Problemen wieder auftaucht, ist ein Beweis dafür, daß er inzwischen für Engels zum allgemeinen Prinzip und zu einem Hauptkriterium für die Richtigkeit politischer Anschauungen geworden war, ohne unmittelbar auf bestimmte Persönlichkeiten bezogen zu sein.

Die weitere Entwicklung Carlyles umreißt Engels ganz im Geiste seiner Überzeugung. Da er ihn für einen deutschen Theoretiker hält, der auf der Stufe des Goetheschen Humanismus stehengeblieben ist, erachtet er es als wünschenswert, daß Carlyle auch noch den nächsten Schritt tue, um über seinen Dualismus hinauszukommen und zur Hegelschen Philosophie zu gelangen. Auf diesem Wege müsse er den deutsch-theoretischen Standpunkt bis zur totalen Versöhnung mit der Empirie fortentwickeln. Die Hoffnung auf eine solche Entwicklung schöpft Engels aus der fortschrittlichen Gesinnung Carlyles, mit der dieser die englischen Zustände geschildert hatte, die Chartistenbewegung und die Demokratie, deren Sieg für die Arbeiterklasse eine Lebensnotwendigkeit sei.

Trotz aller Mängel ist Engels überzeugt von dem großen Wert und der Wichtigkeit dieses Buches, dessen Übersetzung ins Deutsche er wärmstens empfiehlt; denn, so schließt die Rezension: „Die Lage

Englands ist von der unermeßlichsten Bedeutung für die Geschichte und für alle andern Länder; denn in sozialer Beziehung ist England allerdings allen andern Ländern weit voraus.“³⁰³

[295] Ebenso wie die vorangegangenen Arbeiten, so war auch diese Rezension eine Vorarbeit zu seiner großen Studie über die Lage der arbeitenden Klasse in England, die bereits am Ende des Artikels angekündigt wird. Die englische Entwicklung war vorbildlich für alle übrigen Länder. Was aber fehlte, war eine gründliche Analyse dieser Entwicklung, aus der man Klarheit über die künftige Entwicklung hätte gewinnen können.

Die politischen Anschauungen dieser Studie zeigen, daß Engels den utopischen Kommunismus à la Heß und Weitling bereits überwunden, in den Grundfragen den Standpunkt der fortschrittlichen bürgerlichen Intelligenz aufgegeben hatte, den radikalen Liberalismus und den demokratischen Parlamentarismus ablehnte und alles vom Standpunkt des Proletariats aus beurteilte, in dem er die einzige zukunftsweisende geschichtliche Kraft sah. Von anderen Ausgangspunkten her näherte er sich bereits dem gleichen Ziel wie Karl Marx, ja es läßt sich feststellen, daß bei Engels die entschiedene Entwicklung noch früher einsetzte als bei seinem späteren Freunde.

Nun zu den rein literarischen Aspekten dieses Aufsatzes. Wie oben bereits erwähnt, studierte Engels eifrig die Neuerscheinungen des englischen Büchermarktes, die er in zwei Gruppen einteilte: in vielbändige Romane und religiöse Bibelkommentare. Bei keiner dieser beiden Gruppen stieß er auf Interessantes. Alle diese Bücher zeichneten sich aus durch Leere, durch das Fehlen jeglichen menschlichen Gehalts. Ohne echte Lebensprobleme zu berühren, bewegten sie sich innerhalb der fest abgesteckten Grenzen einer politisch und religiös reaktionären Tradition und erlaubten auch nicht die mindeste freiheitliche Abschweifung, besonders keine in das Reich des Geistes. Kein Wunder, daß in diesem eintönigen Meer von Langweile Carlyles Studien als erfreuliche Insel erscheinen mußten, nicht nur wegen ihres Inhalts, sondern auch wegen der leidenschaftlichen Parteinahme, mit der der Autor seine Ansichten verfocht, seine eigene Klasse verurteilte, und schließlich auch wegen ihres kämpferischen Optimismus, der einen untrennbaren Bestandteil des Carlyleschen Humanismus darstellt. Das dürften die Gründe gewesen sein, weswegen Engels seine Aufmerksamkeit gerade diesem Werk zuwandte.

Aber es gab auch noch andere Berührungspunkte. Hingewiesen sei hier vor allem auf Carlyles Goethekult. Carlyle verehrte in Goethe die verkörperte Synthese antiker Größe und moderner Menschlichkeit, „die Weissagung und das Morgenrot einer neuen geistigen Welt“. Carlyles [296] Religion der Arbeit leitete sich ja vor allem von dem dichterischen Spätwerk Goethes her, von „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ und dem zweiten Teil des „Faust“. Ohne Zweifel bezieht Carlyle sich auf den Schluß der Faustdichtung, wenn er in „Past and Present“ von fauligen Sümpfen spricht, die verschwinden und durch fruchtbare Felder und blühende Städte ersetzt werden müßten, oder vom heiligen Eifer der Arbeit, der den Menschen zum wahren Menschentum, zu einem erfüllten, harmonischen Leben erziehe und vervollkomme.

Nicht annehmbar für Engels war der an deutschen Vorbildern geschulte Pantheismus Carlyles. Er betont in seinem Aufsatz den menschlichen Kern aller religiösen Begriffe und entwickelt im Gegensatz zu Carlyle seine Einschätzung der Goetheschen Religiosität, eine Einschätzung, die bis zu einem gewissen Grade allgemeine Gültigkeit für sich beanspruchen darf: „Goethe hatte nicht gern mit ‚Gott‘ zu tun; das Wort machte ihn unbehaglich, er fühlte sich nur im Menschlichen heimisch, und diese Menschlichkeit, diese Emanzipation der Kunst von den Fesseln der Religion macht eben Goethes Größe aus. Weder die Alten noch Shakespeare können sich in dieser Beziehung mit ihm messen. Aber diese vollendete Menschlichkeit, diese Überwindung des religiösen Dualismus kann nur von dem in ihrer ganzen historischen Bedeutung erfaßt werden, dem die andre Seite der deutschen Nationalentwicklung, die Philosophie, nicht fremd ist. Was Goethe erst unmittelbar, also in gewissem Sinne allerdings ‚prophetisch‘ (ein Ausdruck Carlyles – V. M.) aussprechen konnte, das ist in der neuesten deutschen Philosophie entwickelt und begründet.“³⁰⁴ Engels fühlt also hier das atheistische

³⁰³ Ebenda, S. 549.

³⁰⁴ Ebenda, S. 547.

Wesen des Goetheschen Pantheismus heraus und gleichzeitig dessen ursächlichen Zusammenhang mit dem Goetheschen Humanismus, der in seinem Kern tief antireligiös ist. Gerade hier erblickt Engels Goethes Beitrag zur Geschichte der Humanität, die damit eine höhere Stufe, eine neue Qualität erreicht hat. Engels zeigt sich jedoch nicht nur bemüht, in die ganze Tiefe dieses Problems hinabzudringen, er will es auch in den Gesamtzusammenhang der geistigen Entwicklung stellen und mit der gleichzeitig aufgeworfenen philosophischen Problematik in Verbindung bringen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, erhalten die von Engels zustimmend zitierten Äußerungen Carlyles über das Prophetische in der Geschichte neue Gestalt: Sie ergeben eine klare, gestaltenreiche Linie von prophetischen Er-[297]scheinungen in der europäischen Geistesentwicklung, angefangen von der großen französischen Revolution über den Goetheschen Humanismus bis zur junghegelianischen Philosophie. Goethes Stellung und Bedeutung in dieser Entwicklungslinie ist für Engels gekennzeichnet durch die völlige Befreiung der Kunst von den Fesseln der Religion, eine Tat, deren Richtigkeit und Berechtigung durch die deutsche Philosophie nachträglich bewiesen wurde.

Diese Einschätzung der Stellung Goethes in religiösen Fragen ist ein wertvoller Beitrag zum Goethebild des jungen Engels, das dann später in der Auseinandersetzung mit Karl Grün seine endgültige Gestalt erhielt.

Charakteristisch für den Stil Carlyles ist das Streben nach einer großen Wirkungsintensität durch die häufige Anwendung dichterischer Metaphern, eine Methode, der sich auch Marx und Engels oft zur Illustration ihrer Gedanken in Werken rein wissenschaftlicher Natur bedient haben.

Von dem Einfluß der beiden in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ veröffentlichten Studien des jungen Engels auf Marx war bereits die Rede. Daß diese Wirkung auch andere erfaßte, bezeugen eine Reihe von zeitgenössischen Äußerungen. So heißt es in einem Brief des Berliner Arztes Dr. Waldeck an Johann Jacoby vom 9. Mai 1844: „Engels hat an sich selbst ein wahres Wunder vollbracht, wenn man die Gereiftheit und Männlichkeit seiner Gedanken und seines Stils gegen sein vorjähriges Wesen hält.“³⁰⁵

Friedrich Hebbel schreibt am 2. April 1844 aus Paris: Diese Jahrbücher enthalten „zwei ausgezeichnete Aufsätze von einem Preußen, Friedrich Engels in Manchester; die *Lage Englands*, und *Kritik der National-Ökonomie*, wovon namentlich der letztere die ungeheure Unsittlichkeit, worauf aller Handel der Welt basiert ist, bloß legt.“³⁰⁶ Er habe sich an Hand des Engelsschen Artikels überzeugt, schreibt Hebbel weiter, daß der Malthusianismus seine eigene Phantasie überbiete, der auf Grund der gegenwärtigen Zustände der Gedanke entsprungen sei, in einem seiner Dramen eine gesetzliche Belohnung für die Ermordung eines Kindes durch dessen eigene Mutter aussetzen zu lassen.

[298] Engels' Beiträge für die „Deutsch-Französischen Jahrbücher“ bahnten die westanschauliche Verständigung mit Marx an. Anfang 1844 verfaßte Engels weitere Beiträge für „The New Moral World“. Der erste von ihnen „The ‚Times‘ on German Communism“³⁰⁷, ist eine Polemik gegen den deutschen Korrespondenten der „Times“, dessen Artikel „The New Moral World“ abgedruckt hatte. Engels wendet sich gegen die krasse Unwissenheit dieses Korrespondenten, der es unternommen hatte, den deutschen Kommunismus zu bekämpfen, ohne auch nur dessen schwache Seiten zu kennen. Engels stellt die faktischen und weltanschaulichen Irrtümer richtig, überführt den Berichterstatter der Unkenntnis sogar eines offiziellen Regierungsberichts über den von ihm geschilderten Weitling-Prozeß und legt seinen eigenen Standpunkt dar, den er in dem Anhang „French Communism“³⁰⁸ noch präzisiert. Beide als Briefe an die Redaktion abgefaßten Artikel sind mit Engels' vollem Namen gezeichnet.

Der im Februar 1844 ebenfalls in „The New Moral World“ veröffentlichte Artikel „Continental movements“ spricht die Überzeugung aus, daß jetzt die Zeit gekommen sei, eine Massenagitation für eine Umwandlung der Gesellschaft einzuleiten. In dieser Hinsicht verspricht sich Engels von der neuen Zeitschrift sehr viel. „Eine solche Zeitschrift ist in Paris unter dem Titel ‚Deutsch-Französische

³⁰⁵ Zitiert in: Gustav Mayer: Friedrich Engels. Eine Biographie, Erster Band, S. 171.

³⁰⁶ Friedrich Hebbel: Sämtliche Werke, hrsg. von R. M. Werner, Dritte Abteilung, Dritter Band, Berlin 1905, S. 73.

³⁰⁷ MEGA I/2, S. 450–453. [MEW, Bd. 41, S. 317–321]

³⁰⁸ Ebenda, S. 454. [Ebenda, S. 322]

Jahrbücher‘ gegründet worden; ihre Herausgeber, Dr. Ruge und Dr. Marx, gehören ebenso wie die übrigen Mitarbeiter zu den ‚gelehrten Kommunisten‘ Deutschlands und werden unterstützt von den angesehensten sozialistischen Schriftstellern Frankreichs. Für die Herausgabe der Zeitschrift, die monatlich erscheinen und französische wie deutsche Artikel enthalten soll, hätte wahrhaftig kein günstigerer Zeitpunkt gewählt werden können, und ihr Erfolg darf als gewiß gelten, noch ehe die erste Nummer erscheint.“³⁰⁹ Engels verfolgte damit das Ziel, die sozialistische Öffentlichkeit Englands mit einem neuen, auf dem Kontinent erscheinenden Blatt internationalen Charakters bekannt zu machen. Den Erfolg der Zeitschrift betrachtete er als seine eigene Sache.

Nach der Einstellung der Jahrbücher veröffentlichte Engels im Sommer 1844 im Pariser ‚Vorwärts!‘ zwei weitere Vorstudien zu seinem umfassenden Werk über die Lage der arbeitenden Klasse in England: ‚Die [299] Lage Englands I. Das achtzehnte Jahrhundert‘ und ‚Die Lage Englands II. Die englische Konstitution‘. Wir befinden uns jedoch damit schon in dem Zeitabschnitt, während dem Engels England verließ und auf der Rückreise in Paris bei Marx vorsprach. Ende August und Anfang September 1844 kam es dann zu jenem zehn Tage währenden Wechselgespräch zwischen beiden, in dessen Verlauf ihnen klar wurde, daß sie beide das gleiche Ziel verfolgten und daß sie sich auch im wesentlichen über den Weg zu diesem Ziel einig waren. Damals wurde der Grundstein gelegt zu jener tiefen, lebenslangen Freundschaft zwischen den beiden Männern, die der Menschheit unermessliche Werte geschenkt hat. Von diesen Tagen datiert die Geburt des wissenschaftlichen Kommunismus, wenn sich überhaupt ein genaues Datum für dessen Entstehung festlegen läßt. Ihre erste gemeinsame Arbeit war dann ‚Die heilige Familie‘, eine Abrechnung mit ihrer junghegelianischen Vergangenheit, und dann folgte Tat auf Tat, und mit jeder festigte sich das Freundschaftsband, das die beiden Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus aneinanderknüpfte, zu ihrer beider Nutzen, zum Vorteil ihrer Werke, zum Wohle der Menschheit.

[300]

³⁰⁹ Marx/Engels: Werke, Bd. 1, S. 498.

VI. Ergebnisse

Wir haben Leben und Schaffen des jungen Engels von seinem Eintritt ins öffentliche Leben bis zu seinem vierundzwanzigsten Lebensjahr geschildert, in dem er mit Karl Marx in Paris zusammenkam, wo die beiden Freunde ihre Geschicke für das ganze Leben miteinander verbanden. Es ist dies, wenn das Wort hier schon erlaubt ist, seine „vormarxistische“ Periode. Sie ist außerordentlich wichtig, denn in ihr vollzieht sich der Werdeprozeß der Engelsschen Weltanschauung. Für die Zeit von 1844 an sprechen wir ja stets von beiden Klassikern als von Kommunisten. Wollen wir erforschen, *wie* sie es wurden, müssen wir vor allem die vorangegangenen Jahre analysieren.

Wie aus unserer Darstellung hervorgeht, wickelte sich dieser schwierige Prozeß bei Engels ungemein rasch ab, eine höhere Entwicklungsstufe erwuchs jeweils organisch aus der vorausgegangenen, es gab dabei weder gewaltsame Unterbrechungen noch unfruchtbare Abwege, die in einer Sackgasse hätten enden können. Von Anfang an hatte Engels *eine* Leitidee, die sich dann unverändert durch sein ganzes Leben hinzog: *es war der Wille, sich aktiv an einer Umgestaltung der Gesellschaft zu beteiligen*. Sein politischer Reifungsprozeß war immer auch ein Suchen nach Wegen, diesen Willen zur Tat werden zu lassen. Seine romantischen Jugendvorstellungen wurden bald durch Umweltseindrücke berichtigt. Schon das Milieu der rheinischen Industrie seiner Heimat drängte ihn zu der Überzeugung, daß die Welt, so, wie sie eingerichtet war, nicht gerecht sei, aber auf die Frage nach den Ursachen dieser Ungerechtigkeit konnte er lange keine befriedigende Antwort finden. Er begann die Verfechter des Bestehenden zu hassen, auch diejenigen, die sich mit ihm abgefunden hatten, die deutschen Kleinbürger, die bequemen Philister. Als er sich von dem geistig bornierten Wuppertal gelöst hatte und in die Weit hinaustrat, überzeugte er sich von Tag zu Tag mehr, daß die sozialen Ungerechtigkeiten, die er zu Hause kennengelernt hatte, tief verwur-[301]zelt waren, daß es sich dabei um ein ganzes kompliziertes System handelte, das auf entscheidende Weise in verschiedene Lebensbereiche eingriff. Es bedurfte einer gewissen Zeit, ehe er begriff, wo die Wurzeln dieser gesellschaftlichen Übelstände lagen. Zunächst glaubte er, daß die Ideen entscheidend für die Entwicklung der Gesellschaft waren, neue fortschrittliche Gedanken, welche diejenigen Gesellschaftsklassen, die sie sich anzueignen verstehen, wirksam beeinflussen und zu Taten begeistern. Deshalb konzentrierte er sich während dieser Zeit auf das radikale deutsche Bürgertum, namentlich auf dessen Intelligenz, deren Vertreter er selbst war, mochten seine Sympathien auch schon auf der Seite der Arbeiter liegen, der am stärksten ausgebeuteten und unterdrückten Gesellschaftsklasse. Erst eine gründliche Aneignung der englischen sozialökonomischen Theorien und die Bekanntschaft mit dem englischen Proletariat, mit dessen Leben und politischer Aktivität führten ihn an das Verständnis der historischen Aufgabe des Proletariats heran. Er gelangte zu der Erkenntnis, daß das Proletariat die einzige progressive gesellschaftliche Kraft ist, daß man sich nur auf das Proletariat bei der Umwandlung der Gesellschaft in eine bessere, gerechtere Ordnung stützen kann. Obwohl Sohn eines Fabrikanten, Angehöriger der mächtigen rheinländischen Bourgeoisie, sagte er sich völlig von seiner Klasse los und ging konsequent seinen eigenen Weg. Er begab sich rückhaltlos auf die Position des Proletariats, wurde dessen Anwalt und Vorkämpfer.

Das Lebensziel, das sich Engels von vornherein gestellt hatte, war also klar. Nicht klar waren zunächst die *Wege*, auf denen es erreicht werden sollte. Die änderten sich in seinen Vorstellungen parallel mit der Entwicklung seiner Überzeugung. Sobald Engels zu der Ansicht gelangt war, daß er sich seinem Ziel auf eine andere Art als bisher schneller nähern, daß er auf andere Weise eine wichtigere Rolle bei dessen Verwirklichung spielen könnte, stellte er sein ganzes Leben und Wirken danach um. Diese der Entwicklung des jungen Engels eigenen inneren Motive berechtigen uns, seine Entwicklung in drei Etappen zu gliedern. Jede dieser drei Hauptetappen unterscheidet sich von den anderen durch eine Verlagerung des Interessenschwerpunkts, ihre zeitliche Begrenzung ergibt sich aus dem vorliegenden Quellenmaterial.

Die in der zeitlichen Abfolge erste und für uns wichtigste Etappe ist die *literarische*, wie wir sie der Einfachheit halber nennen wollen. Es ist diejenige Periode, in der bei Engels die literarischen Interessen über-[302]wogen, in der er überzeugt war, daß ihm gerade die Beteiligung am literarischen Leben die beste Möglichkeit biete, aktiv am Kampf des Fortschritts gegen die gesellschaftliche Reaktion teilzunehmen. Zeitlich reicht sie zurück bis in die zu Hause verbrachten Jünglingsjahre, sie umfaßt

vor allem den Aufenthalt in Bremen und dann noch ein vor seiner Abreise nach Berlin in Barmen verbrachtes halbes Jahr, unterbrochen durch eine Reise nach Italien. Die Grenzen dieser Periode sind begrifflicherweise fließend, nicht auf einen bestimmten Tag festzulegen, ebensowenig wie sich die Umwandlung einer Anschauung in eine andere auf höherer Stufe über Nacht vollziehen kann, sondern nur in einem Prozeß, in dessen Verlauf die Elemente der alten Anschauung allmählich zurücktreten, ohne sofort durch Elemente der neuen ersetzt zu werden, bis dann die anwachsenden neuen Quantitäten in eine neue Qualität umschlagen.

Warum war es gerade die Literatur, die Engels' Interesse auf sich lenkte? Literarische Neigungen hatten sich bei Engels ja schon im Gymnasium und in einem Kreise junger Adepten der Dichtkunst in Elberfeld gezeigt. Allein das hätte nicht den Ausschlag geben können; denn welcher Gymnasiast hat damals nicht gedichtet? Entscheidend waren vielmehr Zustand und Charakter der gesellschaftlichen Verhältnisse. Wie schon zu Beginn dargelegt, war die Periode von 1834 bis 1840 in Deutschland eine Zeit des siegreichen Vormarsches der kirchlichen und staatlichen Reaktion, die auf die während der ersten Jahre nach der Julirevolution einsetzende politische Freiheitsbewegung des liberalen deutschen Bürgertums gefolgt war. Über Politik durfte in der Öffentlichkeit nicht gesprochen werden, es war verboten, in den Zeitungen darüber zu schreiben. Dabei galt alles als politisch, was in irgendeiner Weise der offiziellen Regierungsideologie widersprach. Aber nicht einmal diese strengen Vorkehrungen von Polizei und Zensur vermochten die geistige Gärung im deutschen Bürgertum zu dämpfen, das sich auf eine immer mächtiger anwachsende wirtschaftliche Position stützen konnte und das Recht für sich beanspruchte, in öffentlichen Angelegenheiten mitzuentcheiden. Es war eine Zeit der Unzufriedenheit, des Dranges nach Veränderung, eine Zeit, in der das Alte bereits zum Untergang verurteilt und das Neue erst im Entstehen begriffen war, eine Zeit, die wir heute rückblickend als die Zeit der Vorbereitung und des Herannahens der bürgerlichen Revolution bezeichnen.

Dieses Unfertige, dieser Übergangscharakter machte sich auch in der [303] Literatur bemerkbar. Mit dem Tode Goethes hatte die deutsche Literatur ihren klassischen Höhepunkt überschritten. Die letzten Vertreter der Romantik verharrten zumeist in äußerster Reaktion, und nur einige wenige lyrische oder dramatische Talente erglänzten für kurze Zeit am literarischen Horizont, während andere in völliger Zurückgezogenheit, ohne Beziehung zu ihrer Mitwelt still dahinlebten. Der bedeutendste Dichter dieser Epoche, Heinrich Heine, lebte und wirkte in der Fremde, und seine Einwirkung auf die Zustände in seiner Heimat wurde sowohl durch die räumliche Entfernung als auch durch die Zensur wesentlich erschwert. Weil es für die Lösung der vielen neuen Probleme, die das Leben auf den verschiedensten Gebieten aufwarf, keinen freien Raum gab, wandte man sich der Literatur zu, die nun ihren Charakter zu ändern begann. Sie wurde mehr oder minder aktuelle Publizistik, die religiöse, wirtschaftliche, politische, merkantile, nationale, militärische, moralische und andere Fragen erörterte, für die irgendeine literarische Einkleidung erfunden wurde. Dichter wurden Publizisten und Journalisten Dichter. Dem Schriftsteller war es unmittelbar aufgegeben, sich mit dem zu beschäftigen, was um ihn her vorging. Es erhob sich die Forderung nach einer Verschmelzung von Literatur und Leben, die Literatur propagierte Losungen wie „Tendenz“, „Zeitgeist“, „Zeitideen“, „Ideen des Jahrhunderts“. – Das war eine der Formen, in denen das liberale Bürgertum sich zu Wort meldete, allerdings auch eine Form, die eine sinkende Tendenz des künstlerischen Niveaus zur Folge hatte, weil der Nachdruck einseitig auf den von der Form isolierten Inhalt gelegt wurde.

Typischer Ausdruck dafür war das Junge Deutschland. Diese Gruppe von Schriftstellern mit vielen gemeinsamen, aber auch mit einer Reihe von gegensätzlichen Ansichten, war eigentlich erst in dem Augenblick zur Schule geworden, als auf Antrag Preußens und auf Betreiben Metternichs der Deutsche Bund ein Verbot jeglicher literarischer Tätigkeit für fünf Autoren erließ, die er auf Grund einer Augenblicksentscheidung in diese Rubrik einreichte. Die Gruppe zerfiel, noch bevor sie Zeit hatte, das zu verkünden, was sie einte, da die trennenden Momente das Übergewicht erlangt hatten. Sie brachte weder vollendete noch dauernde Werke hervor, verkörperte sie doch nur ein an Gedanken reiches Suchen, keineswegs aber die Verwirklichung der Gedanken.

Engels kam nach Bremen, als die polemischen Zentrifugalkräfte innerhalb des Jungen Deutschland bereits gesiegt hatten, und er wurde mit [304] der Gruppe bekannt, die sich um Gutzkows „Telegraph

für Deutschland“ gesammelt hatte. Mangels anderer, radikalerer und künstlerisch besserer Möglichkeiten literarischen Wirkens schloß Engels sich vorübergehend dem Jungen Deutschland an. Die Lösung von der Verbindung der Literatur mit dem Leben und der politische Scheinradikalismus der jungdeutschen Autoren schienen so ziemlich seinen Vorstellungen von aktivem Wirken im Dienste des Fortschritts zu entsprechen. Das oberflächliche Phrasengetön und den Mangel an Aufrichtigkeit, Erscheinungen, die ihn von Anfang an abstießen, ersetzte er durch das gründliche Studium des Börneschen Radikalismus und durch eine neue Theorie der politischen Tat, der gesellschaftlichen Praxis, die er – freilich ohne Erfolg – in diese literarische Bewegung hineinzutragen bemüht war. Nur unter dieser Voraussetzung schien ihm die zeitgenössische Literatur akzeptabel, und er entschloß sich, als radikaler Dichter und Publizist für eine Umgestaltung der Gesellschaft zu wirken. Er hat dann später selbst erklärt, daß die einzige Klasse, in der damals revolutionäre Ideen Platz gegriffen hätten, die Bourgeoisie und ihre Intelligenz gewesen sei. Ihre radikalste Ausdrucksform aber war der politische Liberalismus (den wir, wie schon erwähnt, verglichen mit dem heutigen Liberalismus, viel positiver einzuschätzen haben). Engels stellte sich also zunächst der Öffentlichkeit als linker Liberaler und jungdeutscher Publizist vor.

Im Verlaufe des Zeitabschnittes, in dem die Literatur das Hauptinteresse Engels' ausmachte, gelangte er *durch ihre Vermittlung*, durch seinen rezeptiven und aktiven Anteil an dem eigentümlichen literarisch-politischen Geschehen um 1840 zu neuen Ansichten, die sich bald auch von dem extremsten Radikalismus abzuheben begannen. Die erste selbständige Leistung des angehenden Publizisten war die Lösung einer Frage, in der die Jungdeutschen auf halbem Wege stehengeblieben waren und aus Furcht vor den Drohungen der Regierung Zugeständnisse gemacht hatten – und zwar der religiösen Frage, die für Deutschland damals zugleich eine eminent politische Frage war. Aus einem Gegner des orthodoxen Pietismus wurde er zu einem rationalistischen Pantheisten, dessen Bindung an eine Kirche ebenso fiktiv war wie die des Verfassers des „Leben Jesu“, das ja den Vorstellungen des jungen Engels so entgegengekommen war. Von hier war es bis zum Atheismus des nachmaligen Junghegelianers nur noch ein winziger Schritt. Diese Wandlung seiner religiösen Ansichten erörterte Engels mit seinem Freund Graeber, einem [305] Theologen, von dem er sich später trennte, nachdem er sich auf Grund seiner neuen Anschauungen immer weiter von ihm entfernt hatte, und er vergewisserte sich der Tragfähigkeit dieser seiner neuen Anschauungen in vielen polemischen Artikeln und Skizzen.

Ein anderes Moment verwandter Art, das den jungen Engels der revolutionären Demokratie zuführte, war seine Beziehung zu den ausgebeuteten arbeitenden Massen. Während die liberalen Journalisten sich damit begnügten, das Elend und die Leiden der Fabrikarbeiter mitleidig zu beschreiben, forschte Engels in seinen Arbeiten nach den Ursachen dieser gesellschaftlichen Mißstände, wandte sich gegen deren Urheber und suchte nach Wegen zur Abhilfe.

Den alten Parolen „Freiheit“ und „Einheit“ gab er feste und klare Gestalt, indem er die eine als Forderung nach Pressefreiheit und die andere als Forderung nach einer einheitlichen parlamentarischen Verfassung für Gesamtdeutschland konkretisierte. Natürlich waren die Forderungen nach Auflösung des Bundestages und nach der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz ebenfalls in seinem Programm enthalten, wurden sie doch auch von den Liberalen gestellt. In seinen nationalen Anschauungen jedoch ging Engels weiter. Wieder waren es seine literarischen Artikel, in denen er vor zwei schädlichen Extremen auf diesem Gebiet warnte, vor dem chauvinistischen deutschen Nationalismus auf der einen und dem wurzellosen süddeutschen liberalen Kosmopolitismus auf der anderen Seite.

Vom radikalen Liberalismus, der eine Änderung der gesellschaftlichen Institutionen auf legalem Wege anstrebte, unterschied sich der junge Engels von Anfang an, namentlich durch das Bewußtsein, daß sich eine solche Umwälzung der gesamten Gesellschaftsordnung nicht auf gesetzlichem Wege durchführen läßt, sondern nur revolutionär, nach französischem Muster, durch die Entmachtung der preußischen Reaktion. Dieser Glaube an eine kommende deutsche Revolution kommt in vielen seiner Gedichte und Feuilletons zum Ausdruck, er bildet den Tenor seiner gesamten politischen Publizistik.

Die revolutionäre Demokratie war unter allen politischen Richtungen diejenige, der Engels gegen Ende seiner überwiegend literarischen Schaffensperiode am nächsten stand. Der Weg, auf dem er zu

dieser für die damalige Zeit radikalsten Überzeugung gelangte, war also, wie wir nachgewiesen haben, die *Literatur*. Von ihr empfing er (und im Hinblick [306] auf sie verarbeitete er kritisch) die verschiedensten Anregungen, für sie gestaltete er die Erscheinungen seiner Umwelt; sie war das Medium, durch das die Komponenten seiner Weltanschauung Gestalt annahmen. Sie konnte es deshalb werden, weil er sich damals die Literatur als Lebensziel gesteckt hatte, als Mittel, aktiven Anteil am Kampf für eine bessere Zukunft des Vaterlandes zu nehmen. Weil er das für seine Aufgabe als Kämpfer für den Fortschritt hielt, stellte er in seiner Publizistik immer höhere Anforderungen an sich selbst, drang bei jedem Problem unter die Oberfläche und spürte dessen Ursachen und Wurzeln auf. So bildete sich seine politische Überzeugung heraus. Damit ist gleichzeitig die erste Frage beantwortet, die wir uns in der Einleitung gestellt haben, die Frage, *welchen Einfluß die literarisch-publizistische Tätigkeit des jungen Engels auf die Herausbildung seiner Weltanschauung hatte*.

Sein großer Freund Karl Marx näherte sich dem gleichen Ziele auf einem anderen Wege. Charakter und Erziehung waren hier anders. Marx neigte mehr zu abstraktem Denken, seine Entwicklung zum revolutionären Demokraten und zum Kommunisten verlief in viel größerem Ausmaß als bei Engels auf dem Wege über das Studium der Philosophie und der Theorie des Staatsrechts.³¹⁰ Diese Elemente spielten für Marx die gleiche Rolle wie für Engels die Literatur in Verbindung mit täglicher konkreter Beobachtung der Wirklichkeit. Engels gelangte erst später, als Autodidakt, zur Philosophie und war auch dann, während der Zeit seiner Mitgliedschaft im junghegelianischen Verein der „Freien“, nach wie vor noch in erster Linie praktischer Polemiker und Publizist.

Die Literatur war also für Engels nicht nur Rand- und Nebenproblem, sondern ein bedeutendes, grundlegendes Vermittlungsmoment bei der Herausbildung seiner revolutionären Weltanschauung. Nach und nach gewann Engels einen festen Standpunkt gegenüber der klassischen und der zeitgenössischen Literatur. Daß Engels ebenso wie Marx sein ganzes Leben lang ein lebendiges Verhältnis zur Literatur sich bewahrte, dafür bieten uns die Werke der beiden Klassiker zahllose Belege.

Die zweite Etappe in der Entwicklung des jungen Engels ist gekennzeichnet durch das Zurücktreten der literarischen Interessen, durch eine intensive Beschäftigung mit der *Philosophie*. Diese Zeit fällt etwa mit seinem einjährigen Aufenthalt in Berlin zusammen, wenn auch Anzeichen [307] für eine solche Wandlung schon vorher zu verzeichnen sind. Es handelte sich dabei nicht etwa um eine Aufgabe seiner ursprünglichen Pläne. Engels' Lebensziel blieb nach wie vor das gleiche. Wiederum waren es objektive Bedingungen gewesen, die zu dieser Wandlung geführt hatten.

Das Junge Deutschland hatte enttäuscht. Sein Radikalismus erschöpfte sich in Worten, es söhnte sich mit der Wirklichkeit aus, es blieb hinter der Zeitentwicklung zurück, auch in denjenigen Fragen, deren Lösung es auf sein Programm gesetzt hatte. Es verzettelte sich in zwecklosen, mehr oder weniger persönlichen Streitigkeiten. Diese Erscheinungen, die Engels von Anfang an kritisiert hatte, gewannen das Übergewicht und erdrückten die wenigen positiven Ansätze.

Aber auch in der jungdeutschen Publizistik waren in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre Nachrichten über den Radikalismus einer Gruppe von jüngeren Schülern Hegels aufgetaucht. Aus ihnen war zu entnehmen, daß diese neue Schule das Gebiet der reinen Theorie verlassen hatte und innerhalb kurzer Zeit in das Zentrum des politischen Kampfes eingedrungen war, der dann während der vorübergehenden Lockerung nach der Thronbesteigung des neuen Königs mit voller Macht von neuem ausbrach.

Während der zweiten Hälfte der dreißiger und zu Beginn der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war die Frage der Kirche und Religion, der Oberherrschaft beider über Wissenschaft und Geistesleben zum politischen Hauptproblem geworden. Die preußische Regierung erstrebte, getreu den Prinzipien der Historischen Schule und der reaktionären Konzeption einer „organischen Entwicklung“, die Erneuerung der kirchlich-feudalen absoluten Monarchie, die sich den einbrechenden neuen Gedanken, besonders dem Verfassungsgedanken, als Bollwerk entgegenstellen sollte. Eine theoretische Lösung

³¹⁰ Vgl. Georg Mende: Karl Marx' Entwicklung vom revolutionären Demokraten zum Kommunisten, Dietz Verlag, Berlin 1960.

kirchlicher und konfessioneller Fragen im Geiste des Fortschritts war demnach ein unmittelbarer Angriff auf die offizielle Regierungsideologie. Dieser Arbeit unterzogen sich die Junghegelianer. Sie scharten damit die fortschrittlichen Radikalen um sich und brachten gleichzeitig nicht nur die mächtige Organisation der Kirche gegen sich auf, sondern auch den Staat mit seinem ganzen reaktionären Apparat. Das „Leben Jesu“ von David Friedrich Strauß, die Arbeiten Bauers, Ruges und anderer, Feuerbachs realer Humanismus und der Widerhall, den diese Gedanken vor allem unter der jüngeren Generation fanden, erregten in reaktionären Kreisen Bestürzung. Es kam zu einer [308] Verschärfung der Zensur, zum Verbot junghegelianischer Zeitschriften, Bewerbungen von Junghegelianern um Lehrstühle an Universitäten wurden abgelehnt, junghegelianischen Hochschullehrern wurde die Lehrtätigkeit untersagt. Schließlich erhielt der alte Schelling eine Berufung an die Berliner Universität, damit er durch seine „Philosophie der Offenbarung“ die neue revolutionäre Lehre zerschmettere und vernichte und die souveräne Stellung der Theologie wiederherstelle. Die junghegelianische Schule rüstete sich daraufhin zum Entscheidungskampf.

In dieser Situation kam Engels nach Berlin. Er war ein leidenschaftlicher Verfechter der junghegelianischen Anschauungen, mit deren Wesen er sich schon vorher bekannt gemacht hatte und die ihm behilflich gewesen waren, sein individuelles Glaubensproblem zu lösen, mit dem er seit seiner Kindheit gerungen hatte. Die außerordentliche Bedeutung, die der antireligiöse Kampf damals besaß, festigte ihn in seiner Überzeugung, hier ein Betätigungsfeld gefunden zu haben, das er bei der zaghaften jungdeutschen Publizistik vermißte, die Möglichkeit, aktiv in den Kampf gegen die Reaktion einzugreifen. Mit seinen drei Broschüren, die einen ungewöhnlichen Widerhall beim Publikum fanden, und mit seinen weiteren Artikeln wurde er ein militanter Sprecher der Linksopposition, der er seine literarischen Fähigkeiten völlig zur Verfügung stellte. Noch immer erschien ihm der Ideenkampf entscheidend für die Umwandlung der Gesellschaft, und deshalb suchte er dort einzugreifen, wo er am heftigsten tobte. In dieser Zeit galt sein Interesse völlig der Philosophie, weil in Deutschland damals nur auf diesem Gebiet die revolutionärsten Gedanken erörtert wurden. Es genügte Engels nicht mehr, radikaler Literat jungdeutscher Prägung zu sein, er entschloß sich, seine bis dahin fragmentarische philosophische Bildung zu vertiefen, um in Zukunft auf diesem Gebiet besser gerüstet zu sein.

Da aber führte sein Beruf ihn nach England. In kürzester Zeit machte sich Engels dort mit dem englischen Leben vertraut. Er stieß auf eine Reihe von gesellschaftlichen Erscheinungen, die sich grundlegend von denen unterschieden, die er von Deutschland her kannte. Die wichtigste Tatsache in dieser Hinsicht war die Existenz einer zahlenmäßig starken Klasse von Proletariern, die im Unterschied zu ihren deutschen Klassengenossen bereits einen beachtlichen Bewußtseinsstand erreicht hatten (die Stufe des Trade-Unionismus), Streiks durchführten und Organisationen zur Verteidigung ihrer Interessen geschaffen hatten. Diese Klasse war in [309] England die Trägerin des Fortschritts, auf sie konnte man sich bei einem revolutionären Kampf stützen, hier fand der revolutionäre Gedanke seine Zuflucht und nicht bei der Intelligenz, wie das in Deutschland der Fall war. Der revolutionäre Charakter dieser Klasse ergab sich aus ihrer ökonomischen Lage als der am meisten ausgebeuteten Gesellschaftsschicht. Das hatte Engels bald erkannt, und er wandte seine ganze Aufmerksamkeit der Untersuchung der ökonomischen und ethischen Lage des englischen Proletariats zu. Er machte sich mit den bisherigen theoretischen Forschungsergebnissen bekannt und setzte sich kritisch mit ihnen auseinander. Sein Interessenschwerpunkt verlagerte sich von der Philosophie auf die *Ökonomie*. Damit war die dritte und letzte Etappe seiner Entwicklung zum Kommunismus erreicht. Engels tat den letzten Schritt, den zu tun ihm noch übriggeblieben war. Er war zu der Überzeugung gelangt, daß das eigentlich Bestimmende für die gesamte Gesellschaftsentwicklung die ökonomischen Bedingungen sind, unter denen die einzelnen Gesellschaftsklassen leben, und daß das Proletariat die einzige gesellschaftliche Kraft darstellt, die in der Lage ist, die Umwälzung und damit eine neue, gerechte Gesellschaftsordnung herbeizuführen. Er überwand den junghegelianischen Idealismus und wurde ein konsequenter Verfechter der Interessen des Proletariats.

Die bisherigen kommunistischen Theorien waren utopisch gewesen, unwissenschaftlich, es hatte ihnen an konkreter Kenntnis der Lebensbedingungen des Proletariats gefehlt, und doch war nur auf Grund genauer Sachkenntnis in dieser Hinsicht eine wahrhaft wissenschaftliche Anleitung zu einer

Veränderung dieser Lebensbedingungen möglich. Gerade dieses Ziel nun steckte sich Engels als sein nächstes, getreu seinem ursprünglichen Vorsatz, dort aktiv zur Umgestaltung der Gesellschaft beizutragen, wo es am wichtigsten ist; und noch während seines ersten Englandaufenthalts traf er Vorbereitungen zu seiner ersten wissenschaftlichen Studie über die Lage der arbeitenden Klasse in England, einem Werk, das vom Standpunkt des Proletariats aus geschrieben ist und Gültigkeit besitzt nicht nur für das englische Proletariat, sondern als Ansporn und Beispiel auch für das Proletariat der übrigen Völker.

Aus diesen Komponenten, unter diesen Umständen bildete sich die politische Überzeugung des jungen Engels heraus.

Der vorliegende Beitrag zur Engelsforschung beschäftigte sich vor allem mit literarischem Material und literarischen Beziehungen, die bisher [310] noch unzureichend aufgeheilt und oft unterschätzt worden sind. Eine ähnliche Analyse mit den philosophischen und ökonomischen Problemen in der Entwicklung des jungen Engels während dieses Zeitabschnitts vorzunehmen, überschritte den Rahmen dieser Arbeit; auch pflegt die Fachliteratur sich mit ihnen weit häufiger zu befassen. Das mag die thesenartige Knappheit in der Behandlung dieser Problematik erklären, die für unser Thema nur Ausgangs- und Endpunkt sein konnte und auf die Tendenz der weiteren Entwicklung hinweisen sollte.

Auf die zweite eingangs gestellte Frage, *inwieweit Engels sich am literarischen Geschehen seiner Zeit beteiligte, welche Stellung er darin einnahm*, gibt uns ebenfalls das Material hinreichenden Aufschluß. Trotz seiner Jugend, Unerfahrenheit und der unzulänglichen fachlichen Bildung, die er auf die verschiedenste Weise zu vervollkommen trachtete, erwarb sich Engels in unglaublich kurzer Zeit als radikaler Literat einen Namen. Innerhalb eines Jahres war er unter seinem Pseudonym Friedrich Oswald bereits so bekannt, daß sich ihm der Zutritt zu vielen Redaktionen und bedeutenden Privatkreisen erschloß. Anerkennung fand er vor allem als Literaturkritiker. Beim „Telegraph für Deutschland“ rückte er bald vom Korrespondenten zum ordentlichen Mitarbeiter der Redaktion auf. Obwohl er in seinen Ansichten nicht immer mit Karl Gutzkow, dem Chefredakteur des Blattes, einer Meinung war, machte ihn dieser doch zum Sprecher der Redaktion, am nachdrücklichsten in dem programmatischen Artikel „Deutschlands Gegenwart“, der den Jahrgang 1841 eröffnet. Die Mitarbeit des jungen Engels an diesem Blatt währte beinahe drei Jahre und wurde von Engels selbst abgebrochen, nachdem er sich allzuweit von der Tendenz des Blattes entfernt hatte.

Engels hatte sich jedoch nicht an eine einzige Zeitschrift gefesselt, zumal es sich beim „Telegraph“ um das Organ einer Gruppe von Schriftstellern handelte, gegen deren ästhetische und politische Grundsätze er wesentliche Einwände vorzubringen hatte. Genau ein Jahr nach seinem journalistischen Debut im „Telegraph für Deutschland“ begann er seine literaturkritischen Analysen in der Braunschweiger „Mitternachtzeitung für gebildete Leser“ zu publizieren. Die Zusammenarbeit mit diesem Blatt zerschlug sich jedoch nach einem Dreivierteljahr infolge der unseriösen Geschäftsgebarung seines Redakteurs.

Damals trugen Engels, Schücking und Püttmann sich mit dem Plan, [311] eine Sammlung von Shelley-Übersetzungen herauszugeben; auch die Übersetzung einer großen spanischen Ode von José Manuel Quintana für das „Gutenbergs-Album“ durch Engels fällt in diese Zeit.

Ein Jahr lang war Engels Bremer Korrespondent des Cottaschen „Morgenblatts“, und eines seiner dort veröffentlichten Gedichte wurde unter die „Lieder der Zeit“ aufgenommen, eine Anthologie zeitgenössischer radikaler Lyrik. Auch die Bremer Lokalpresse veröffentlichte einige Gedichte und Novellen des jungen Engels.

Nach zwei Jahren publizistischer Tätigkeit in Bremen hatte Engels sich bereits einen solchen Ruf erworben, daß er noch vor seiner Abreise nach Berlin in den Mitarbeiterstab des von Carl Riedel geleiteten „Athenäums“ aufgenommen wurde. Hier veröffentlichte er jedoch nur ein einziges Feuilleton. Als Mitglied des „Vereins der Freien“ stellte er sich bald auf den äußersten linken Flügel der junghegelianischen Schule. In der ersten Hälfte des Jahres 1842 griff er mit zwei Broschüren in den Kampf zwischen der „freien“ Philosophie und der philosophischen Theologie ein. Durch die erste

widerlegte er die „Philosophie der Offenbarung“ mit wissenschaftlichen Argumenten, in der zweiten verhöhnnte er sie auf parodistische Weise. Beide Broschüren wurden damals berühmt. Engels erweiterte mit ihnen seinen Wirkungsbereich über den Leserkreis hinaus, den er sich durch seine journalistischen Arbeiten bereits erobert hatte. In der gleichen Periode begann er als „philosophischer Musterreiter“ der Junghegelianer (wie er sich Ruge gegenüber ausdrückte) in der „Rheinischen Zeitung“ zu publizieren, dem Blatt der fortschrittlichen rheinischen Bourgeoisie, das sich nach dem Eintritt des jungen Marx in die Redaktion bald einen Ruf als fortschrittlichste preußische Zeitung erwarb.

Der Weg des jungen Engels zu literarischem und journalistischem Ruhm war also sehr schnell und sehr kurz. 1839 hatte er zu publizieren begonnen, und Anfang 1842 standen ihm bereits die radikalsten Redaktionen und Verlage offen. Die dritte Broschüre, mit der Engels zusammen mit Edgar Bauer in die Polemik der junghegelianischen Liberalen gegen Staat und Kirche eingriff, erschien bereits in der Schweiz, in die sich ein großer Teil der oppositionellen Kräfte Deutschlands vor der Verfolgung geflüchtet hatte. In Ruges „Deutschen Jahrbüchern“ konnte Engels nur einen einzigen Beitrag veröffentlichen, die letzte Literaturkritik dieser Periode; dann wurde die Zeitschrift verboten. Die Gründung einer neuen [312] Zeitschrift ähnlichen Charakters, für die Engels Beiträge liefern sollte, kam nicht mehr zustande. Auch in diesem Falle diente die Schweiz als Ausweichstelle, es erschienen hier die Beiträge, die in dieser Zeitschrift nicht mehr hatten veröffentlicht werden können, unter dem gegen die Zensurbestimmungen gerichteten Titel „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz“ als Sammelband.

In England kam Engels sehr bald in Verbindung mit den sozialistischen Blättern „The New Moral World“ und „The Northern Star“. Außerdem sandte er von hier aus auch Beiträge an deutsche radikale Zeitschriften, die im Auslande erschienen und illegal nach Deutschland eingeschmuggelt wurden, wie die „Deutsch-Französischen Jahrbücher“, der „Schweizerische Republikaner“ und der Pariser „Vorwärts!“. In diese Zeit fallen bereits die ersten Kontakte mit Karl Marx, es begann der Prozeß der Herausbildung des wissenschaftlichen Sozialismus, in dem die beiden Freunde die ideologische Führung übernahmen.

Schließlich gilt es noch festzustellen, *inwieweit die Urteile des jungen Engels über literarische Erscheinungen auch heute noch gültig sind*, das heißt, worin der bleibende Beitrag dieser Jugendarbeiten für Literaturgeschichte und Literaturkritik besteht. Das vorläufig bekannte Quellenmaterial, an dessen Vollständigkeit gezweifelt werden muß, bezeugt nicht nur eine große Breite der literarischen Interessen des jungen Engels, sondern liefert auch die Belege dafür, daß er innerhalb dieser kurzen Zeit sich mit einem jeden wichtigen oder aktuellen Problem auseinandersetzte. Bei näherem Hinsehen zeichnen sich einige größere Problemkomplexe dieser Art ab.

Zunächst das Problem der Traditionswahl. Hier finden wir bei Engels vor allem ein Gefühl tiefer Verehrung gegenüber den beiden größten Klassikern der deutschen Literatur, ein Gefühl, das in damaliger Zeit keineswegs selbstverständlich war. Tobte doch damals gerade besonders um Goethe ein erbitterter Streit, und selbst über Schiller war man sich nicht einig. Engels sah in beiden ein gesundes Gegengewicht gegen all die wertlosen literarischen Eintagsfliegen, die damals kurzlebige Sensationen erregten. Goethe war für ihn die größte dichterische Autorität, der Schöpfer unübertrefflicher Werke, vor allem der Dichter des „Faust“. Obwohl Engels sich als Schüler Börnes bekannte, verurteilte er von Anfang an dessen Goethehaß, den er aus seinem Börnebild als eine fremde, [313] unorganische Erscheinung ausschied. Die Klassik war für den unbestrittene Gipfelpunkt der deutschen Literatur.

Ein außerordentlich enges Verhältnis besaß Engels zu einem der größten Literaturdenkmäler des deutschen Mittelalters, dem Nibelungenlied. Er gab nicht nur eine künstlerische und historische Einschätzung dieses Werkes, sondern darüber hinaus noch eine persönliche Deutung des Symbolgehalts der Siegfriedgestalt. In dem kühnen Jung-Siegfried sah er ein Symbol für die deutsche Jugend seiner Zeit, das Kämpfertum und den unbeugsamen Charakter dieses Helden wünschte er ins neunzehnte Jahrhundert zu übertragen. Deshalb hielt er auch Umschau nach einer geeigneten Bearbeitung der Siegfriedsage, in der gerade diese Züge bewahrt waren.

Eine weitere lebendige Traditionsquelle war für ihn die gesamte Volksdichtung: Volkslieder, Volkssagen, Volksmärchen, Volksbücher als Ausdrucksformen der schöpferischen Dichterkraft des einfachen

Volkes. Bei der Bewertung ihrer Bedeutung für die Gegenwart und ihrer gesellschaftlichen Funktion unterschied er jedoch streng zwischen fortschrittlicher und reaktionärer Wirkung, und dieser Scheidung entnahm er seine Kriterien für ihre Propagierung. An die Volksliteratur, die für weite Kreise die einzige geistige Nahrung darstellte, legte er andere und strengere Maßstäbe als an Werke, deren Wirkung sich auf einen eng begrenzten intellektuellen Leserkreis beschränkte. Von diesem Gesichtspunkt aus kritisierte er auch das Verhältnis der Romantik zur Volksliteratur, da hier vor allem jene Elemente propagiert würden, die retrograden Tendenzen entgegenkamen.

Die grundsätzlich ablehnende Stellung des jungen Engels zur deutschen Romantik galt nicht nur ihrer Literatur, sondern auch der von Regierung und Adel unterstützten reaktionären politischen Ideologie. Die Politisierung der Romantik ist ein Beweis dafür, daß die Lösung aktueller gesellschaftlicher – auch direkt politischer – Probleme in der zweiten Hälfte der dreißiger und zu Beginn der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in zunehmendem Maße auch auf literarischem und philosophischem Gebiet angestrebt wurde, nicht zuletzt deshalb, weil der Regierungsopposition eine offen politische Diskussion nicht möglich war. Die romantischen Ideen waren bei weitem nicht auf literarische Fragen beschränkt. Als herrschende Ideologie der preußischen Reaktion trat die Romantik auf dem Gebiet des Staatsrechts als Historische Schule auf, die [314] die Berechtigung des Bestehenden aus einer „organischen“ historischen Entwicklung abzuleiten strebte. Sowohl Engels als auch Marx lehnten die Anschauungen dieser Schule von Anfang an entschieden ab.

Die Historische Schule verzeichnete unter anderem auch Sinn und Verlauf der Befreiungskriege und mißbrauchte sie zu einer reaktionären chauvinistischen Propaganda. Auch diese Bestrebungen lehnte Engels in seinen literaturkritischen Beiträgen schroff ab.

Schließlich bekämpfte Engels auch im Namen der Junghegelianer den romantischen Einfluß in der Philosophie durch sein Auftreten gegen Schellings „Philosophie der Offenbarung“ und gegen dessen Versuche, religiöse Dogmen in die moderne Wissenschaft einzuschmuggeln. Überall, wo die reaktionäre Romantik, unterstützt von den herrschenden Mächten, ihr Haupt erhob, griff Engels sie an.

Einen weiteren Problemkomplex in den Arbeiten des jungen Engels bildet die Moderne, das Junge Deutschland, mit dem Engels einige Zeit in engerer Verbindung stand. Dieser Kontakt hatte sich aus mehreren Gründen ergeben. Engels machte zum erstenmal in den Jahren 1838 und 1839 mit dieser Bewegung Bekanntschaft, also drei bis vier Jahre nach dem Erlaß des immer noch gültigen berichtigten Bundestagsbeschlusses, der das Junge Deutschland mit der Gloriole einer oppositionellen, ja revolutionären Gruppe umgab. Wenn auch dieser Ruf, den das Junge Deutschland genoß, in keinem Verhältnis zu seinen wahren Verdiensten stand, vermochte es doch durch den Geist der Unzufriedenheit mit den herrschenden Verhältnissen, der seine Schriften erfüllte, Gleichgesinnte wie Engels anzuziehen. Schon ihr Name Junges Deutschland, den Wienbarg als Gegenbegriff gegen das alte, verknöcherte Deutschland geprägt hatte, klang für einen oppositionellen Geist verlockend. Einige Grundsätze, die das Junge Deutschland verkündete, entsprachen zudem genau den Vorstellungen des jungen Engels, der sich vor allem das Losungswort „Zeitideen“ zu eigen machte, die Forderung nach einer unmittelbaren Beziehung der Literatur zu den Problemen der Gegenwart, den Drang nach politischer Aktivität, wenn dieser auch angesichts der strengen Zensurbestimmungen sich nur maskiert an die Öffentlichkeit wagen durfte. Alle diese Tendenzen kamen dem Wunsch des jungen Engels entgegen, sich aktiv an einer Reform der gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland zu beteiligen.

Noch mehr faszinierte ihn das Losungswort „Tat“, der Drang, aktiv [315] einzugreifen, nicht bei der Proklamierung von Grundsätzen stehenzubleiben, sondern sie in die Tat umzusetzen. Das hatte schon Wienbarg in den „Ästhetischen Feldzügen“ verkündet; aber in der Zeit, als Engels sich dem Jungen Deutschland näherte, war dieser Gedanke längst nicht mehr lebendig. Engels verband deshalb sein Ideal der Tat, der aktiven politischen Praxis, mit dem Namen Börnes, als dessen Propagator er sich betrachtete.

Nachdem Engels sich überzeugt hatte, daß beide Losungsworte, „Zeitideen“ und „Tat“, im Jungen Deutschland nur noch Schall und Rauch waren, ließ er gewisse Rücksichten, die er bis dahin bei der Beurteilung der künstlerischen Qualitäten jungdeutscher Werke noch hatte walten lassen, endgültig

fallen, löste sich von dieser Bewegung, die keine Entwicklungsperspektiven mehr besaß und ihn in seiner Entwicklung nur noch hemmen konnte, und schritt auf den von Börne vorgezeichneten Wegen weiter. Er lieferte eine scharfe und gerechte Kritik des Jungen Deutschland, der politischen und künstlerischen Unzulänglichkeit und Halbschlächtigkeit dieser Bewegung, eine Kritik, die treffender ist als die Einschätzungen späterer bürgerlicher Literaturhistoriker. An die Grundgedanken dieser Kritik knüpft auch die moderne marxistische Literaturwissenschaft der DDR an.³¹¹

Die Kritik des jungen Engels erstreckte sich jedoch nicht nur auf Erscheinungen der literarischen Praxis. Es ist geradezu überraschend, wie richtig er trotz seiner relativ noch geringen literarischen Erfahrung das Wesen der Schriftsteller zu erfassen vermochte, mit denen er sich befaßte. Seine Charakteristiken Freiligraths, Gutzkows, Wienbargs, Platens, der Brüder Grimm, Arnchts und Immermanns haben auch heute noch nichts von ihrer Gültigkeit verloren und stellen eine große Hilfe für die moderne marxistische Literaturwissenschaft dar. Einige dieser Charakteristiken sind nichts geringeres als Neuentdeckungen für ihre Zeit, so etwa die Bewertung der Droste, andere wieder decken Züge auf, die von der zeitgenössischen Kritik völlig unbeachtet geblieben waren. Methodisch interessant sind auch seine schroff ablehnenden Analysen damals berühmter Schriftsteller, die heute längst der Vergessenheit anheimgefallen sind: Karl Beck, Joel Jacoby, Theodor Mundt, Gustav Kühne, Eduard Duller, Alexander Jung.

[316] Einwände zu erheben wären lediglich gegen die Überschätzung Börnes und die Unterschätzung Heines durch den jungen Engels, deren Gründe wir ausführlich dargelegt haben. Ein Hauptgrund für diese Disproportionalität war Engels' Drang nach unmittelbarer aktiver Betätigung im Kampf für die Ideen des Fortschritts. Engels hatte damals noch nicht den grundlegenden Unterschied zwischen den Anschauungen des revolutionären Republikaners Börne und des revolutionären Demokraten Heine erkannt. Er schloß sich deshalb den Anschauungen Börnes an, die es ihm eher zu ermöglichen schienen, in den Prozeß der gesellschaftlichen Veränderungen einzugreifen, als die Anschauungen Heines, die im Gegensatz zu Börne nicht an der Oberfläche der Staatsform blieben, sondern zum Kern der gesellschaftlichen Problematik vordrangen, indem sie die materiellen Interessen der arbeitenden Volksmassen auf die Tagesordnung setzten. Der Zeitabschnitt, während dem Engels sich an die Seite Börnes gegen Heine stellte, war relativ kurz, und selbst in dieser Zeit kann man nicht von *grundlegenden* Meinungsverschiedenheiten in den Fragen der Gesellschaftsreform sprechen. Von einer Gegnerschaft läßt sich höchstens in ethischer Hinsicht sprechen. Es heißt jedoch die Wirklichkeit verzeichnen, wenn man für diese Zeit von einer *absolut* ablehnenden Haltung des jungen Engels gegenüber Heineschen Anschauungen spricht. Auch muß man berücksichtigen, daß damals die revolutionärsten Werke Heines noch nicht veröffentlicht waren. Engels hat dann sein Urteil über Börne und Heine sehr bald korrigiert, und wenn er auch nie seine Achtung für den unbeugsamen Republikaner Börne verlor, so mußte ihn doch seine politische Entwicklung immer mehr in die Nähe Heines führen. Eines der ersten öffentlichen Bekenntnisse zu Heine stammt noch aus dem Jahre 1844. Engels übersetzte damals für die Zeitschrift „The New Moral World“ die „Schlesischen Weber“ von Heine ins Englische und schrieb dazu einen außerordentlich positiven Kommentar. Heine wurde dann durch sein revolutionäres Werk ein Freund und Verbündeter der beiden Theoretiker des wissenschaftlichen Sozialismus, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die von Heine verkündete Zukunft des „Glücks für alle Erdenkinder“ durch die proletarische Revolution herbeizuführen.

Angesichts dieser Tatsachen ist es bewundernswert, wie sicher, treffend und tief trotz gelegentlicher Schwankungen Engels' literarisches Urteilsvermögen war, und zwar bereits in der Zeit, als sich seine revolutionäre [317] Weltanschauung erst herauszubilden begann: bewundernswert, welch großer Reichtum an Gedanken uns bereits aus diesen Jahren überliefert ist. Seine literaturkritischen Urteile weisen bereits Merkmale auf, die auch die marxistische Literaturkritik auszeichnen. Obwohl zuweilen nur theseartig formuliert, weisen sie doch immer in die richtige Richtung.

Aus unserer Analyse ergeben sich folgende allgemeingültige Thesen, die in die Gebiete der Ästhetik, der Literaturkritik und der Literaturgeschichte eingreifen:

³¹¹ Vgl. vor allem Walter Dietze: Junges Deutschland und deutsche Klassik, Berlin 1957.

Grundkriterium des jungen Engels für die Beurteilung von Literatur war deren Beziehung zur Wirklichkeit. Engels betrachtete die Literatur nie als autonome Erscheinung, als Selbstzweck, immer war er davon überzeugt, daß literarische Werke eine gesellschaftliche Funktion besitzen. Deshalb erklärte er sich auch nie mit Flucht Tendenzen in der Dichtung einverstanden (vgl. seine Kritik der Freiligrathschen Wüstenpoesie), ebensowenig wie mit formalistischen Verirrungen (vgl. den Artikel über Platen). Außerordentlich hoch schätzte er die volkstümliche Literatur, an die er höchste Ansprüche stellte. Das Problem der Volkstümlichkeit in der Literatur war für ihn unlösbar verbunden mit dem des Patriotismus. Er forderte von literarischen Werken einen im Geist des Fortschritts erzieherisch wirkenden Inhalt, ohne jedoch Konzessionen an die oberflächliche Tendenzdichtung und die politische Phrasenhaftigkeit zu machen. Dichterische Werke beurteilte er nie lediglich nach ihrem Inhalt. Stets berücksichtigte er auch die formalen Elemente: Sprache, Stil, das gesamte System der Ausdrucksmittel in ihrer Beziehung zum Inhalt. Seine kritische Methode bei der Untersuchung eines Werkes war grundsätzlicher Art, frei von persönlichen Motiven, selbständig und erfüllt von dem ehrlichen Bemühen, die spezifischen Züge des jeweiligen Autors zu erfassen. Vom Dichter forderte er die Fähigkeit persönlichen Erlebens und die Fähigkeit, das Erlebte individuell auszudrücken, Aufrichtigkeit, innere Aufgeschlossenheit gegenüber allen zukunftsweisenden Kräften, das heißt eine fortschrittliche Weltanschauung.

Jedes dieser Ideenfragmente erhielt erst später seine endgültige Gestalt. Die marxistische Literaturwissenschaft wird in Engels' literarischer Jugendperiode viele Anregungen finden, eben weil der Weg des jungen Engels zum revolutionären Demokraten über die Literatur geführt hat.

[318]

Nachwort

Es ist eine große Ehre für mich, daß diese Studie über die Anfänge der geistigen Entwicklung des jungen Friedrich Engels in dem ersten deutschen Staate, der den von Engels vorgezeichneten Weg geht, veröffentlicht wird. Ziel meiner Monographie ist es, zur Erhellung einiger literarischen Aspekte im Entstehungsprozeß des Marxismus beizutragen. Sie entstand durch die Überarbeitung meiner Dissertation zur Erlangung der wissenschaftlichen Kandidatur, die 1958 vor dem wissenschaftlichen Rat der Philosophischen Fakultät der Prager Karls-Universität verteidigt wurde.

Ich möchte nicht versäumen, an dieser Stelle dem Direktor der Bibliothek des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Herrn Prof. Dr. Bruno Kaiser, für seine wertvollen Ratschläge und seine unermüdliche Hilfsbereitschaft zu danken. Mein Dank gilt nicht zuletzt auch Herrn Prof. Dr. Auguste Cornu, Träger des Friedrich-Engels-Preises der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, der den Verlauf dieser Arbeit mit tätigem Interesse verfolgt hat.

Prag, im August 1960.

Věra Macháčková

[319]

ANHANG
Zwei Briefe von Friedrich Engels an Levin Schücking*

[321]

* [325] Diese Briefe wurden erstmals veröffentlicht von Karl Schulte-Kemminghausen in der „Wissenschaftlichen Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe“ (Jahrgang 1957/58, S. 568/569 und Jahrgang 1955/56, S. 441–443). Dieser Veröffentlichung sind auch die folgenden Anmerkungen entnommen. Der Brief vom 18. Juni fand sich im Archiv der Familie Schücking in Sassenberg, der vom 3. Juli im Droste-Archiv in Haus Stapel bei Havixbeck.

Lieber Herr Schücking! Bremen 18. Juni 1840

Nochmals meinen herzlichen Dank für Ihre freundliche Aufnahme und für das schöne „Andenken an Münster“! Ich habe es in Osnabrück in einem Zuge und mit großem Genusse durchgelesen, und be-
neide die Dichterin um ihre originellen und zarten Naturbilder, um die vielen versteckten Herrlich-
keiten, um die Verwandtschaft mit Byron, die Sie, wenn ich nicht irre, damals in Ihrer Kritik³¹² auch
hervorhoben. Es ist eine Schande, daß diese Gedichte ohne allen Eindruck vorübergegangen sind,
aber was soll diese Innigkeit auch dem flachen Lesepublikum unsrer Tage? Ich werde bei erster Ge-
legenheit dem Buche öffentlich Gerechtigkeit widerfahren lassen. – Wo gibt es eine in ihrer Art schö-
nere Ballade als „Der Graf von Thal“?

Was nun unsren Shelley-Plan betrifft, so besprach ich mich gleich gestern mit Schünemann; bei den
zehn Talern Honorar fuhr er wie blitzgetroffen zurück und sagte gleich, er könne sich darauf nicht
einlassen. Er kommt eben von der Messe zurück, wo er seine unzähligen Krebse³¹³ aller Art, Pieti-
stenromane, Schilderungen aus Belgien, spanische Lesebücher und andern Schöfel selbst besichtigt
hat, dazu hat er die Torheit gehabt, über theologische, welt- und literarhistorische Schriften in Leipzig
zu billigem Honorar zu kontrahieren, so daß er alle Hände voll zu tun hat. Das dumme Buchhändler-
volk meint, bei einem Commentar über die Briefe Johannis, der vielleicht 2 Taler Honorar kostet und
schlecht ausgestattet, aber auch vielleicht von 20 Studenten höchstens gekauft wird, weniger zu ris-
kieren, als bei Shelley, dessen Ausstattung + Honorar vielleicht verhältnismäßig das Dreifache kostet,
an dem aber die ganze Nation Teil nimmt. So eben war ich wieder bei Schünemann, um aus seinem
Munde die definitive Erklärung zu vernehmen, daß er sich zu diesen Bedingungen darauf nicht ein-
lassen könne; ein Bogen Gedichte enthalte nur den vierten Teil eines Bogens Prosa, so daß der Bogen
eigentlich 40 T[aler] Honorar zu stehen käme. Ich sagte ihm, es sei kein Kinder-[322]spiel, den Shel-
ley zu übersetzen, und wenn ers nicht wolle, so mög' ers in Gottes Namen bleiben lassen; er stehe
sich übrigens selbst im Licht. Er: Wenn wir nur vorher eine kleine Probe geben wollten, die wolle er
drucken und dann könne man sehen, was zu machen sei. Ich: Schücking und Püttmann seien keine
Leute, die sich auf Proben einließen, und was bei andern Proben, das tue bei diesen der Name. Wollen
Sie oder nicht? Er: Unter diesen Bedingungen nicht. – Muy bien³¹⁴, Betteln war unter unsrer Würde,
so ging ich. Ich bin nun der Ansicht, daß diese fehlgeschlagene Hoffnung uns ganz und gar nicht
entmutigen soll; tuts der eine nicht, so tuts der andre. Püttmann, der den ersten Gesang der Queen
Mab³¹⁵ übersetzt hat, hat ihn an Engelmann³¹⁶ in Leipzig geschickt, und wenn der acceptiert, so wird
er leicht zur Annahme des Ganzen zu bringen sein. In andrem Falle wären wohl Hammerich in Altona
und Krabbe in Stuttgart die ersten, an die wir uns zu wenden hätten. Wir haben übrigens jetzt gleich
nach der Ostermesse, einen sehr ungünstigen Zeitpunkt für unsre Anerbietungen bekommen. Wären
wir im Januar, ich bin sicher, Schünemann hätte mit beiden Händen zugegriffen. Ich will doch noch
einmal zu ihm gehn und ihn Spaßes halber fragen, was für Bedingungen er uns stellen kann.

Freund Schünemann tat sich meinen Besuchen durch die Flucht entzogen; er ist auf einer Landpartie.
Er würde wahrscheinlich fünf Taler Honorar geboten und seine Lieblingsgrille, eine kleine Probe von
drei bis vier Bogen im Voraus, ausbedungen haben. An der ganzen Geschichte ist niemand Schuld
als der Pietist Wilh. Elias in Halle, an dessen bei Sch. herausgekommenen Romane: „Glauben und
Wissen“ dieser gegen 2000 Taler verliert. Wenn ich den Kerl zu packen kriege, fordr' ich ihn auf
krumme Säbel.

Was sagen Sie nun dazu? An Püttmann schreib' ich gleich heute. Mir scheint das Unternehmen zu
schön, als daß man es so ohne Weiteres sollte fahren lassen. Ein nur einigermaßen gebildeter Buch-
händler (der Sch. ist ein Dummkopf) wird den Druck mit Vergnügen übernehmen.

³¹² Diese Bemerkung bezieht sich auf Schückings Besprechung der „Gedichte von Annette Elisabeth v. D... H...“ im
„Telegraph“, Oktober 1838, Nr. 170.

³¹³ Krebse sind in der Fachsprache der Buchhändler zurückgegebene, nicht verkaufte Exemplare.

³¹⁴ Nun gut! Muy bien ist spanisch.

³¹⁵ Ein lehrhaftes Gedicht (1813) Shelleys, politisch-philosophischen Inhalts.

³¹⁶ Bei Engelmann in Leipzig erschienen 1840 die „Poetischen Werke“ Shelleys, übertragen von Jul. Seybt, in einem
Bande.

Ihrer Ansicht von der Sache sehe ich mit Verlangen entgegen und empfehle mich inzwischen Ihrem freundlichen Wohlwollen bestens!

Achtungsvoll Friedrich Engels

Was sagen Sie zu Gutzkows Herausforderung der Hallischen Jahrbücher im Telegraphen? G. scheint Menzels und Müllners kritischen [323] Terrorismus erneuern zu wollen; er mag sich hüten, daß die Jüngeren ihm nicht über den Kopf wachsen!

[MEW, Bd. 41, S. 444–446]

Sehr verehrter Freund!

Ihre lieben Zeilen vom 22. v. Mts. kamen mir leider erst am 26. zu Händen, was mir sehr unangenehm war, da ich den Abend vorher, von einem hiesigen Buchhändler, bei dem ich mich nach coulantem Verlegern erkundigte, aufgefordert, an Hammerich in Altona geschrieben und ihm den Verlag des Shelley angeboten hatte. So empfing ich erst heute Antwort von ihm, die ablehnend ausfiel, da er sich mit Verlagsunternehmungen überhäuft zu haben behauptet.

Was G. C. A. Meyer senr.³¹⁷ anbetrifft, so bin ich der Ansicht, daß wir den auf alle Fälle laufen lassen. Erstens, ist der Kerl und seine Fabrikarbeiten (Brinckmeier³¹⁸, Bärmann³¹⁹ usw.) zu gemein; zweitens würde sich Püttmann nie dazu verstehen, für dessen Verlag zu schreiben; drittens honoriert M. schauderhaft, und viertens würden wir eine Unmasse Mahnungen und andere Plackereien nötig haben, um das Honorar einzutreiben. Ich liege augenblicklich selbst mit ihm in Mahnungen begriffen, wegen des Honorars meiner Artikel in der Mitt. Zeitung, womit er nicht herausrücken will; und obwohl hier das Mittelglied Brinckmeier zwischen uns ist, so dürfte ich doch keinesfalls die Offerte machen. Ich bin leider noch ohne Antwort von Püttmann, und kann also gar keine energischen Maßregeln treffen. Überdies wird M. schon alles an seine Untergebenen verteilt haben und nichts mehr an uns von Shelley abtreten können.³²⁰ Diese Verleger sind gewohnt, unumschränkt über ihre dienstbaren Federn zu disponieren und wer von uns würde sich das gefallen lassen?

Ich halte es für das Beste, Püttmann, der in dieser Hinsicht wohl der Erfahrenste unter uns sein möchte, unbeschränkte Vollmacht zur Contrahierung zu erteilen; er wird die Sache ohne Zweifel zu unser aller Zufriedenheit ausführen und mit größerer Leichtigkeit als *ich*, wenigstens. Dazu hat er dem W. Engelmann schon die „Queen Mab“ offeriert und der wäre der rechte Verleger für uns. Und eines ist hier von großer Wichtigkeit; Sie wie ich haben bisher bloß für Journale geschrieben; Püttmann dagegen hat schon ein Werk drucken lassen und ein zweites angekündigt.³²¹ Auf dergleichen sehen die infamen Verleger.

Schünemann hatte bei Ankunft Ihres Briefes eben eine Reise angetre-[324]ten, von der er noch nicht zurück ist. Den „Coleridge“³²² will ich ihm schon aufhüften: ich habe an dem hier mit Glanz gefeierten Gutenbergfest im Champagnernebel Brüderschaft mit ihm getrunken, wodurch er sich sehr geehrt fühlte. Wenn Sie das Manuskript soweit fertig haben, so schicken Sie es mir nur zu. Die hämische Verunglimpfung der Halleschen Jahrbücher steht in Nr. 97 oder 98 des Tel[egraphen], der hier mit der Post ankommt und somit weit früher als es bei Ihnen möglich ist. Ich habe an G[utzkow] wieder einiges geschickt und bin begierig, wie er es nach dem Artikel in der Mitt[ernacht]-Zeitung (Moderne Polemik) aufnehmen wird. Von Barmen empfangen Sie einen Brief, der unbegreiflicher Weise

³¹⁷ Verleger in Braunschweig.

³¹⁸ Brinckmeier, Eduard (1811–1897), Schriftsteller, vor allem Beschäftigung mit spanischer und provenzalischer Dichtung. 1835–1839 Schriftleitung der „Mitternachtzeitung“ in Braunschweig.

³¹⁹ Bärmann, Georg Nicolaus (1785–1850), Hamburger Schriftsteller. Die Zahl seiner Schriften in hoch- und plattdeutscher Sprache beträgt über 300.

³²⁰ Im Meyerschen Verlag erschien 1840 eine Übersetzung der „Gesammelten Schriften“ von Shelley in der Bearbeitung von Ludwig Herrig und Ferdinand Prössel.

³²¹ Von Püttmann erschien 1839 „Die Düsseldorfer Malerschule“, 1841 „Tscherkessenlieder“.

³²² Schücking hatte Dichtungen Samuel Taylor Coleridges (1772–1834) übersetzt, die jedoch nicht in Buchform erschienen sind.

nichts von Püttmann enthält. Sind Sie damit einverstanden, daß P[üttmann] die Verlagsgeschichte besorgt, so schreib' ich ihm gleich nach Empfang Ihrer Antwort und übertrag' ihm alles. Auch sagen Sie mir wohl gütigst, wie es mit dem Honorar des Rheinischen Jahrbuchs³²³ aussieht; ich schicke dieser Tage einiges an Freiligrath. Es ist mir hier grade nicht um die Blechung zu tun, ich weiß aber gern vorher, woran ich mich zu halten habe.

Ihre Übersetzung aus Shelley und Coleridge in Pfizers BI[ättern]³²⁴ hab' ich mit Vergnügen gelesen; ich werde heut mit Shelleys „Sensitive Plant“ fertig und schicke sie ihm gleichfalls zu. Dieses herrliche Gedicht ist in einem Geiste geschrieben, der den D[roste]schen Produktionen noch verwandter als Byron ist. Diese gewähren mir fortwährend großen Genuß, und ich sage Ihnen wiederholt meinen Dank dafür.

Mit der Versicherung aufrichtiger Hochachtung empfehle ich mich Ihrem freundlichen Andenken.

Bremen, 2.7.1840

ganz ergebenst Fr. Engels

[MEW, Bd. 41, S. 447–448]

³²³ Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie. Herausgegeben von Freiligrath, C. Matzerath und K. Simrock, Erster Jahrgang: Köln 1840.

³²⁴ Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands. Nach 1836 herausgegeben von Gustav Pfizer.